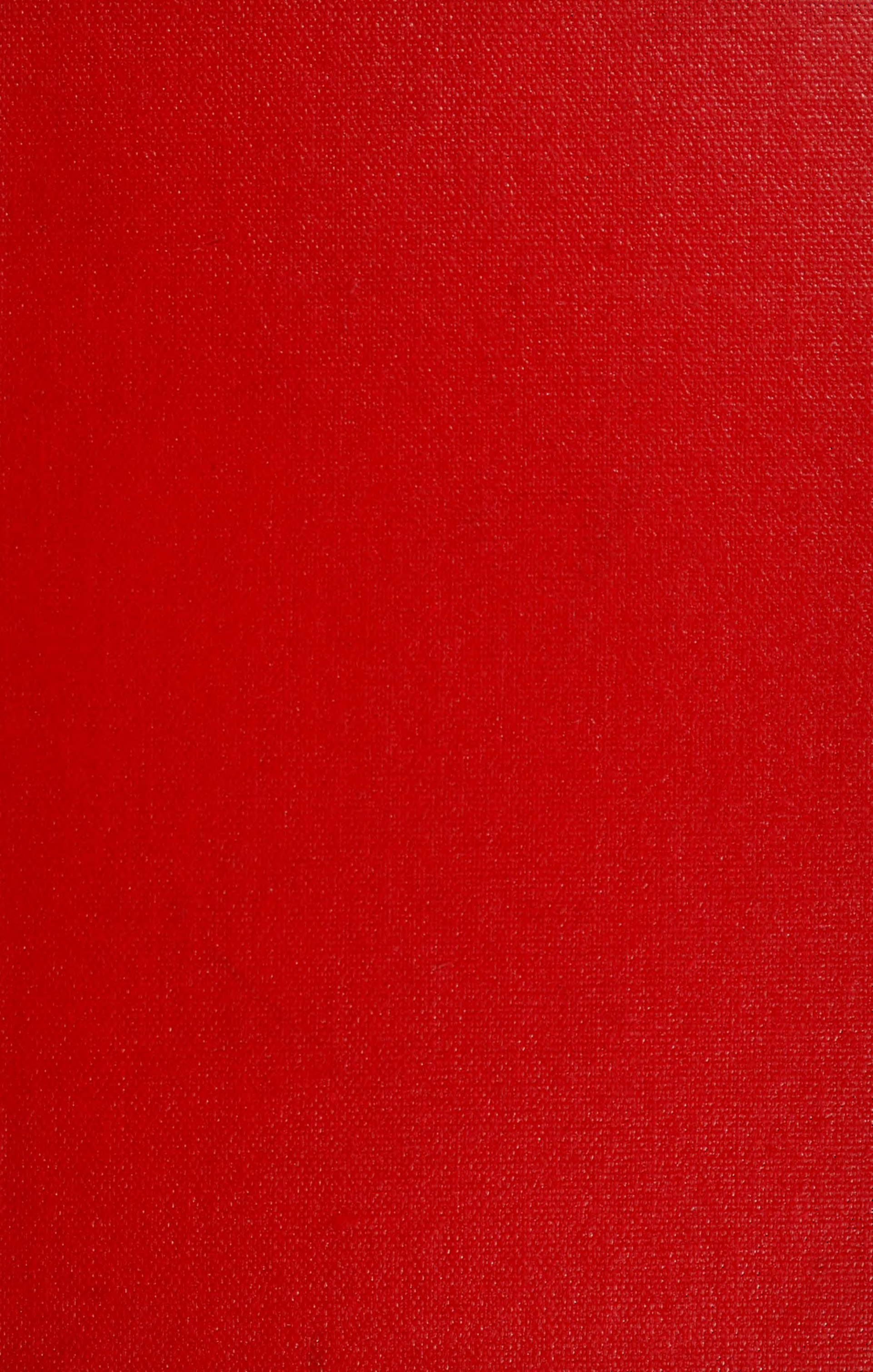
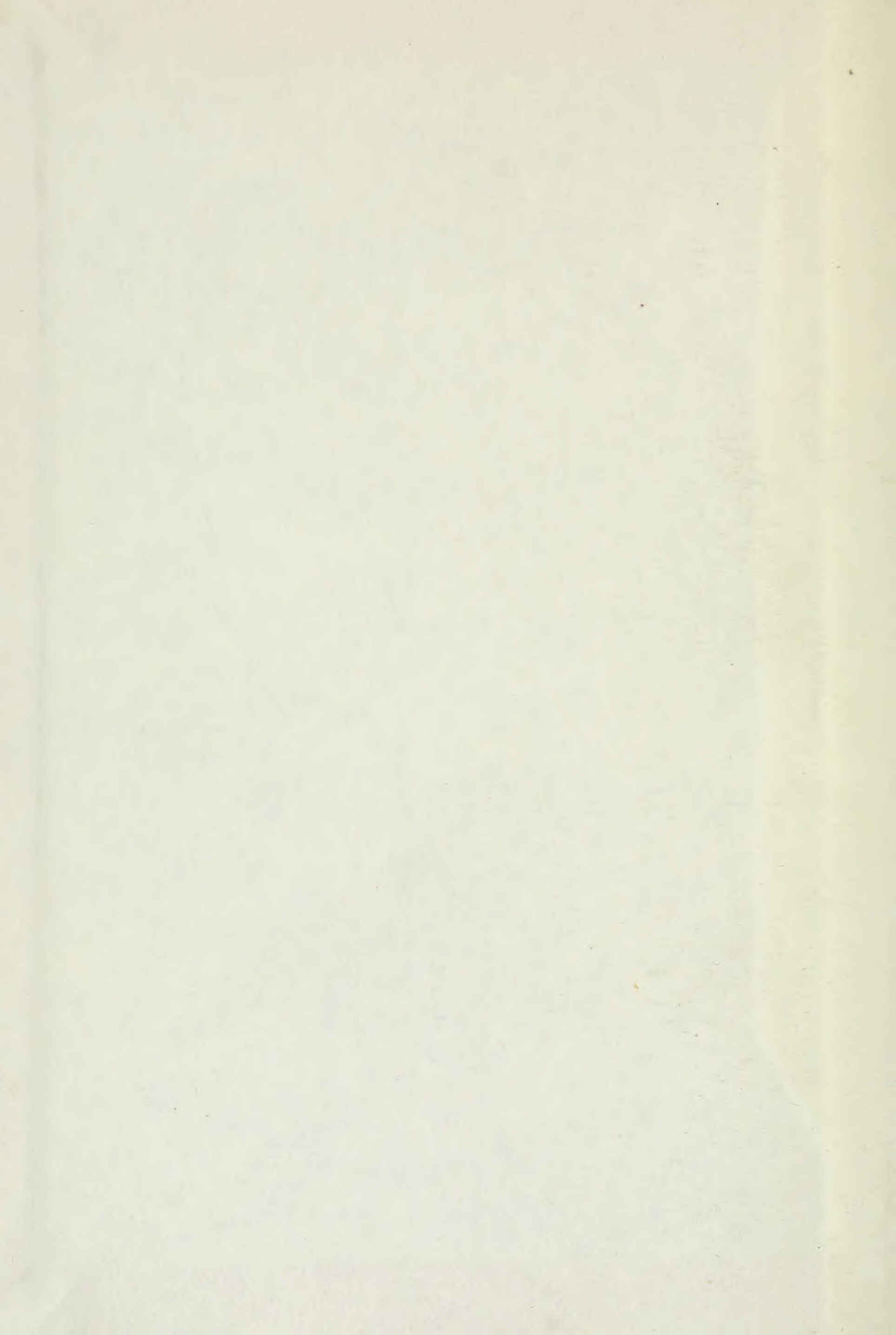
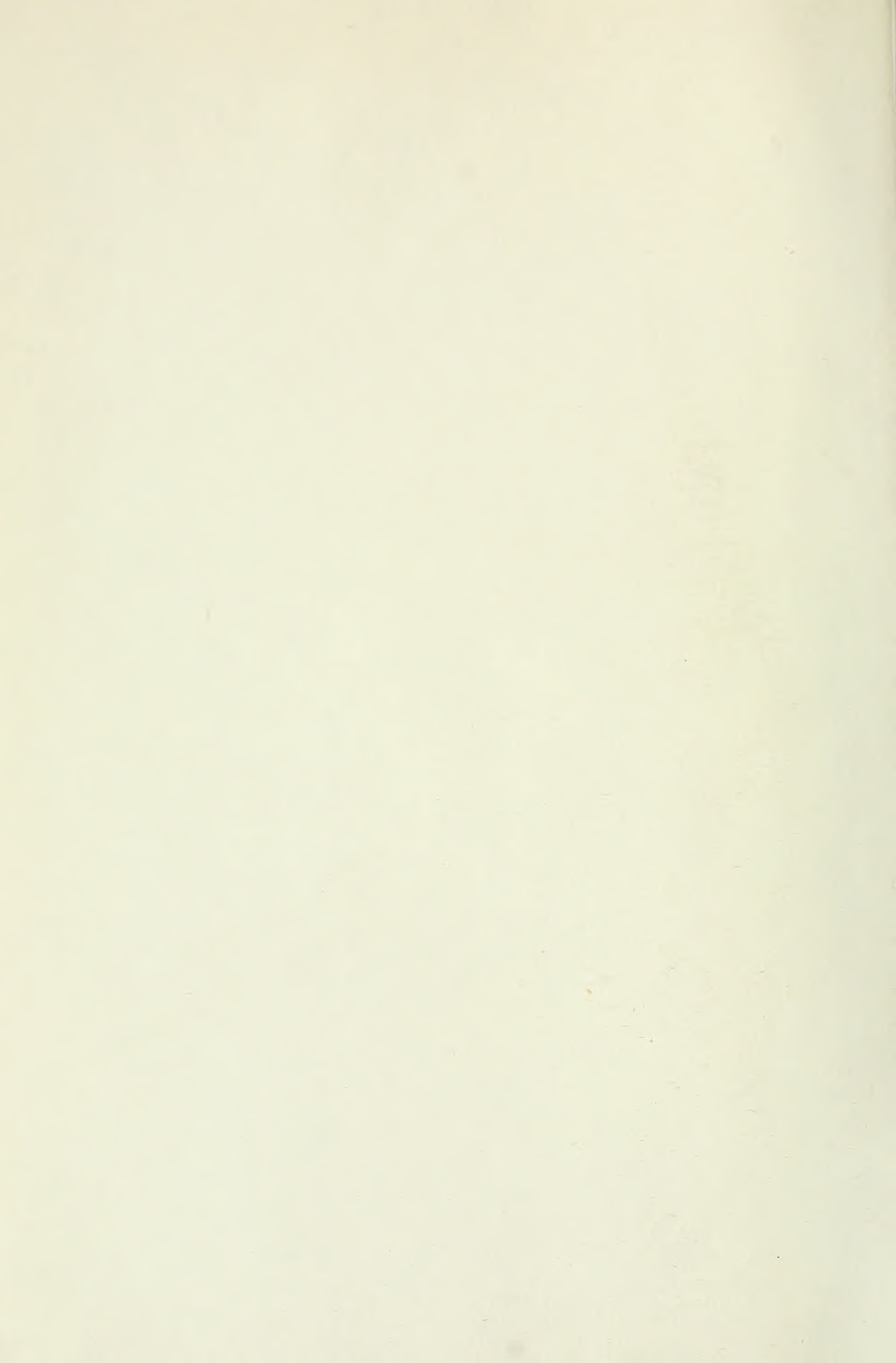
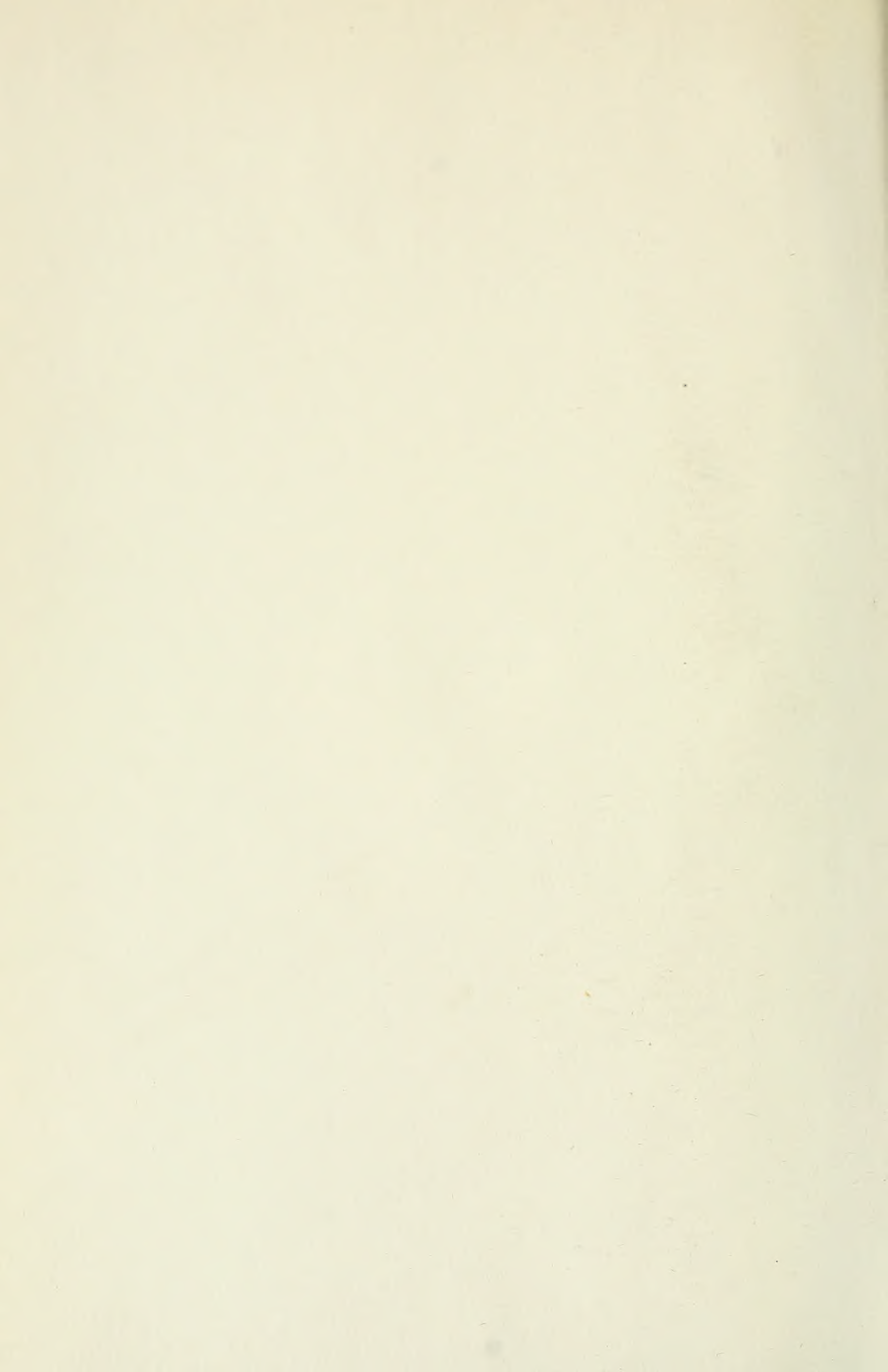












Schillers Persönlichkeit

Urtheile der Zeitgenossen und Documente
gesammelt von Julius Petersen

Dritter Theil



10519 7
28/9/10

Gesellschaft der Bibliophilen
Weimar 1909

Jena (1794–1799).

Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

Nach einer mir öffter von meiner seeligen Mutter gemachten Aeußerung wünschte mein seeliger Vater, daß sein erstgebornes Kind, in seinem Vaterland geboren werden möchte, und dieß mochte ihn auch mitbewogen haben im August 1793 nach Schwaben zu reisen.

Um in der Nähe eines ihm befreundeten Arztes während der Entbindung meiner Mutter zu seyn zog mein Vater nach Ludwigsburg, wo Dr. v. Hoven lebte.

Hier ward ich nun am 14t. Sept. 1793 geboren und am 23. September in der dortigen Stadtkirche getauft, wobey ich die Namen Carl Friedrich Ludwig erhielt.

Meine Taufpathen waren anwesend meine Großeltern väterlicher Seits, Frau Hauptmann v. Hoven u. Frau Hofmedicus v. Hoven, abwesende Taufpathen waren die Herzogin Louise von Sachsen-Weimar, Freiherr Carl Theodor v. Dalberg, damals Coadjutor in Erfurt, nachheriger Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt, Frau Obersthofmeisterin von Lengefeld Großmutter in Rudolstadt.

1794. Im Monat May kehrten meine Eltern nach Jena zurück.

1796 am 11. July wurde mein Bruder Ernst Friedrich Wilhelm in Jena geboren.

1797/1799 kaufte mein seel. Vater einen Garten bey Jena, in welchem wir im Sommer wohnten. Aus jener Zeit, doch kann ich mich des Jahres nicht mehr erinnern, doch muß mein Vater gerade mit Wallensteins Lager beschäfftigt gewesen seyn — ist mir noch recht gut erinnerlich, daß ein Franziskaner Mönch, bei meinem Vater war, u. mit diesem längere Zeit im Garten auf und ab in lebhaftem Gespräche gieng. Mir Knaben war dieß langweilig und ich machte mir das Vergnügen auf einem Stecken

im ganzen Garten herumzugallopiren, wobey ich natürlich wenig Rücksicht auf die Rabatten u. Blumen nahm und dabey manches verdarb. Als endlich der Mönch weggieng, sahe mein Vater was ich während der Zeit angerichtet hatte, und dieß zog mir eine kleine Züchtigung zu.

Auch kamen damals mehrere sächsische Husaren Officiere zu meinen Eltern, nämlich von Thileman, der später als K. Preußischer Generalleutnant starb (1824) und Rittmeister von Funk. Ich hatte damals einen hölzernen Husaren, der gerade wie die Sächsischen angemahlt war, und als eines Abends von Thileman von uns weggehen wollte, holte ich meine Schachtel und wollte denselben wie meinen hölzernen Husaren einpacken. Später stand ich 1814 unter Thieleman einige Zeit in den Niederlanden als Gallopin, wo er mich stets sehr freundlich behandelte.

Am 11. Oktober 1799 wurde meine Schwester Caroline Friedericke Louise geboren. Meine gute Mutter war in diesem Wochenbette sehr krank, so daß man an ihrem Auffkommen zweifelte, doch erholte sie sich so daß wir im Dezember nach Weimar übersiedeln konten, wo wir dann beständig wohnten. Mit dankbarer Erinnerung möchte ich hier des Kirchenraths Griesbachs und seiner Gattin gedenken, die uns so lange wir in deren Hause wohnten so viel Liebes und Gutes erzeigt.

214. Aus Matthissons Erinnerungen.

Als ich zu Jena in Schillers Wohnung ankam, wurde mir gesagt, der Herr sey noch beschäftigt, werde aber in einer Viertelstunde gewiß zu sprechen seyn. Man führte mich in das Gesellschaftszimmer, wo ein Plan von Rom aufgeschlagen lag. Mit einem Plane von Rom hat man nirgends Langweile; aber ehe ich noch den kapitolinischen Hügel erstiegen hatte, that sich schon

die Thür des Arbeitskabinettes auf, und Schiller trat mir mit den Worten entgegen: „Eben komme ich von Ihnen her, und freue mich, Sie schon wieder zu finden". Das Räthselhafte der Bewillkommnung löste sich bald. Schiller war gerade mit einer weitläuftigen Beurtheilung meiner poetischen Versuche für die allgemeine Literaturzeitung beschäftigt.

Mein Herz wurde von der lautersten Freude durchdrungen; denn Schiller, welchen ich, vierzehn Wochen früher, zu Ludwigsburg in den Händen der Aerzte, die seinen Zustand mehr als bedenklich fanden, todtenblaß und abgezehrt verließ, stand jetzt, nach der Rückkehr aus dem Vaterlande, neukräftig und blühend vor mir da, gleich einem griechischen Heros, der sich zum olympischen Wettkampf anschickt. Er versicherte, nie mit frischerem Muth und froherer Thätigkeit gearbeitet zu haben, als nach seiner letzten physischen Wiedergeburt. Viel Großes und Herrliches bewegt er nun in der Seele; unter andern den Plan zu einem Trauerspiele, dessen Gegenstand die Belagerung von Malta durch die Türken seyn wird. An diesem dichterischen Vorhaben scheint er mit mehr als gewöhnlicher Liebe zu hangen; denn wenigstens dreymal kam er in unsern Abendgesprächen darauf zurück.

215. Aus dem Reisetagebuch des Magisters J. W. Camerer.

Jena 25. Juni 1794.

HE. Prof. Niethammer führte mich hierauf zu HE. Hofrath Schiller, zu HE. D. Griesbach und zu HE. Prof. Hufeland dem Juristen. HE. Hofrath Schiller, den ich vorher nicht kannte, schien mir eine ganz antike, griechische Bildung zu haben. Sein Ton war ruhig und sanft, und hätte in der gewöhnlichen Unterhaltung nicht das hohe Feuer errathen lassen, das seine Werke beseelt, sobald wir aber auf eine dem Patrioten wichtige, oder vollends auf eine

poetische Materie zu sprechen kamen, begeisterte sich augenblicklich alles an ihm. Wir sprachen hauptsächlich über die Schicksale der Stuttgardter Akademie-Professoren, und über die Verbesserungen der Schulanstalten und der Universität im Wirtembergischen, wobey wir, um den Unterthan nicht zu drüken, die Besoldungen der Oberforstmeister gewaltig reducirten, auch andere unbarmherzige, aber, wies uns schien, wohlthätige Operationen vornahmen, Publizität so viel möglich überall, besonders aber auch bey den öffentlichen Prüfungen der auf die Universität gehenden und von derselben abgehenden Jünglinge einführten, bey dem Examen übrigens meist schriftliche Aufsäze über eine vorgegebene Materie ausarbeiten ließen, und mehrere andere Dinge ausführten, von denen wir bedauerten, daß sie wohl noch lange blos Wunsch bleiben werden.

---

216. Aus Wilhelm v. Humboldts Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit Schiller.

Mein näherer Umgang und mein Briefwechsel mit Schiller fallen in die Jahre 1794. bis 1797. Vorher kannten wir uns wenig, nachher, wo ich mich meistentheils im Auslande aufhielt, schrieben wir uns seltener. Gerade der erwähnte Zeitraum war aber ohne Zweifel der bedeutendste in der geistigen Entwicklung Schillers. Er beschloß den langen Abschnitt, wo Schiller seit dem Erscheinen des Don Carlos von aller dramatischen Thätigkeit gefeiert hatte, und gieng unmittelbar der Periode voran, wo er, von der Vollendung des Wallensteins an, wie im Vorgefühl seiner nahen Auflösung, die letzten Jahre seines Lebens fast mit ebenso vielen Meisterwerken bezeichnete. Es war eine Krise, ein Wendepunkt, aber vielleicht der seltenste, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. Das angeborene, schöpferische Dichtergenie durchbrach, gleich einem lange ange-

schwollenen Strome, die Hindernisse, welche ihm zu mächtig angewachsene Ideenbeschäftigung und zu deutlich gewordenes Bewußtseyn entgegensetzten, und es trug aus diesem Kampfe selbst die Form idealer Nothwendigkeit reiner und klarer heraus. Den glücklichen Erfolg dieser Krise verdankte Schiller der Gediegenheit seiner Natur und der rastlosen Arbeit, mit der er auf den verschiedensten Wegen der einzigen Aufgabe nachstrebte, die reichste Lebendigkeit des Stoffs in die reinste Gesetzmäßigkeit der Kunst zu binden. Er bedurfte hierzu zugleich der schöpferischen und der beurtheilend formenden Kräfte; so sicher er aber seyn konnte, daß ihm die ersteren nie entstehen würden, so fanden sich doch in ihm Stunden, Tage des Zweifels, der Kleinmüthigkeit, ein scheinbares Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, ein Mangel an Zuversicht auf seinen Dichterberuf, wodurch jene Jahre zu einer so entscheidenden Epoche seines Lebens wurden. Denn Alles, was ihm in derselben das leichte Gelingen dichterischer Arbeiten erschwerte, erhöhte die Vollkommenheit der endlich zur Reife gediehenen.

Es war im Frühjahre 1794. als Schiller von einer in sein Vaterland gemachten Reise zurückkam, um sich wieder in Jena häuslich niederzulassen. Die große Krankheit, die seine ganze Gesundheit erschüttert hatte, und von der er eigentlich nie ganz wieder genas, hatte, verbunden mit der Reise, eine Unterbrechung in allen seinen Arbeiten zur Folge gehabt, und Schiller kehrte mit dem doppelt regen Streben nach Thätigkeit zurück, das eine solche Unterbrechung und eine neue Niederlassung gewöhnlich hervorbringen. Der damals beginnende Umgang mit Göthe trug noch mehr dazu bei, seine geistige Lebendigkeit anzuregen. Es entstand also nun die Frage, was er unternehmen solle? was er mit Hoffnung des Gelingens unternehmen könne? Eine wirklich angefangene Arbeit hatte er, außer den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen, nicht vor sich. Im

Dichten hatte er sich seit dem Jahre 1790. nicht versucht. Die Neigung zur Geschichte war erkaltet, dagegen fühlte er sich zu philosophischen Forschungen hingezogen. Indeß standen im Hintergrunde immer die Malteser*) und Wallenstein, allein unter den damaligen Umständen, wie durch eine große Kluft selbst von dem Entschlusse, sich für einen beider Plane zu bestimmen, geschieden. Ich hatte, um Schiller nahe zu seyn, meinen Wohnsitz in Jena genommen, und war wenige Wochen vor ihm dort angekommen. Wir sahen uns täglich zweimal, vorzüglich aber des Abends allein und meistentheils bis tief in die Nacht hinein. Alles eben Berührte kam da natürlich zur Sprache, und diese Unterredungen machten die Grundlage zu dem hier dem Publicum mitgetheilten Briefwechsel aus, der auch größtentheils davon handelt, und schrittweise den Weg sehen läßt, auf dem Schiller sich seiner großen letzten Productionsepoche näherte . . .

. . . Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und praegnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Anderen, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeineren Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen,

*) Ein Schauspiel, zu welchem Schiller den Plan lange mit sich herumtrug, und von dem auch in dem nachfolgenden Briefwechsel die Rede seyn wird.

wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen als Herder, wenn man, was, bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite, nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnden übrigläßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so gieng man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch

seine Briefe zeigen dies deutlich. Er kannte sogar keine andre. Bloßer Lecture überließ er sich nur spät Abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße, von keinem andren unmittelbaren Zweck, als dem des Wissens, geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht, und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Thätigkeit des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eignen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Aber die seinige entschädigte ihn dafür. Denn es ist merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche andren ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkürlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm bloß fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch

Lecture zu machen, auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

---

217. Aus Briefen von Wilhelm v. Humboldt.

An F. A. Wolf.

Jena, 25. Jul. 1794.

Dafür aber habe ich einen täglichen Umgang an Schiller, meinem alten Freunde, von dem ich schon ein Paar Jahre getrennt lebte, und dessen Wiedersehen ich nun um so mehr genieße. Wir sind alle Abende zusammen und leben äußerst glücklich mit einander.

An Brinkman.

Jena 14. Sept. 1794.

Ich bin jetzt und schon seit Monaten, ob mich gleich Kränklichkeit und Störungen sehr gehindert haben, mehr und interessanter als seit langer Zeit beschäftigt. Einen großen Theil dieses Stoßes danke ich Schillers Umgang, den ich täglich sehe und der vielleicht der ideenfruchtbarste Kopf ist, der überhaupt existirt und wenigstens den ich kenne. Was vorzüglich merkwürdig an ihm ist, ist die bestimmte Genauigkeit des philosophischen Raisonnements, die unerbittliche Strenge der moralischen Gesinnung und die Liberalität und Grazie des ästhetischen Gefühls, die in ihm alle auf eine wunderbare Weise vereinigt sind.

An Forster.

Jena 12. 9br 94.

Wie ich Ihnen zuletzt schrieb, glaube ich war Schiller noch nicht hier. Er ist es eigentlich, der mich an Jena, das ich sonst

nicht für besser, als andre Städte ausgeben will, so fesselt. Wir wohnen nur wenige Schritte aus einander und ich sehe ihn täglich und sonst fast niemand.

---

218. Charlotte v. Schiller an Körner.

1810.

Ich glaube, daß Schiller, außer in der Akademie in Stuttgart, wo Goethe war, als er mit dem Herzog in die Schweiz reiste, ihn nicht wieder als 1788 in Rudolstadt gesehen hat, und 1794 erst genau mit ihm bekannt wurde. Im Jahr 1788, wo ich in Weimar war, war Goethe noch in Rom und kurz nach seiner Rückkunft, 88 im Sommer, kam er nach Kochberg und Rudolstadt, und ich weiß mir noch zu besinnen, daß sie zusammen an der Saale herum gingen und Schiller sehr zufrieden mit seinem Gespräch war. Goethe reiste als dann wieder nach Venedig . . . Als Schiller nach Jena kam, hatte er die ersten Jahre gar keinen Verkehr mit Goethe. Ich weiß selbst, daß ich einmal auf einem Spaziergang ihn fand, wo er mich sehr nach Schiller fragte, sich freute, als ich ihm sagte, wie glücklich uns sein Faust machte. Aber sie kamen nicht zusammen. Erst nach dem Plane der Horen schrieben sie sich. — Je mehr Goethe über sein Leben nachdenkt, je mehr fühlt er, wie ihm Schiller niemand ersetzen kann. Vorigen Winter, wo wir in seiner Loge mehrere Gespräche über die Kunst und Geschmack hatten, sagte er so schmerzlich, wie er jetzt so allein in der Welt stehe! —



219. Goethe im Gespräch mit Grüner am 19. August 1822.

Ich brachte dann Schillers dreißigjährigen Krieg und empfahl mich wieder.

Als ich Abends zu Goethe kam, bemerkte ich, daß ihm Zähren über die Wangen herabrollten. Ich fragte erstaunt: Excellenz, was ist Ihnen geschehen?

Nichts, Freundchen, erwiederte er, ich bedauere nur, daß ich mit einem solchen Manne, der so etwas schreiben konnte, einige Zeit im Mißverständnisse leben konnte. Schiller wohnte drei Häuser von mir, und wir besuchten uns nicht, weil ich, von Italien zurückkommend, vorwärts gedrungen war, und die durch Schiller veranlaßten Räubergeschichten nicht ertragen konnte. Vom Jahre 1797 bis 1805 besuchten wir uns wöchentlich zwei- bis dreimal, schrieben uns auch gegenseitig. Schiller hatte die Gabe, daß er über seine Sachen, die er in Arbeit hatte, über Plan, Eintheilung sprechen konnte, was aber mir nicht eigen war. Da er Manches nicht gehörig motivirte, so gab es Dispute. Als er mir sein vortreffliches Werk, Wilhelm Tell, brachte, machte ich ihn aufmerksam, wie es komme, daß der Landvogt Geßler auf den Einfall geräth, Tell solle den Apfel von des Knaben Kopf schießen, und bemerkte, daß das nicht gehörig motivirt sei. Schiller war hierüber etwas unwillig; allein ungefähr den dritten Tag brachte er die Scene mit dem Knaben des Tell, der behauptete, sein Vater könne mit dem Pfeile jeden Apfel vom Baume schießen. Sehen Sie, Freund, jetzt ist eine Veranlassung dazu, so macht es sich herrlich.

Schiller, fuhr Goethe fort, war in Stuttgart geboren, in der Militär-Akademie erzogen, schrieb dort die Räuber, entsprang, wurde in Mannheim gut aufgenommen, von Würtemberg requirirt, suchte Asyl im Thüringer Walde auf einem Landgute, wie Luther auf der Wartburg, heirathete, kam nach Dresden, Jena, dann nach Weimar. Er hatte ein Leiden im Unterleibe, und ich glaubte, daß er kaum noch ein Jahr leben würde. In

jenem leidenden Zustande hatte er eine Apprehension gegen die Menschen. Als ich ihn während desselben besuchte, wurde angeklopft. Schiller sprang hastig auf, öffnete die Thüre und als ein junger, nicht unansehnlicher Chirurg aus Berlin fragte, ob er die große Ehre und das Vergnügen hätte, den berühmten Schiller zu sprechen, sagte dieser hastig: Ich bin Schiller, heute können Sie ihn nicht sprechen, — schob den Fremden zur Thüre hinaus und machte sie zu.

220. Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe.

31. März 1831.

Zu Tafel beym Prinzen mit Soret und Meyer. Wir redeten über literarische Dinge, und Meyer erzählte uns seine erste Bekanntschaft mit Schiller.

„Ich ging, sagte er, mit Goethe in dem sogenannten Paradies bey Jena spazieren, wo Schiller uns begegnete und wo wir zuerst mit einander redeten. Er hatte seinen Don Carlos noch nicht beendigt; er war eben aus Schwaben zurückgekehrt und schien sehr krank und an den Nerven leidend. Sein Gesicht glich dem Bilde des Gekreuzigten. Goethe dachte, er würde keine vierzehn Tage leben, allein, als er zu größerem Behagen kam, erholte er sich wieder und schrieb dann erst alle seine bedeutenden Sachen."



221. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Goethens freundlichem und liebenswürdigem Einfluß auf Schillers Lebensweise verdankten wir es auch, daß dieser wieder mehr Vertrauen zu seiner Gesundheit gewann und sich regelmäßiger dem Schlafe und der gewöhnlichen Ordnung des Tages überließ. Die Freude an der Unterhaltung mit Goethe bewog ihn jetzt öfter zu einem wohlthätigen Ausfluge nach Weimar; und die anmuthige, scherzhafte Weise, mit der der Freund den Eigenheiten des krankhaften Zustandes bald auswich, bald nachgab, diente oft, diesen zu beseitigen oder zu mildern.

222. Aus Briefen Goethes.

An Charlotte v. Kalb. 28. Juni 1794.

Noch muß ich sagen, daß seit der neuen Epoche auch Schiller freundlicher und zutraulicher gegen uns Weimaraner wird, worüber ich mich freue und in seinem Umgange manches Gute hoffe.

An Fritz v. Stein. 28. Aug. 1794.

Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schillern in ein angenehmes Verhältniß komme, und hoffen kann, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Partheygeist alle freundschaftliche Verhältnisse aufzuheben, und alle wissenschaftliche Verbindungen zu zerstören droht.

An J. H. Meyer. 15. Sept. 1794.

Schiller ist jetzt bey mir und von sehr guter Unterhaltung, insofern es seine Krankheit erlaubt. Er freut sich sehr auf Ihre Bekanntschaft.

An J. H. Meyer.

22. Sept. 1794.

Schiller ist schon acht Tage bey mir und bringt durch seinen Antheil viel Leben in meine oft stockenden Ideen. Wir warten mit Ungeduld auf ihre Ankunft, um über manche Gegenstände unsre Gespräche fortzusetzen, die wir, als denckende Künstler, nun biß ans Gebiete des Künstlers herangeführt haben.

An F. H. Jacobi.

27. Dez. 94.

Mit Schillern und den Humboldts stehe ich recht gut, unser Weg geht für dießmal zusammen und es scheint als ob wir eine ganze Zeit mit einander wandeln würden.

---

223. Erste Bekanntschaft mit Schiller. 1794.

Alle meine Wünsche und Hoffnungen übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereigniß meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanzen zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich neuere und ältere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinse's Ardinghello und

Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm, dieser, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte.

Beiden Männern von Talent verargte ich nicht was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen nach seiner Art wirken zu wollen, er versucht es erst unbewußt, ungebildet, dann auf jeder Stufe der Bildung immer bewußter; daher denn so viel Treffliches und Albernes sich über die Welt verbreitet, und Verwirrung aus Verwirrung sich entwickelt.

Das Rumoren aber das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so von wilden Studenten als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände zu welchen, die Art und Weise wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Und was mich am meisten schmerzte, alle mit mir verbundenen Freunde, Heinrich Meyer und Moritz, so wie die im gleichen Sinne fortwaltenden Künstler Tischbein und Bury schienen mir gleichfalls gefährdet; ich war sehr betroffen. Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht jene Productionen von genialem Werth und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzutheilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar

aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort.

Sein Aufsatz über Anmuth und Würde war eben so wenig ein Mittel mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Außerordentliche was die Natur in sein Wesen gelegt, und er im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten. Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direct auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falschen Lichte; dabei fühlte ich, es sei noch schlimmer wenn es ohne Beziehung auf mich gesagt worden; denn die ungeheure Kluft zwischen unsern Denkweisen klaffte nur desto entschiedener.

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegen setzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte läugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zusammenfallen können. Daß aber doch ein Bezug unter ihnen stattfinde, erhellt aus Folgendem.

Schiller zog nach Jena, wo ich ihn ebenfalls nicht sah. Zu gleicher Zeit hatte Batsch durch unglaubliche Regsamkeit eine naturforschende Gesellschaft in Thätigkeit gesetzt, auf schöne Sammlungen, auf bedeutenden Apparat gegründet. Ihren periodischen

Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen Theil zu nehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne.

Ich erwiderte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor, und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Theilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee. Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punct der uns trennte, war dadurch auf's strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmuth und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe ohne es zu wissen und sie sogar mit Augen sehe.

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich, und mich auch wegen der Horen, die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem

hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Sätze wie folgender machten mich ganz unglücklich: „Wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? denn darin besteht eben das Eigenthümliche der letztern, daß ihr niemals eine Erfahrung congruiren könne". Wenn er das für eine Idee hielt, was ich als Erfahrung aussprach, so mußte doch zwischen beiden irgend etwas Vermittelndes, Bezügliches obwalten! Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm Theil an seinen Absichten und versprach zu den Horen manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständniß, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Object und Subject, einen Bund, der ununterbrochen gedauert, und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Unsere beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.

224. Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.

Jeder Mensch in seiner Beschränktheit muß sich nach und nach eine Methode bilden, um nur zu leben. Er lernt sich allmählich kennen, auch die Zustände der Außenwelt; er fügt sich darein, setzt sich aber wieder auf sich selbst zurück und formt sich zuletzt

Maximen des Betragens, womit er auch ganz gut durchkommend, sich andern mittheilt, von andern empfängt und je nachdem er Widerspruch oder Einstimmung erfährt, sich entfernt oder anschließt, und so halten wir's mit uns selbst und mit unsern Freunden. Selten ist es aber daß Personen gleichsam die Hälften von einander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.

Die Schwierigkeit liegt hauptsächlich darin, daß die nothwendigen Lebensmethoden von einander abweichen und daß im Decurs der Zeit niemand den andern übersieht.

Ich besaß die entwickelnde entfaltende Methode, keineswegs die zusammenstellende ordnende; mit den Erscheinungen neben einander wußt' ich nichts zu machen, hingegen mit ihrer Filiation mich eher zu benehmen.

Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte; deßhalb denn zu der Differenz unserer Individualitäten die Gährung sich gesellte, die ein jeder mit sich selbst zu verarbeiten hatte; weßwegen große Liebe und Zutrauen, Bedürfniß und Treue im hohen Grad gefordert wurden um ein freundschaftliches Verhältniß ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen.

---

25. Aus Goethes Annalen (1794/5).

In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit. Zum Behuf seiner Horen mußte ihm sehr angelegen sein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, sämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für

mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß.

Schiller's Theilnahme [am Wilhelm Meister] nenne ich zuletzt, sie war die innigste und höchste; da jedoch seine Briefe hierüber noch vorhanden sind, so darf ich weiter nichts sagen, als daß die Bekanntmachung derselben wohl eins der schönsten Geschenke sein möchte, die man einem gebildeten Publicum bringen kann.

226. Aus Goethes Aufsatz „Einwirkung der neueren Philosophie".

Wie wunderlich es denn auch damit [Goethes Stellung zu Kant] gewesen sey trat erst hervor, als mein Verhältniß zu Schillern sich belebte. Unsere Gespräche waren durchaus productiv oder theoretisch, gewöhnlich beides zugleich: er predigte das Evangelium der Freyheit, ich wollte die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen. Aus freundschaftlicher Neigung gegen mich, vielleicht mehr als aus eigner Ueberzeugung, behandelte er in den ästhetischen Briefen die gute Mutter nicht mit jenen harten Ausdrücken, die mir den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhaßt gemacht hatten. Weil ich aber, von meiner Seite hartnäckig und eigensinnig, die Vorzüge der griechischen Dichtungsart, der darauf gegründeten und von dort herkömmlichen Poesie nicht allein hervorhob, sondern sogar ausschließlich diese Weise für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten ließ; so ward er zu schärferem Nachdenken genöthigt, und eben diesem Conflikt verdanken wir die Aufsätze über naive und sentimentale Poesie. Beide Dichtungsweisen sollten sich bequemen einander gegenüberstehend sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen.

Er legte hierdurch den ersten Grund zur ganzen neuen Aesthetik: denn hellenisch und romantisch und was sonst noch für Synonymen mochten aufgefunden werden, lassen sich alle dorthin zurückführen wo vom Uebergewicht reeller oder ideeller Behandlung zuerst die Rede war.



27. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

14. Nov. 1823.

„Es ist betrübend, sagte Goethe, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten. Humboldt hat mir Briefe mitgebracht, die Schiller in der unseligen Zeit jener Speculationen an ihn geschrieben. Man sieht daraus, wie er sich damals mit der Intention plagte, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frey zu machen. Aber nun konnte er für jene Dichtart keinen Boden finden, und dieß brachte ihn in unsägliche Verwirrung. Und als ob, fügte Goethe lächelnd hinzu, die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!"

„Es war nicht Schillers Sache, fuhr Goethe fort, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, vielmehr mußte er über jedes, was er that, reflectiren; woher es auch kam, daß er über seine poetischen Vorsätze nicht unterlassen konnte, sehr viel hin und her zu reden, so daß er alle seine späteren Stücke Scene für Scene mit mir durchgesprochen hat."

14. April 1824.

„Den Deutschen, sagte Goethe, ist im Ganzen die philosophische Speculation hinderlich, die in ihren Styl oft ein unsinnliches, unfaßliches, breites und aufdröselndes Wesen hineinbringt. Je näher sie sich gewissen philosophischen Schulen hingegeben, desto schlechter schreiben sie. Diejenigen Deutschen aber, die als Geschäfts- und Lebemenschen bloß aufs Praktische gehen, schreiben am besten. So ist Schillers Styl am prächtigsten und wirksamsten, sobald er nicht philosophirt, wie ich noch heute an seinen höchst bedeutenden Briefen gesehen, mit denen ich mich grade beschäftige."

---

11. April 1827.

„Schiller pflegte mir immer das Studium der Kantischen Philosophie zu widerrathen. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studirte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studirt und zwar nicht ohne Gewinn."

---

228. Wilh. v. Humboldt an Goethe.

Tegel, 6. Januar 1832.

Denn es hat mir in jener glücklichen Zeit, wo ich mit Ihnen und Schiller zusammen lebte, immer geschienen, daß Sie um kein Haar weniger (wenn Sie mir den Ausdruck erlauben) eine philosophirende und grübelnde Natur waren, als er. Nur war er zugleich mehr eine dialektische, da es gerade in der Ihrigen liegt, nichts durch die Dialektik für abgemacht zu halten. Wenn also sich in ihm Meinung, Maxime, Grundsatz, Theorie überhaupt schnell gestaltete und in Wort überging, auch wieder in anderer Zeit umgestaltete, so fanden Sie bei dem gleichen Bestreben sich mehr gehemmt, weil Sie allerdings etwas Anderes und schwerer zu Erreichendes, ja eigentlich wol nicht anders, als in ewiger Annäherung zu Erreichendes forderten.

Aus Woltmanns Selbstbiographie.

Die einzelnen Stunden, die er [Woltmann] mit Göthe verlebte, sein reicher und ernster Umgang mit Schiller waren ihm allenthalben unersetzlich.

In der Mitte seines ersten Sommers zu Jena war dieser letzte, sehnlich erwartete endlich gekommen. Die Gedankenfülle der schönen Stirn, woraus eine unvergängliche Dauer sprach, erschütterte ihn bei'm ersten Anblick um so mehr, da das immer erlöschende Feuer des sanften Blickes, die gedämpfte Stimme, die hagre hohe Gestalt ihn zu einem ehrfurchtsvollen Mitleid zwangen. Das hatte er sich nie gedacht, daß er für Schiller irgend Mitleid empfinden sollte. Seit den ersten Stunden war ihm die Freundschaft des Mannes mit tiefschauender Billigkeit gewiß, und er fand eine Art freundlichen Schutzes, wie er bei Bürger gefunden, nun wieder ersetzt. Geehrter hat er sich nie geglaubt, als wie Schiller noch in diesem Sommer ihn wie Göthe, Fichte und Humboldt zur Herausgabe der Horen einlud.

Aus Woltmanns Anzeige von Körners „Nachrichten über Schillers Leben".

Auf dem Katheder soll ihm die Gabe des mündlichen Vortrags gefehlt haben. Dies konnte nur wegen Ungewohntheit des öffentlichen Vortrags seyn; denn wie vortrefflich, beredt, anhaltend, und ächt lehrend er sprechen konnte, wissen seine Freunde. Seine Schwächlichkeit hinderte ihn an ununterbrochnen Vorträgen von Tag zu Tag. Er wollte sich daher einst mit einem jüngren Professor verabreden, daß sie zusammen ein und dasselbe Kollegium lesen mögten: wenn der eine verhindert sei, solle der andre auftreten. Es hätte viel Gutmüthigkeit und Freundschaft gegen ihn dazu gehört, da statt seiner erscheinen zu wollen, wo auch er erwartet werden konnte.

Schiller war als ihr [der Horen] Herausgeber genannt. Eigentlich sollte die Herausgabe einer Gesellschaft überlassen seyn, deren Mitglieder außer ihm Göthe, Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann waren. Schiller hegte von dem neuen Journal so große Hoffnung, daß zuletzt keiner mehr für einen produktiven Kopf in Deutschland gelten sollte, der nicht an demselben Theil hätte . . .

. . . Freilich war Schiller über die Plattheit, womit die Horen beurtheilt und gelesen wurden, oft erbittert; aber ihn erbitterte, kränkte, und schlug zugleich nieder die Entdeckung, wie wenig produktive Kraft in der so volkreichen Deutschen literarischen Welt sei. Daß es so sehr an Beiträgen für die Horen fehlte, die seiner Idee entsprachen, bekümmerte ihn überaus, nicht so sehr wegen seines Institutes, als wegen des schreibenden Vaterlandes.

Noch in den späteren Jahren 1797 und 1798 trug er sich auf das lebhafteste mit dieser Idee [Friedrich II. in einem Epos zu behandeln], und legte sie im Gespräch mit jener eigenthümlichen Begeisterung dar, die ihn zu dem ausführlichsten Detail hinriß, wenn er künftige Pläne als poetischer Denker entwickelte. Die hier angeführten Stellen aus seinen Briefen erinnern durchaus an seine mündlichen Unterhaltungen der Art. Wir finden in ihnen nur keine Spur, daß er den Helden seines Epos mit einer Schärfe würdigte, welche die meisten seiner Zeitgenossen erschreckt hätte . . .

. . . Schwerlich ist dieses [die Erfindung einer epischen Maschinerie] geschehen; denn auch späterhin, wenn Schiller über seinen epischen Plan ausführlich redete, schwieg er von dieser Maschinerie, oder den Mitteln derselben. Nur einmal, wenn die Erinnerung nicht trügt, ließ er etwas von einer geheimen Gesellschaft fallen, bei welcher das Depot unsrer Kultur seyn sollte.

Memoiren des Freiherrn von S—a.

Ich habe ihn [Goethe] einigemal mit Schiller zusammengesehn und ich würde sagen, durch den Gegensatz dieser Natur hätte ich ihn erst ganz gefaßt, wenn ich nicht schon den Anfang eines Spottes um Ihren Mund sähe . . . Schiller ist eigentlich ein Denker, und Göthe ein Dichter. In jenem war, über wie tiefe Sachen sich das Gespräch verbreitete, immer alles fertig, und ich habe nie bemerkt, daß er mit seinen Gedanken in irgend eine Verlegenheit kam; und in meinem Liebling wurde alles, man schuf mit ihm, wenn jener nur gab.

„Man hat mir gleichwol viel von der Freundschaft der beiden Männer gesagt?"

Die war sehr schön und hatte einen großen Charakter. Keiner ordnete sich dem andern unter, und wenn Schiller wohl fühlte, daß die bildende Kraft in seinem Freunde unendlich größer, wie in ihm sei, wenn er im eigentlichsten Sinne glaubte an die dämonische Gewalt desselben: so trat Göthe mit Ehrfurcht in das Gebiet der hohen Ideen, worin Schiller seine Heimath hatte. Mir schien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte, und am wenigsten den dramatischen. Ich merkte selbst, als ich einst fallen ließ, ob dessen Wallenstein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, seine Darstellung ein Werk des dramatischen Genius sei? daß über Göthe's Gesicht ein Erröthen der Ueberraschung ging, ein Ausdruck der gutmüthig fragte, warum man ihm seine geheimsten Ueberzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, daß er nicht einmal seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Ueberhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmüthigkeit in Göthe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei, als in Schillers. Doch ist es freilich leichter, keine Härte an sich hervortreten zu lassen, wenn man in Lebensfülle, reicher Wohlbehaglichkeit, und rüstiger Ge-

sundheit blüht, was doch im Ganzen von Göthe gilt, als wenn ein starker Geist seinem Körper, in welchem das Leben untergraben ist, die lebendigste Anstrengung abtrotzen muß. Wie habe ich Schiller leiden gesehn; und wenn sein Auge von den physischen Schmerzen wie erloschen war, brauchte nur irgend eine große Empfindung, ein tiefer Gedanke in ihm aufzukommen, so trat plötzlich ein scharfes Licht in das sanfte Blau seines Blickes, er hob die eingefallene Brust, das Haupt, eine milde Röthe stieg von den gefurchten Wangen in die sinnige Tiefe der Schläfe, und seine gewölbte Stirn ward strahlend. Diese Stirn konnte ich nie genug betrachten; denn in ihrer untern Hälfte schien mir viel Phantasie zu seyn, und in der obern drängte sich darüber herrschend die Denkkraft hervor."

230. David Veit an Rahel Levin.

Jena 10. Nov. 1794.

Gestern habe ich Schiller zum erstenmal gesehen; ich finde Humboldt's Urtheil sehr wahr: Goethe hat ein allgemein schönes Männergesicht; Schiller nur eine Art davon, und die Art, die sich mit dem Angenehmen sehr verträgt, ohne die Stärke zu verlieren.

231. Caroline v. Humboldt an Wilhelm v. Humboldt.

Jena 24. Nov. 1794.

Schiller jammert auch darüber; seit Du fort bist, hat er nicht arbeiten und auch keine Nacht ordentlich schlafen können — er thut eben gar nichts und gesteht selbst, daß diese Art zu leben nicht auszuhalten wäre, wenn er nicht in der Vergangenheit und Plänen der Zukunft lebte. Nicht einmal Briefe ist er aufgelegt zu schreiben . . .

An Neuffer.

Jena Nov. 94.

Auch bei Schiller war ich schon einigemale, das erstemal eben nicht mit Glük. Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt, und bemerkte kaum im Hintergrunde einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas besonders ahnden ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Nahmen nicht. Kalt, fast one einen Blik auf ihn begrüßt ich ihn, und war einzig im Innern und Äussern mit Schillern beschäftigt. Der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schiksaal gedrukt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblik darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fült' es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewust, was ich jezt weis, ich wäre leichenblas geworden. Er wandte sich drauf zu mir erkundigte [sich] nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und den Nachbarn unseres Dorfs; und ich beantwortete das alles so einsylbig, als ich vieleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglüksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde lies ein paar Worte fallen, die gewichtig genug waren, um mich etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahndete nichts. Der Maler Majer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt [sich] über manches mit ihm. Aber ich ahndete nichts. Ich gieng und erfuhr an demselben Tage im Klubb der Professoren, was meinst Du? daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglük, und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speist ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich so viel möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit und seine Unterhaltung, worinn sein ganzer

kolossalischer Geist erschien, mich das Unglük, das mir das erstemal begegnete, vergessen lies.

An Neuffer.

Jena 19. Jenner 1795.

Ich arbeite jezt den ganzen Tag vor mich. Gehe nur Abends in Fichtes Kollegium, und so oft ich kann zu Schillern. Er nimmt sich meiner recht treulich an. Wie es ferner werden wird, weis ich selbst nicht . . . .

Schillers neues Journal die Horen, werden in dieser Art das erste Werk in Deutschland sein. Ich bitte Dich, das, was Du mir von der ernsten Satyre schriebst, ja nicht aufzugeben. Schiller sagt auch, man müsse jezt das Publikum recht in Indignation sezen, um darauf zu wirken. Er sprach mit Teilnahme von der Rastlosigkeit, womit Du an deiner Äneide arbeitest.

An seine Mutter.

Jena, den 22. Februar 1795.

Schiller nimmt sich meiner so wahrhaft väterlich an, daß ich dem großen Manne neulich selbst gestehen mußte, ich wüßte nicht, wie ich's verdiente, daß er so sehr sich für mich interessire. Er gibt ein neues Journal heraus, mit andern Mitarbeitern, unter welchen jezt aufzutreten, ich mich ohne den größten Übermuth nicht für würdig halten könnte. Für den Bogen werden ihm fünf Louisd'or bezahlt. Nun fragte er mich neulich, wie es mit meinem hiesigen Aufenthalt stehe? Ich sagte ihm, daß ich von Ihnen einen recht freundlichen Brief bekommen hätte, der mich hoffen ließe, daß ich wohl bis nächsten Herbst würde bleiben können. Dann sagt' er mir: wir müssen sehen, wie wir es machen, daß Sie Ihrer Familie so wenig als möglich lästig sind, sprach

manches im Allgemeinen, und sagte mir endlich, ob ich nicht ungefähr das und das für seine Horen (sein Journal) ausarbeiten möchte, von vier Bogen könnt' ich bequem ein halb Jahr leben. Nun kömmt's drauf an, ob mirs gelingt, etwas zu liefern, was taugt, und so würde ich bis zu Ende des nächsten halben Jahres eine ziemliche Einnahme haben, vielleicht noch früher.

An seine Mutter.

12. März 1795.

Ob Schiller die Vokation angenommen hat, oder nicht, weiß ich selbst nicht. Er erklärte sich nicht deutlich, und so geradezu fragen konnt' ich auch nicht. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß er hier bleiben wird, weil er von neuem sich ein Haus gemiethet hat.

---

233. Aus Friederike Bruns Tagebuch.

Jena 9. Juni 1795.

Schiller. Etwas auf Stelzen, ganz wie ich ihn mir gedacht, Schwäche und Kraft wunderlich vereinigt. Schwäche der abgenutzten Organe und hervorblitzende Kraft des Genies. Nichts Liebe, noch viel weniger Zutrauen erweckendes. Schönes Ebenmaaß und Adel der festen Teile des Gesichts. Lebhafter, doch unsteter und nicht freier Blick der Augen. Angenommener Gang, hohle Stimme. Er war halb krank, übrigens sehr verbindlich. Die Frau gutmüthig offen und nur dadurch angenehm.

234. Ein Geschäft, das unsrem Schiller nicht weniger am Herzen lag, führte den Erzähler im Sommer 1795 nach Jena zu dem Dichter. Ehe er diesen noch aufgesucht, begegnet er auf dem Markte einem langen, langhalsigen Manne mit gesenktem Kopf, die Füße in Stülpenstiefel gesteckt, den Leib mit einem grauen Oberrock mehr behangen als bekleidet. Es war Schiller. Der Beruf des Fremden und sein Unternehmen hatten ihn bald in dessen Hause eingeführt und ihm den freundlichsten Empfang bereitet. Ihm erschien Schillers Organisation damals schon im Innersten angegriffen, und seine Lebensweise, die wenigstens nicht gründlich durch Göthes oben erwähnten wohlthätigen Einfluß geordnet worden war, nichts weniger als natürlich. Er stand sehr spät, oft erst gegen Mittag, zuweilen sogar erst Nachmittags vom Schlafe auf. Dann trank er, anstatt zu speisen, eine Tasse Chokolade, und arbeitete bis zum Abend, und, wenn er allein war, bis tief in die Nacht. Nicht selten aber empfing er auch Abends Gesellschaft bei sich zu Hause, und zwar die auserlesenste. Diese blieb beim einfachen Thee und Butterbrod, im lebendigsten Gespräche, oft bis gegen Mitternacht beisammen. Schiller nahm am geistigen Verkehre hier den lebhaftesten, aber immer höchst bescheidenen Antheil. Wenn dann die Gäste sich in sinkender Nacht verloren hatten, setzte er sich erst mit seiner Frau zu Tische und aß auf gut Schwäbisch zu Abend. Manchmal aber überfiel seine Natur auch mitten im Gespräche der Schlaf, und zwar ohne alle Vorboten von Schläfrigkeit; er sank im Stuhle plötzlich zusammen und mußte von den Seinigen schlafend zu Bette getragen werden.

Ein solcher Abend ist dem Greise, der dieß aus den Erinnerungen junger Jahre berichtet, noch in besondrem Gedächtnisse. Es wurde an demselben in Schillers Abendzirkel gerade eine neue Erscheinung der Literatur lebhaft debattirt. Das waren Fichte's „Beiträge zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution", ein Buch, dessen Anonymität der Verfasser

so streng respektirt wissen wollte, daß er einen Bücherverleiher, welcher der Schrift in seinem Kataloge Fichte's Namen beigesetzt hatte, sogar vor Gericht belangte. Diese Schrift erregte an Schillers Theetisch großen Streit, um welchen sich der Dichter, der keinen Stuhl genommen hatte, sondern bald da, bald dort in einer Ecke des Zimmers lehnte, nicht viel zu bekümmern schien. Unser Gewährsmann für diese Scene, damals ein junger Mann von 27 Jahren, stritt sich mit andern notabeln Schriftstellern Jena's besonders über das merkwürdige Kapitel des Buches vom Recht eines Volkes zu einer Revolution. Er erlaubte sich gegen diejenigen, welche diese Ueberschrift und den ganzen Abschnitt in Schutz nahmen, die bescheidene Exception: ihm komme es lächerlich vor, hier von einem Rechte sprechen zu wollen. Eine Revolution sey einem Gewitter zu vergleichen; wenn dieß einmal sich zusammengezogen, werde Niemand fragen, ob dasselbe ein Recht gehabt habe, in ein Haus einzuschlagen, auf welchem sich kein Blitzableiter befand. Dieser aber sey bei heitrem Himmel anzubringen. Wer das Dach erst während des Wetters besteigen wollte, der könne sich nicht beklagen, wenn ihn der Blitz während der Ausführung dieser verspäteten Vorsichtsmaßregel treffe.

Bei diesen Worten fühlte der Sprecher einen leichten Schlag auf der Schulter. Schiller war aus seiner Ecke hinzugetreten und sprach: „Der junge Mann da dürfte wohl so Unrecht nicht haben. Ich will mit Freund Fichte wirklich über jenes Kapitel expostuliren!"

Ein andermal, und dieß war im Laufe des Tages und nicht in größerer Gesellschaft, trat Schiller mit einem bunt durchcorrigirten Concepte ins Zimmer. „Ich habe da etwas gemacht, es ist aber noch nichts Ganzes — ich weiß nicht, ob es etwas ist", sprach er zu den Anwesenden. Und nun fing er an zu lesen:

„Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,

Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm —"

Es waren die begeistertsten Strophen aus der „Macht des Gesanges".

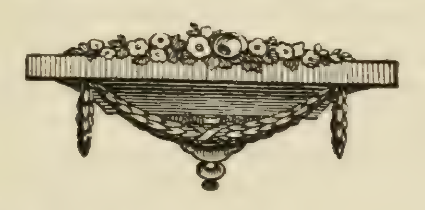
---

235. Wilhelm v. Humboldt an Körner.

23. November 1795.

Je länger ich mit Schiller umgehe, desto merkwürdiger und origineller erscheint mir seine intellektuelle Individualität und ich weiß niemanden in alten und neuen Zeiten, der mit ihm verglichen werden könnte. Da er, wie Sie wissen, gern mit seinen Freunden über sich raisonnirt, seine mannigfaltigen Werke mir so vielfältige Veranlassung über ihn nachzudenken geben, und er mich selbst mehr als einmal zu ausführlichen Urtheilen auffoderte, so habe ich dadurch nach und nach ein Bild von ihm in mir entworfen, dem, glaub' ich, an Wahrheit in den Hauptzügen nichts, und an Vollständigkeit nur soviel fehlt, als bei einem so vielseitigen, sich immer in wechselnden Gestalten wieder neu reproducirenden Genie nothwendig fehlen muß. Nur ist die Schwierigkeit, dieß Bild bestimmt in Worten auszudrücken, freilich unendlich groß. Das Letzte, worauf sich alles zurückführen, und woraus sich alles erklären läßt, könnte man vielleicht die Alleinherrschaft des Geistes, der inneren Kraft nennen, die ihn sowohl gegen die äußeren Einwirkungen des Zeitalters, der Umstände u. s. f. als gegen die inneren der Sinnlichkeit, der bloßen Empfänglichkeit, des bloßen pathologischen Charakters frei bewahrt, und selbst in der Art, wie die Natur auf ihn einwirkt, ein selbstbestimmtes eigenes Verhältniß festsetzt. Dadurch unterscheidet er sich so sehr von allen Alten, denen er doch wieder so nah ist, dadurch von den Neueren, die ihrem Geist, wie z. B. Göthe folgen, dadurch von allen andern unter den letzteren, die wie Shakespeare, Ariost

u. s. f. einen verschiedenen Weg, aber immer einen gehen, der mehr der Natur als der Freiheit angehört. Auf Schillers Wege, glaube ich, liegt der höchste Gipfel der Dichtkunst, aber ich wage nicht zu sagen, ob auch ein erreichbarer? Gewiß aber ist es, daß, weil dieser Weg zugleich die höchsten Foderungen an das Genie des Dichters und an den Geschmack seiner Leser macht, man noch oft in der That mit höchstem Unrecht, aber dem Scheine nach, mit großem Recht an Schillers Dichterberuf zweifeln wird.



36. Karl Wilh. Ferd. v. Funk an Körner.

Wurzen, 17. Januar 1796.

Schillern habe ich vier Nachmittage und Abende gesehen. Niemand als Goethe war mit uns. Ich rechne diese vier Tage in meinem Lebenslauf sehr hoch. Nie habe ich Goethen angenehmer, offener und mehr zu seinem Vortheil gesehen als da. So wie er den einen Abend bei Ihnen in Dresden war, fand ich ihn hier immer. Man darf den Mann schlechterdings nicht in Weimar als Höfling sehen . . . .

Schiller lebt ein sonderbares Leben. Ausgemacht scheint es mir indessen, daß gerade diese Art von Existenz ihm nöthig war, um das zu leisten, was er in den letzten drei Jahren geleistet hat, aber ich fürchte, er wird dabei zu Grunde gehen. Ganz abgesondert von aller Gesellschaft lebt er in seiner eigenen Welt. Er kömmt oft in mehreren Monaten nicht aus dem Zimmer, natürlich macht ihm nun schon die bloße Luft einen unangenehmen Eindruck. Doch würde ihn das nicht abhalten, zum Genuß der

wirklichen Natur und des geselligen Lebens zurückzukehren, wenn er da irgend einen Ersatz für den hohen Genuß, den ihm seine Abgezogenheit gewährt, finden könnte. Sein niedlicher wilder Junge macht seine einzige Unterhaltung mit der Welt und grade war auch die Vaterliebe das einzige Band, welches ihn, ohne irgend eine Art von Sinnlichkeit einzumischen, doch vor der Austerität und dem menschenfeindlichen Wesen eines Einsiedlers bewahren konnte. Seine Frau, die, ohne den Ersatz zu finden, den ihm sein spekulatives Leben gibt, die Einsamkeit mit ihm theilt, erscheint mir in der That ehrwürdig, denn man sieht auch keinen Schatten von Unzufriedenheit an ihr. Sollte sie aber in der Länge einmal das Bedürfniß eines anderen männlichen Umgangs fühlen, wer könnte sie verdammen?

Goethe ist der einzige, der die Zeit, wo er in Jena ist, viel mit Schillern lebt, er kömmt alle Nachmittage um 4 Uhr und bleibt bis nach dem Abendessen. Gewöhnlich tritt er schweigend herein, setzt sich nieder, stützt den Kopf auf, nimmt auch wohl ein Buch oder einen Bleistift und Tusche und zeichnet. Diese stille Szene unterbricht etwa der wilde Junge einmal, der Goethen mit der Peitsche ins Gesicht schlägt, dann springt dieser auf, zaust und schüttelt das Kind, schwört, daß er ihn einmal wurzeln oder mit seinem Kopf Kegel schieben müsse und ist nun, ohne zu wissen wie, in Bewegung gekommen. Dann folgt gewöhnlich ein interessanter Discurs, der oft bis in die Nacht fortdauert. Auf alle Fälle thaut er beim Thee auf, wo er eine Citrone und ein Glas Arrac bekömmt und sich Punsch macht.

Schiller selbst wandelt, ja, man möchte sagen, rennt unaufhörlich im Zimmer herum, setzen darf er sich gar nicht. Oft sieht man ihm sein körperliches Leiden an, besonders wenn ihn die Suffocationen anwandeln. Wenn es zu arg wird, geht er hinaus und braucht irgend einen Palliativ. Kann man ihn in solchen Momenten in eine interessante Unterredung ziehen, kann man besonders etwa

einen Satz hinwerfen, den er auffaßt, zerlegt und wieder zusammensetzt, so verläßt ihn sein Uebel wieder, um sogleich zurückzukommen, wenn an dem Satz nichts mehr zu erörtern übrig ist. Ueberhaupt sind ihm anstrengende Arbeiten das sicherste Mittel für den Augenblick. Man sieht, in welcher ununterbrochenen Spannung er lebt und wie sehr der Geist bei ihm den Körper tyrannisirt, weil jeder Moment geistiger Erschlaffung bei ihm körperliche Krankheit hervorbringt. Aber eben deshalb ist er auch so schwer zu heilen, weil der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Geist durch das Leiden des Körpers immer noch angespornt wird und weil er beim Anfang einer Cur erst recht krank gemacht werden müßte.

Eine Reise in das südliche Frankreich könnte ihn vielleicht retten, aber mit Ersparung kann der Mann nicht reisen, das leidet sein Zustand nicht mehr. Zugleich müßte er dann mindestens ein Jahr lang allen Erwerb aufgeben und mit sehr großem Aufwand leben. Wenn ihm ein großer Herr 10,000 Thlr. schenkte, mit der Bedingung sie zu verreisen und mich zugleich zu seinem Schaffner machte, der ihn von Ort zu Ort fortschleppte und für seine Bequemlichkeit, sein Fortkommen, für jede Kleinigkeit sorgte, dann könnte ihm vielleicht geholfen werden. Bei seiner Lebensart wird er so lange fortwirken, bis einmal am Schreibpult der letzte Tropfen Oel verzehrt ist und dann auslöschen wie ein Licht. Ein Beweis seiner gewaltigen Anspannung ist sein starker Hunger und eine traurige Folge davon das Uebel, daß die Natur beinah keins ihrer nothwendigen Aemter anders als künstlich verrichtet.

Ich war, da ich seine Lebensart sah, anfangs besorgt, ihn zu geniren, aber ich sah bald, daß, da er mich einmal angenommen hatte, es nun besser war, daß ich ihn fast gar nicht mehr verließ. Mit jeder Stunde und jedem Tage schloß er sich mehr auf und an und wurde zusehends munterer. Gesellschaft kann er nicht

haben, man muß entweder beinahe zum Hausgenossen bei ihm werden, oder gar nicht zu ihm kommen — Goethes Umgang ist ihm als Schriftsteller sehr heilsam. Statt, wie ich mit Ihnen glaubte, ihm Trockenheit mitzutheilen, zieht ihn der durchaus verfeinert sinnliche Goethe immer wieder in die Körperwelt zurück und gewinnt selbst, indem er sich an diesen, ich möchte sagen, ganz transcendentalen Menschen anschließt.

Der Aufsatz über die sentimentalische und naive Poesie hat mir eben so sehr gefallen als Ihnen und war zugleich für mich sehr lehrreich. — Mir gab Schiller kleine historische Aufsätze aus der italienischen Geschichte auf, besonders von den Visconti oder den Medici. Durch seinen Vorschub erhielt ich die Freiheit, mich auf der Bibliothek umzusehen und das Versprechen, unter der Hand alles, was ich verlangte, von da zu bekommen.



237. Aus Goethes Briefen an Heinr. Meyer.

31. Jan. — 8. Febr. 1796.

Schiller ist sehr fleißig und Sie werden gute Sachen von ihm in den Horen finden. Er hat sich in dem ästhetischen Fache zu einer großen Consequenz durchgedacht und ich bin neugierig, wie es mit dieser gleichsam neuen Lehre gehen wird, wenn sie im Publiko zur Contestation kömmt. Da sie mit unserer Denkungsart homogen ist; so wird uns auch auf unserm Wege dadurch großer Vortheil gebracht.

Jena 9. März 1796.

Daß wir uns gefunden haben ist eines von den glücklichsten Ereignissen meines Lebens, ich wünsche nur daß wir lange zusammen auf diesem Erdenrunde bleiben mögen, wie ich auch hoffe, daß Schiller ohngeachtet seiner anscheinenden Kränklichkeit mit uns ausdauern wird.

---

38. Aus den Aufzeichnungen des Kanzlers v. Müller.

Sonnabend 22. September 1821.

Ich [Müller] fuhr mit Hofrath Meyer nach Jena, dessen warme Aeußerungen über Schiller und Angelika Kauffmann mir wohl thaten. Es hat nie in einer Menschenbrust ein großartigeres Gemüth gewohnt, eine reinere Gesinnung als bei Schiller; seine Unterhaltungen waren stets sehr mittheilend und trostreich; denn er wußte jeden Gegenstand gleich zu veredeln und den Zuhörer in lichtere Regionen zu erheben.

Goethe im Gespräch mit dem Kanzler v. Müller.

17. Mai 1829.

Ja wenn man Schillers und meinen Briefwechsel liest, da findet man wohl, daß diese Kerls es sich ganz anders sauer werden, ganz höllisch ernst sein ließen. Und man wundert sich, daß sie sich so viele Mühe geben mochten; die albernen Bursche dachten nach, suchten sich alles klar zu machen, Theorien von dem, was sie geschaffen hatten, zu ergrübeln; hätten es sich leichter machen können und lieber was Frisches schaffen.

---

1. März 1830.

Schiller, bemerkte er, war ein ganz anderer Geselle als ich und wußte in der Gesellschaft immer bedeutend und anziehend zu sprechen. Ich hingegen hatte immer die alberne Abneigung, von dem, was mich gerade am meisten interessierte, zu sprechen.

---

239. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

4. Januar 1824.

„Man beliebt einmal, erwiederte Goethe, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte was er sagte als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volkes zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es Andern vor mir nicht besser gegangen."

---

23. März 1829.

Wir sprachen von Schillers Briefen und dem Leben, das sie mit einander geführt, und wie sie sich täglich zu gegenseitigen Arbeiten gehetzt und getrieben. Auch an dem Faust, sagte ich, schien Schiller ein großes Interesse zu nehmen; es ist hübsch wie er Sie treibt, und sehr liebenswürdig wie er sich durch seine Idee verleiten läßt, selber am Faust fortzuerfinden. Ich habe dabey bemerkt, daß etwas Voreilendes in seiner Natur lag.

„Sie haben Recht, sagte Goethe, er war so, wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Auch hatte er keine Ruhe und konnte nie fertig werden, wie Sie an den Briefen über den Wilhelm Meister sehen, den er bald so und bald anders haben

will. Ich hatte nur immer zu thun, daß ich fest stand und seine wie meine Sachen von solchen Einflüssen frey hielt und schützte.

Ich habe diesen Morgen sagte ich, seine nadowessische Todtenklage gelesen, und mich gefreut, wie das Gedicht so vortrefflich ist.

„Sie sehen, antwortete Goethe, wie Schiller ein großer Künstler war, und wie er auch das Objective zu fassen wußte, wenn es ihm als Überlieferung vor Augen kam. Gewiß die nadowessische Todtenklage gehört zu seinen allerbesten Gedichten, und ich wollte nur, daß er ein Dutzend in dieser Art gemacht hätte. Aber können Sie denken, daß seine nächsten Freunde ihn dieses Gedichtes wegen tadelten, indem sie meinten, es trage nicht genug von seiner Idealität? — Ja, mein Guter, man hat von seinen Freunden zu leiden gehabt!

Hätte ich in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten; aber das hat mich geschützt, so wie ich auch Schillern von dieser Seite zu Hülfe kam."

---

7. März 1830.

Ich verdanke Schillern die Achilleïs und viele meiner Balladen, wozu er mich getrieben, und Sie können es sich zurechnen, wenn ich den zweyten Theil des Faust zu Stande bringe.

---

240. Aus Goethes Materialien zu einer Geschichte der Farbenlehre.

Indem ich mich nun auf diese Weise dem Ende meines aufrichtigen Bekenntnisses nähere; so werde ich durch einen Vorwurf aufgehalten, den ich mir mache, daß ich unter jenen vortrefflichen Männern, die mich geistig gefördert, meinen unersetzlichen Schiller nicht genannt habe. Dort aber empfand ich

eine Art von Scheu, dem besonderen Denkmal, welches ich unserer Freundschaft schuldig bin, durch ein voreiliges Gedenken, Abbruch zu thun. Nun will ich aber doch, in Betrachtung menschlicher Zufälligkeiten, auf's kürzeste bekennen, wie er an meinem Bestreben lebhaften Antheil genommen, sich mit den Phänomenen bekannt zu machen gesucht, ja sogar mit einigen Vorrichtungen umgeben, um sich an denselben vergnüglich zu belehren. Durch die große Natürlichkeit seines Genies ergriff er nicht nur schnell die Hauptpuncte worauf es ankam; sondern wenn ich manchmal auf meinem beschaulichen Wege zögerte, nöthigte er mich durch seine reflectierende Kraft vorwärts zu eilen, und riß mich gleichsam an das Ziel wohin ich strebte. Und so wünsche ich nur, daß mir das Besondere dieser Verhältnisse, die mich noch in der Erinnerung glücklich machen, bald auszusprechen vergönnt sein möge.



241. Aus Briefen von Goethe.

An Wilhelm v. Humboldt.

Weimar, am 22. Juni 1823.

Ihr Brief, theurer verehrter Freund, kam zur merkwürdigen Stunde, die ihn doppelt interessant macht; eben waren die Schillerschen Briefe gesammelt und ich betrachte sie vom Anfang durch, und da find ich denn die schönsten Spuren unseres glücklichen und fruchtbaren Zusammenseyns. Die Einladung zu den Horen macht den Anfang mit einem Schreiben vom 13. Juni 1794. Da es denn so weiter fortgeht und sich mit jedem Briefe die Verehrung des außerordentlichen Geistes, die Freude über

dessen Einwirkung auf unsere Gesammtbildung steigert und erhöht. Seine Briefe sind ein unendlicher Schatz, dergleichen Sie auch reichlich besitzen; und wie man durch sie bedeutend vorwärts gekommen, so muß man sie wieder lesen, um vor Rückschritten bewahrt zu seyn, wozu uns die liebe Umwelt täglich und stündlich einzuladen geneigt ist.

An Zelter.

4. März 1829.

Eigentlich für solche alte Käuze, wie du bist, hab' ich, mein Theuerster, die Schillerische Correspondenz schon gegenwärtig drucken lassen; die Jetzt- und Folgewelt mag sie hinnehmen, wie sie kann, für sie bleibt dieß Wesen alles historisch, und auch so wird es manchem Verständigen dienlich und heilsam werden; denen aber, die damals schon lebten und wirkten, dient es zu größerer Vollständigkeit und Bequemlichkeit, wenn auch sie das Facit ihres Lebens zu ziehen Lust haben.

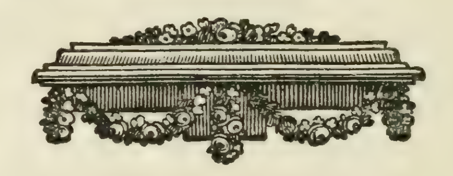
Im Allgemeinen aber bleibt es gewiß einem jeden Denkenden interessant, in das Spiel zu sehen, wie damals die Karten vertheilt waren, und wie mit verschiedenem Geschick, Glück und Klugheit das Unternommene getrieben wurde.

---

42. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Im Frühling des Jahres 1796 wurde Schiller durch die traurige Lage seiner Familie auf der Solitude in große Angst versetzt. Ein epidemisches Fieber, welches in dem österreichischen Lazareth wüthete, hatte die jüngste Tochter ergriffen, und in der Blüthe der Jugend hinweggerafft. Sie war ein holdes Mädchen voll Verstandes und glühender Phantasie. Der Wunsch, ihres Bruders Trauerspiele darzustellen, hatte sie so leidenschaftlich er-

griffen, daß ich selbst Schillern bat, diesem nachzugeben, ihr Talent zu prüfen, und, wenn es wirklich etwas Außerordentliches verspräche, sie diese Laufbahn ergreifen zu lassen. Ob er gleich dem Schauspielerleben sehr abgeneigt war, so konnte doch, bei den damaligen Verhältnissen in Weimar, manche Klippe dieses Standes vermieden werden. Er versprach mir, die Sache zu bedenken; und so hatte ich die Freude, die letzten Lebensmonate dieses guten Kindes mit freundlicher Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche zu erheitern. Auch der Vater wurde, bei sonst schon bedenklichem körperlichem Zustande von demselben Fieber, das die Tochter hinweggerafft, ergriffen, und bald darauf die zweite Tochter, Louise. Allein stand die arme Mutter. Der Gedanke, in einer so schrecklichen Lage den Seinen nicht beistehn zu können, war Schillern höchst schmerzlich, seine Angst und Sorge groß.



243. Aus Goethes Annalen (1796).

Die weimarische Bühne war nun schon so besetzt und befestigt, daß es in diesem Jahre keiner neuen Schauspieler bedurfte. Zum größten Vortheil derselben trat Iffland im März und April vierzehnmal auf. Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher zu kennen. Schiller, der an dem Vorhandenen immer fest hielt, redigirte zu diesem Zweck den Egmont, der zum Schluß der Ifflandischen Gastrollen gegeben ward, ungefähr wie er noch auf deutschen Bühnen vorgestellt wird.

Überhaupt finden sich hier, rücksichtlich auf das deutsche Theater, die merkwürdigsten Anfänge. Schiller der schon in seinem Carlos sich einer gewissen Mäßigkeit befliß und durch Redaction dieses Stücks für's Theater zu einer beschränkteren Form gewöhnte, hatte nun den Gegenstand von Wallenstein aufgefaßt und den gränzenlosen Stoff in der Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs dergestalt behandelt, daß er sich als Herrn dieser Masse gar wohl empfinden mochte. Aber eben durch diese Fülle ward eine strengere Behandlung peinlich, wovon ich Zeuge sein konnte, weil er sich über alles, was er dichterisch vor hatte, mit andern gern besprach und was zu thun sein mochte hin und wieder überlegte.

Bei dem unablässigen Thun und Treiben was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust das Theater kräftig zu beleben, ward ich angeregt den Faust wieder hervorzunehmen; allein was ich auch that, ich entfernte ihn mehr vom Theater, als daß ich ihn herangebracht hätte.

Die Horen gingen indessen fort, mein Antheil blieb derselbige; doch hatte Schillers gränzenlose Thätigkeit den Gedanken eines Musenalmanachs gefaßt, einer poetischen Sammlung, die jener, meist prosaischen, vortheilhaft zur Seite stehen könnte. Auch hier war ihm das Zutrauen seiner Landsleute günstig. Die guten, strebsamen Köpfe neigten sich zu ihm. Er schickte sich übrigens trefflich zu einem solchen Redacteur; den innern Werth eines Gedichts übersah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläuftig ausgethan hatte, oder nicht endigen konnte, wußte er das Überflüssige schnell auszusondern. Ich sah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittel Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend.

Ich selbst ward seiner Aufmunterung viel schuldig, wovon die Horen und Almanache vollgültiges Zeugniß abgeben. Alexis und Dora, Braut von Korinth, Gott und Bajadere wurden

hier ausgeführt oder entworfen. Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schärfsten hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der deutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Mißbrauch der Preßfreiheit, von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar.

244. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

19. Februar 1829.

„Sie empfinden das Verhältniß sehr richtig, sagte Goethe. Als ich das Stück [Egmont] schrieb, habe ich, wie Sie denken können, alles sehr wohl abgewogen, und es ist daher nicht zu verwundern, daß ein Ganzes sehr empfindlich leiden muß, wenn man eine Hauptfigur herausreißt, die ins Ganze gedacht worden und wodurch das Ganze besteht. Aber Schiller hatte in seiner Natur etwas Gewaltsames; er handelte oft zu sehr nach einer vorgefaßten Idee, ohne hinlängliche Achtung vor dem Gegenstande, der zu behandeln war."

245. Charlotte v. Stein an ihren Sohn Fritz.

Weimar, 18. April 1796.

Heute Abend kommt die Herzogin zu mir und Schiller. Gestern war er auch einige Stunden bei mir. Wir haben uns ganz müde übers Menschengeschlecht gestritten, welches zu verbessern ihm möglich scheint, mir aber nicht. Endlich mußte er mir zugeben, daß die menschliche Natur nicht zu verändern sei, aber das Streben nach etwas Höherm ihr doch eigen wäre, sagte er.

Das gab ich ihm zu, indem der Mensch sich moralisch erheben könnte, er wollte aber behaupten, daß die Menschen durch Kunstgefühle erhoben würden. Mir däucht, dawider streitet die Erfahrung; mir däucht sogar, die Kunstgefühle erkälten das Herz.



46. Aus den Erinnerungen von Göritz.

Schiller hatte sich schon früher durch übermäßigen Genuß von Thee und starkem Kaffee (auch zu meiner Zeit trank er letztern häufig mit Vanille) und Nachtwachen sehr geschwächt. Seine Nächte waren, so lange ich ihn kannte, schlaflos, und die Unordnung in den Stunden des Mittag- und Nachtessens nahm, als ich zum zweiten Mal mit einem andern Eleven nach Jena kam, so sehr überhand, daß der Tag — wenigstens der Morgen — für ihn fast zum Schlaf bestimmt war, und ich traf ihn oft Nachmittags um zwei Uhr als eben aufgestanden und frühstückend an; so wurde das Mittagessen auf Abends acht Uhr zurückgeschoben und die Nächte meistens dem Studiren gewidmet. Seine Scheu vor Fremden wurde damals täglich größer, und er kam jahrelang nicht aus dem Hause. Darin bestärkte ihn noch mehr die Erfahrung, daß es ihm meist übel bekam, wenn er einmal ausging. Die Ursache lag aber nicht im Genusse der freien Luft, sondern im Uebermaß, das er sich gewöhnlich erlaubte; denn er wollte alsdann genießen wie ein Gesunder.

Seine Hypochondrie und seine Scheu vor Umgang mit Men-

schen war zu der Zeit, als Iffland auf dem Weimarschen Theater eine Suite von Vorstellungen gab, auf's Höchste gestiegen. Schiller sollte auch dabei seyn; nun entstand die große Frage, wie ihn hinüber bringen nach Weimar und wie es möglich machen, daß Schiller die Vorstellung seiner Räuber ꝛc. sehen könne, ohne selbst gesehen zu werden? Der Herzog ließ eine grillirte Loge am Proscenium für ihn zurichten. Goethe nahm ihn mit seiner Familie in sein schönes Haus auf, wo er ihm ein ganzes Stockwerk allein einräumte. Schiller wurde von Goethe mit beispielloser Schonung behandelt. Kleine Mittagessen, wobei fünf bis sechs Personen im Ganzen waren, wurden täglich von ihm gegeben. So saß ich mehrere Male mit Schiller, Goethe, Iffland und noch einem oder dem andern zusammen; es wurden alle Besuche verbeten. Goethe gab eines Abends eine große Gesellschaft nach der Komödie, wo man an kleinen Tischen zu vier Personen aß und wozu auch der Herzog und der Hof kamen. Man versammelte sich in einem Saal, an den mehrere Nebenzimmer stießen. Im hintersten, dessen Thüre nicht geöffnet war, befand sich Schiller; nur einer oder zwei seiner näheren Bekannten gingen zu ihm hinein. Ihnen folgten andere, und so bereitete man ihn vor, daß auch diese Thüre geöffnet werden konnte und er nach und nach an den Anblick einer größern Gesellschaft gewöhnt wurde.

Die Vorstellung seiner Räuber, bei der sich Iffland und alle Mitspielenden die größte Mühe gaben, mißfiel fast allgemein. Schiller mußte die nämliche Empfindung wie das Publikum gehabt haben, er war nach der Vorstellung mürrisch und kränker. So viel ich mich erinnere, gab damals O. C. Rath Bötticher, ein großer Polyhistor, aber ein Pedant, auf den das locker und lose seyn von Goethe, wenn ich mich nicht irre, im höchsten Sinne paßt, etwas über diese Vorstellung heraus.

Von Cotta in Tübingen sprach Schiller immer mit hoher Achtung, und lobte oft seine edle Weise, mit Schriftstellern in

Geldsachen zu verfahren. Sie habe ganz nicht das Kleinliche eines grämlichen Buchhändlers. Er äußerte einst, er werde nie aufhören, sein Freund zu seyn.

247. Anekdote.

Als Iffland in Weimar den Franz Moor spielte, verlangte der Regisseur der dortigen Bühne, Hr. B—, welcher selbst den alten Moor machte, daß er bei einer gewissen Stelle niederknieen müsse, weil der Dichter dies vorgeschrieben habe. Iffland erwiederte bescheiden: daß er das Knieen gerade nicht nothwendig finde, auch nicht glaube daß der Dichter habe jeden Künstler durch seine Vorschrift in der Darstellung binden wollen — der Hr. Regisseur bestand indeß auf seine Meinung, und man ward endlich einig Schiller selbst, der in Weimar war, die Entscheidung zu überlassen. Schiller antwortete: Es sey ihm nicht eingefallen durch seine Vorschrift einen denkenden Künstler in seinen Darstellungen binden zu wollen — und Iffland knieete nicht.

248. Aus dem Tagebuch des Grafen Elek von Bethlen.

Weimar, April 1796.

Goethe suchte ich dreimal auf. Schiller aber (der seit vier Wochen hier ist) habe ich lange verfolgt, der sich aber, als er sah, daß er mir nicht ausweichen könne, vor mir einschloß. Da ich deshalb hier nichts mehr zu thun hatte, kam ich Nachmittag nach Erfurt.

249. Schelling an seine Eltern.

Leipzig, d. 29. April 96.

Unglücklicher Weise traf ich in Jena mehrere Professoren nicht an, auf die ich vorzüglich gerechnet hatte. Fichte z. B. war in Halle, er hatte sich gefreut mich zu sehen, aber ich kam zu früh nach Jena und aufhalten konnte ich mich nicht länger als einen Tag. Dagegen hab' ich Schillern gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's bei ihm nicht aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein andrer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dieß nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller dem Schriftsteller lieber, als eine stundenlange Unterredung von Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihn Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang.

---

250. Thielemann an Körner.

Coburg 9. Mai 1796.

In Jena war ich bei Schiller und habe ihn heiter und wohl aussehend angetroffen, welches mich um so mehr erfreuet, da es

gegen meine Erwartung war, leider aber sagte er mir selbst, es wäre nicht immer so und er litte viel an Krämpfen und Nervenschwäche. Sein Kind scheint sein Alles zu sein und ist ein munterer vielversprechender Knabe. Die Mutter schien mir sehr verändert und weit natürlicher zu sein als sonst.

---

251. Aus den Erinnerungen von Ludw. Friedr. v. Froriep.

An Ostern 1796 hatte ich die Universität Jena bezogen, wo damals Schiller lebte, aber so wenig zugänglich war, daß die Studierenden sich begnügten, nach den Fenstern seiner Wohnung hinaufzublicken. Am 12. Mai erfreute meine Pflegemutter, die Kirchenräthin Griesbach, mich durch die Worte: „Ich will doch Schiller fragen, ob ich dich ihm vorstellen darf.“ Denke man sich nun meine Empfindung, als ich am Abend wirklich eingeführt und mir von ihm, dem von mir so hoch Verehrten, der freundlichste und herzlichste Empfang zu Theil wurde.

---

252. Charlotte v. Kalb an Jean Paul.

19. Juni 1796.

Ich war ernst, ging zu Schiller. In einem Monat erwartet sie ihre Entbindung, sie leidet durch Krämpfe, er auch wohl; wohl sind sie beide nicht. Man fragte mich nach Weimar; ich sagte, R[ichter] sei da. Er hat Sie in Ihren Schriften nicht erkannt und sie kann es nicht. Das wußte ich schon, im Ton merkte ich's wieder. Ich sagte mit einem herausfordernden Blick und einem gepreßten Tone: er ist sehr, sehr interessant. Ja, sagte Schiller, ich verlange auch, ihn kennen zu lernen. Ueber dies mündlich. So bald müssen Sie ihn nicht besuchen. Er muß Sie erwarten und der Eindruck, den Sie auf die Menge

machen, muß ihn von dem Geist und beglückenden Sein Ihres Wesens überzeugen; nein, ich streiche es wieder aus, so ist er nicht, aber sehr von seiner Individualität — mehr mündlich.

253. Aus Briefen von Jean Paul an Otto.

Bayreuth 20. Juni 1795.

Schillers Portrait [von Lips?] oder vielmehr seine Nase daran schlug wie ein Bliz in mich ein: es stellet einen Cherubim mit dem Keime des Abfals vor und er scheint sich über alles zu erheben, über die Menschen, über das Unglük und über die — Moral. Ich konte das erhabene Angesicht, dem es einerlei zu sein schien, welches Blut fliesse, fremdes oder eignes, gar nicht sat bekommen.

Jena Sontags 26. Juni 1796.

Ich trat gestern vor den felsigten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremde zurükspringen; er erwartet[e] mich aber nach einem Brief von Göthe. Seine Gestalt ist verworren, hartkräftig, vol Ekſteine, vol scharfer schneidender Kräfte, aber ohne Liebe. Er spricht beinahe so vortreflich als schreibt. Er war ungewöhnlich gefällig und sezte mich (durch seinen Antrag) auf der Stelle zu einem Kollaborator der Horen um — und wolte mir eine Naturalisazionsakte in Jena einbereden. —

254. Caroline Schlegel an Luise Gotter.

Jena d. 11. Juli 96.

Vorgestern nach Tisch gingen wir zu Schillers, denn an demselbigen Abend wars nicht mehr möglich. Ich hatte mir alles grade

so gedacht wie es war — nur schöner fand ich Schillern, und sein Knabe ist prächtig. Eben gingen wir hin, da kam man uns mit der Nachricht entgegen, daß sie von einem zweyten Knaben vor einer Viertheltstunde entbunden sey. Er kam zu uns heraus und war gar freundlich und gut. Morgen, meint er, würd ich sie wieder sehn können, denn sie ist recht wohl.

255. Aus den Erinnerungen von Göritz.

Besonders interessant war der Sommer des Jahrs, wo die Xenien entstanden. Es waren da in Jena versammelt: Obertribunalrath Körner aus Dresden, ein intimer Freund Schillers, mit seiner Gattin, einem sehr interessanten Weibe, ihre Schwester, eine berühmte Malerin, Mademoiselle Stock, ehemals Gesellschafterin der Herzogin von Kurland, der Graf Kolle, preußischer Gesandter am chursächsischen Hofe, die beiden Humboldt; Goethe, Wieland und Herder kamen oft; Goethe blieb Monate lang der Tischgenosse Schillers. Da wurden die Angelegenheiten der deutschen Literatur verhandelt, und bei Symposien die Xenien meist verfertigt oder veranlaßt. Alle diese Männer lebten in der innigsten Harmonie, und besonders die beiden Humboldt gaben zu der Unterhaltung reiche Beiträge.

256. Minna Körner an Karl Gottl. Weber.

1796.

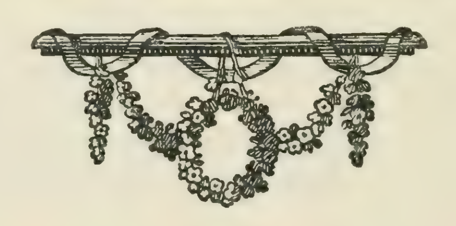
Unsre Reise nach Jena war sehr intreßant, wir hatten angenehmes Wetter zur Hinreise, besuchten die Herzoginn auf ihren Guth in Altenburgischen, wo die Gegend wunderschön ist. In Jena fanden wir über Erwarten Schillern gesund, den Tag nach unserer Ankunft kam Göthe auch hin, und blieb die 3 Wochen

unsres Aufenthaltes auch da, Sie können denken daß von Körners Seite rechte Geistesschwelgerey getrieben wurde, wir genoßen freylich auch manche herzerhebende Brosamen von der Reichen Tische, Schillers und Göthens schönste Sachen für den diesjährigen Almanach wurden in dieser Zeit gemacht. Wir mochten mit unsrer Lebensart den andern Jenensern ein Greuel seyn, ausgegangen wurde wenig, die andern sahen wir nur nothdürftig, nach Weinmar giengen wir auch nicht, denn was wir da am meisten liebten, hatten wir in unsrer Mitte, dies können uns die dortigen schönen Geister nicht vergeben. Göthe sein Aussehn hat sich sehr verändert, er ist sehr stark geworden. Dadurch sind ganz die großen Augen verlohren gegangen alle Züge auseinander, nun ist zwar sein Gesicht nicht mehr dem Apoll von Belvedere ähnlich; aber die Leyer weiß er noch eben so gut wie er zu spielen.

---

257. Aus G. Partheys Jugenderinnerungen.

Marie Körner erinnerte sich sehr genau, daß eine ganze Menge Xenien in dieser ländlichen Einsamkeit entstanden seien. Die beiden Schwestern saßen zusammen unten in der Wohnstube, und hörten über sich in der Dachkammer die Stimmen der dichtenden Freunde. In kürzeren oder längeren Pausen ertönte ein schallendes Gelächter, zuweilen von sehr vernehmlichem Fußstampfen begleitet. Wenn die Herren um 12 Uhr zum Mittagessen herunter kamen, waren sie äußerst aufgeräumt, und sagten mehr als einmal: heute sind die Philister wieder tüchtig geärgert worden!



Besonders gern verweilte er [Griesbach] bei dem Lustigen, was in seinem Hause vorging. Schiller bewohnte in diesem die Etage unter seinen Zimmern; und hier wurde ein großer Theil der Xenien von beiden Freunden gemeinsam producirt, in den ersten Monaten des Jahres 1796. Gelang eine, dann wurde das Gelingen von einem unbändigen Gelächter begleitet, das durch die Decke des Zimmers zu Griesbachs Ohren drang.

Ἄσβεστος δ' ἄρ ἐνῶρτο γέλως μακαρεσσι θεοῖσιν.

---

259. Aus Riemers „Mitteilungen über Goethe".

Schiller, weder an Gestalt, noch an Haltung so vortheilhaft erscheinend, obschon groß, auch freundlichen, milden, man könnte sagen warmen Blicks, doch nicht angenehmen Sprachorgans, mehr docirend als conversirend, oft sarcastisch und mehr satyrisch- als eigentlich humoristisch-witzig, wie schon aus den Xenien beider erhellt, die an diesem Merkmal fast allein schon zu unterscheiden sind.

---

260. Goethe an C. G. Voigt.

Jena 30. Sept. 1796.

Ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben, denn ich habe nicht Muth den guten Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen, sein Vater ist vor kurzem gestorben und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen, er trägt das alles mit gesetztem Gemüthe, aber seine körperliche Leiden regen sich nur um desto stärker und ich fürchte sehr daß diese Epoche ihn äußerst schwächen wird, um so mehr da er wie immer nicht aus dem Hause zu bringen ist, dadurch außer aller Connexion kommt und ihn wenig Menschen wieder besuchen. Ich

sage Ihnen das im Vertrauen, weil ich nicht gerade gerne öffentlich von diesem Zustande spreche.

---

261. Charlotte v. Schiller an Knebel.

Weimar 1. April 1818.

Schiller's Gesundheit wie unsre Verhältnisse vergönnten es uns nicht, zu viel Gesellschaften zu sehen; denn man muß, um angenehm zu leben, wie ich es meine, nicht wieder in Gesellschaft gehen müssen, sondern immer nur Menschen bei sich sehen, sonst verliert man die Freiheit, seinen Umgang zu wählen.

---

262. Wilhelm v. Humboldt an Friedr. Heinr. Jacobi.

15. Okt. 1796.

Ich habe Schillern, nicht gerade seine Werke, obgleich ich auch in diesen doch ziemlich bewandert bin, äußerst genau studirt, und ich mache es mir zum eigentlichen Geschäft dies Studium zu einer gewissen Vollendung zu bringen. Ich fahre darin um so unermüdeter fort, weil ich überzeugt bin, daß das Studium eines so seltnen, u. in seiner Art so einzigen Genies einen erweiterten Begriff des menschlichen Geists überhaupt giebt. Ich habe nie einen gesehen, dessen Geist mir so merkwürdig gewesen wäre, u. so aufrichtig ich z. B. Göthen u. Kant verehre, so ist mir keiner von beiden für die Kenntniß der menschlichen Intellektualität so wunderbar u. wichtig. Sie fühlen schon, daß ich hiermit nicht eine Vergleichung absoluter Größe machen, daß ich vielmehr einzig Schillern eine eigne Klasse anweisen will, die er auch meines Erachtens, schlechterdings bildet. Kant ist ein entschiednes philosophisches, Göthe ein entschiednes Dichtergenie, beide vielleicht u. wie ich ernsthaft glaube, in höherem Grade,

als bisher je eins aufstand, aber ihre Gattung ist bekannt u. zu allen Zeiten da gewesen. Mit Schiller ist es ein durchaus anderer Fall. Er trägt durchaus u. in allem, was er treibt, das Gepräge des ächten Genies, von dem es nicht möglich ist sich zu irren, aber sowohl gegen seinen dichterischen, als gegen seinen philosophischen Beruf kann ich starke Ausnahmen machen. Dieß allein nun würde gar nicht viel beweisen. Es giebt genug halbe u. auch hie u. da wirkliche Genies, die aus Mangel an bestimmter Ausbildung, oder an entschiedenem Triebe zwischen zwei Fächern herumschwanken, u. darum in beiden unglücklich u. für sich nur so unvollkommner sind. Dieß aber ist gewiß am wenigsten nach Ihrem Urtheil mit Schiller der Fall. In ihm strebt der Geist eigentlich das philosophische u. poetische Genie in einander zu verschmelzen, u. dadurch ist er Schöpfer einer Poesie, von der noch bis jetzt kein Beispiel vorhanden war, u. die man sehr unrichtig mit der bisherigen sogenannten philosophischen verwechslen würde, so wie er eben dadurch auch in der Philosophie eine Originalität erlangt hat, die sich auf weit mehr, als auf den bloßen Vortrag erstreckt. Beide sind freilich bis jetzt noch nicht eigentlich einer Beurtheilung fähig, weil Schiller noch in keiner durchaus gelungen ist u. sich selbst Gnüge gethan hat; allein selbst, wenn diese Gattungen vielleicht gar nicht überhaupt einer Vollendung fähig wären, was ich doch nicht glaube, so würde der Kopf immer höchst merkwürdig bleiben, der so durch eine Einzige Verstandeshandlung alles Höchste im Menschen, Phantasie u. Vernunft, die Freiheit von jener u. die Nothwendigkeit dieser zu vereinigen strebt.

263. Aus Briefen von Caroline v. Humboldt.

An Rahel Levin.

Jena 30. Okt. 1796.

Schillers Freude uns wieder hier zu haben hat mich würklich gerührt. Der Arme — wenn Goethe wider nach Italien geht und wir auch fort sind, so muß er auch in der That auf einen andren Wohnort denken. Er ist ganz poetisch gestimt und arbeitet würklich an seinem Wallenstein.

An Carl Gustaf v. Brinkman.

10. Nov. 1796.

Schiller fand ich voller Freude über unsere Zurückkunft leidlich wohl und äußerst lebendig in sich. Wir bringen fast alle Abende zusammen zu und Sie können leicht denken, wie vieles da verhandelt, besprochen und belacht wird.

An Rahel Levin.

Jena 1. Dez. 1796.

Die Abende bringen wir meistens bei Schiller zu, dessen Unterhaltung würklich einzig groß und schön durch den unglaublichen Reichthum seiner Ideen ist. Es wird Ihnen sehr merkwürdig sein ihn zu sehen.

---

264. Aus Briefen von Wilhelm v. Burgsdorff.

An Rahel Levin.

21. Nov. 1796.

Humboldts sind alle Abend regelmäßig zu Schiller, von 8 bis nach 10 Uhr. Den zweiten Abend ging ich gleich mit, und seitdem immer. Es ist mir unendlich viel werth Schiller so zu sehn. Er lebt nur in seinen Ideen, in einer ewigen Geistesthätig-

keit, das Denken und Dichten ist sein ganzes Bedürfniß, alles andere achtet und liebt er nur, in sofern es sich an dies, sein eigentliches Leben knüpft. H[umboldt] ist ihm daher sehr viel werth. Diese Stunden sieht er als seine Erholungsstunden an und spricht von allem, — doch sehr bald auf seine Art.

An Brinkman.

Jena 12. Dez. 96.

Schiller sehe ich von allen am meisten und Sie dencken sich, Lieber, wie zufrieden ich damit bin. Humboldts sind ganz wie zu Hause bei ihm, — und mehr; denn ich habe ihn nie so in seiner Assiette gesehn als da. Hier findet er diese statt daß er sie sich sonst so oft erst macht indem er alles um sich her niederschlägt oder verhöhnt. Schiller hat gewiß ebenso ein Bedürfniß zu so einem Umgange. Es ist seine Erholung, aber was er Erholung nennt würden die andern noch meist Anstrengung nennen. Dabei ist er aber sehr human und spricht von allen Dingen. In den vielen schlaflosen Nächten liest er viele Reisebeschreibungen, Seefahrten, hat große Freude an der Physiologie, Astronomie usw.

---

265. Goethe an J. H. Meyer.

5. Dez. 96.

Schillers Umgang und Briefwechsel bleibt mir in diesen Rücksichten noch immer höchst schätzbar. So ist wieder des zerbröckelten Urtheils nach der Vollendung meines Romans kein Maß noch Ziel. Man glaubt manchmal, man höre den Sand am Meere reden, so daß ich selbst, der ich nun nicht mehr darüber denken mag, beynah verworren werden könnte. Gar schön weiß Schiller gleichsam wie ein Präsident diese Vota mit Leichtigkeit zusammen

zu stellen und seine Meinung dazwischen hinein zu setzen, wobey es denn zu mancher angenehmen Unterhaltung Gelegenheit giebt.

Übrigens macht er selbst einen Versuch aus dem philosophischen und kritischen wieder ins Feld der Production zu gelangen, er arbeitet an seinem Wallenstein, einer Tragödie, deren Entstehen und die Art, wie er sich dabey benimmt, äußerst merkwürdig ist. Das was ich davon weiß läßt mich viel Gutes davon hoffen.

---

266. Aus Böttigers Aufzeichnungen.

22. Dez. 1796.

Schillern fanden wir in seiner Stubenexistenz sehr munter. — — Auf meine Frage, wie weit er mit seinem Trauerspiele (Wallenstein) gekommen sei, versicherte er, daß er zur Vollendung nur die Frühlingssonne erwarte. Meine Schotten waren mit Schillers Aufnahme, da er sie auch herzlich wiederzukommen bat, sehr zufrieden und nannten ihn a clever fellow.



267. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Seit dem August dieses Jahres [1796] vergönnte auch mir ein günstiges Geschick wieder in Schillers Nähe zu leben. Wilhelm v. Wolzogen, der treue Jugendfreund, war bei einem Aufenthalte des Herzogs Carl von Würtemberg in Paris von dem Studium der Architektur zu diplomatischen Geschäften übergegangen.

Als Legationsrath bei der Gesandtschaft angestellt, führte er während der Abwesenheit des Gesandten, Freiherrn von Ringer, die Geschäfte. Während der schrecklichsten Periode der Revolution, der des Terrorismus und der Hinrichtung des Königs, bewohnte er das Hotel des Gesandten, und durch Muth und Gewandtheit entging er den Gräueln in Paris, wo täglich schuldlose Opfer fielen. Bei der Rückkehr nach Stuttgart erwartete er eine andere Anstellung, da er die Geschäfte zur vollen Zufriedenheit des Herzogs Carl geführt hatte, und auch der diesem folgende Regent ihm geneigt war. In der herzlichsten Zuneigung und Freundschaft bat er mich, mein Schicksal an das seinige zu knüpfen. Es geschah. Wir waren nach Bauerbach gereist, als das französische Heer Schwaben überschwemmte und nach Franken vordrang. Meinungen und unser stilles Thal wurden bedroht; wir gingen nach Rudolstadt und Jena, um dem Sturme auszuweichen und die Unsern wieder zu sehen.

Mein Mann wurde nun dem Herzoge von Weimar bekannt, und von ihm als Kammerrath und Kammerherr angestellt. Die Freude über diese so unerwartete Wiedervereinigung mit meiner Schwester und Schiller war groß; ein schönes Leben lag vor uns in der Wirklichkeit, so wie es unsre Jugendträume gedichtet hatten.

Goethe zeigte sich theilnehmend bei diesem Ereigniß. Das Anschauen des innigen Verhältnisses zwischen ihm und Schiller, der immer rege Ideenwechsel, das offne, heitre Zusammenseyn — dieß Alles bot tausendfältigen Genuß. An Gegenständen der Unterhaltung fehlte es nicht; Goethe sprach gern mit meinem Manne über Architektur; in den Abendstunden entwarf er bei meiner Schwester Mondlandschaften; auch Schiller machte einige Versuche. Indeß entstanden unsterbliche Werke, Wallenstein und Hermann und Dorothea. Wie das Ineinanderstrahlen der beiden Dichterseelen auf ihre poetische Kraft und Darstellung wirkte, vermag wohl der Zartempfindende zu ahnen. Im Wallenstein

athmen Hauche des Goethe'schen Lebens, und in Hermann und Dorothea weht Schillerscher Geist. Mit Rührung erinnre ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Thränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaume enthält, gleich nach der Entstehung vorlas. „So schmilzt man bei seinen eignen Kohlen", sagte er, indem er sich die Augen trocknete.

Die litterarischen Händel, die die Horen und Xenien erregten, trübten den guten Humor selten, und dienten im engern Kreise nur zu Uebung in muthwilligen Scherzen. Das entschieden Feindselige hielt sich Schiller im Umgang fern, was er bei seiner eingezogenen Lebensweise leicht konnte. Offen zeigte er seine Abneigung gegen niedrige Seelen und Uebelwollende, und ein schöner Kreis des Wohlwollens und der Liebe, der ihn fortwährend umgab, machte ihn jene vergessen.

Fichtens Erscheinung war ihm sehr merkwürdig; aber erst in der Folgezeit, als sich dessen Jenaische Verhältnisse trübten, entstanden lebhaftere Berührungen, da es Schillers Natur mit sich brachte, sich jedes Bedrängten anzunehmen. Schellings tiefer Geist und biedrer offner Charakter war ihm sehr werth; mit ihm und dem vieljährigen philosophischen Freunde Niethammer verbrachte er alle Woche einen heitern Abend bei einer l'Hombre-Partie. Die ältern Freunde blieben immer gleich treugesinnt. Auch unsere Freunde Humboldt kehrten im Herbst, von Berlin, wo sie sich eine Zeit lang aufgehalten, nach Jena zurück, und Alexander von Humboldt gesellte sich ihnen zu. Sein lebhafter Geist, der alle Zweige der Naturwissenschaften mit Genialität ergriff, deutete die Riesenschritte, die er in Erkenntniß der Natur machen würde, schon damals an.

Im Frühling 1797 zog Schiller in seinen vor den Thoren Jena's, in der anmuthigsten Gegend gelegenen Garten. Ein Eigenthum zu besitzen, erfreute ihn sehr; denn Landbesitz dünkte ihm

von jeher dem Leben eine Festigkeit und Sicherheit zu geben. Felder, die bis an die äußerste Spitze des nahen Berges sich hinzogen noch zu gewinnen, war eine Lieblingsidee. Das Haus hatte im obern Stock eine weite, herrliche Aussicht; dort las er mir zuerst den Wallenstein vor. Am Ende des Gartens baute er sich ein kleines Haus, wo er ganz ungestört arbeiten wollte. „Ich liebe sehr" sagte er, „daß die Hauswirthschaft ordentlich geht; aber ich mag das Knarren der Räder nicht hören." In dem kleinen Hause arbeitete er während der Sommermonate oft bis tief in die Nacht hinein. In diesem Garten empfing er den Besuch des Kronprinzen von Bayern. Der hohe, edle Geist des königlichen Jünglings erfreute ihn innig; er ahnete, was er für Deutschland, für Wissenschaft und Kunst werden würde, und ein Band des Antheils und der Liebe knüpfte den Fürsten an den Dichter, das, über dem Grabe des Letztern, der Harfe des jetzigen Königs rührende Töne eines geistigen, treuen Andenkens entlockte.

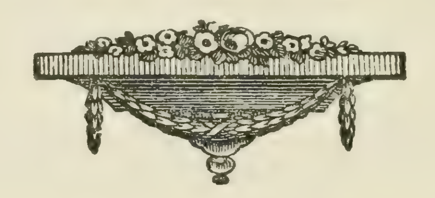
Im Sommer des Jahres 1797 verließ die uns so werthe Humboldtsche Familie Jena, indem sie eine große Reise antrat. Schiller büßte dadurch einen ihn sehr belebenden Umgang ein. Doch entstand nun eine lebhafte Correspondenz; und von jener Reise sind viele interessante briefliche Nachrichten vorhanden. Besonders ist an Wilhelm von Humboldt der bei jeder Veränderung des Orts und in jeder Lebensperiode immer rege Gedankenverkehr mit seinen Freunden sehr merkwürdig.

„Ein Wetteifer mit Goethe", sagt Körner, „veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erste Balladen. Beide Dichter theilten sich in die Stoffe, die sie gemeinschaftlich ausgesucht hatten. Von dieser Gattung, die Schillern lieb geworden war, lieferte er in spätern Jahren noch Manches, nachdem andere kleinere Gedichte seltner von ihm erschienen."

Das Bedeutendste aber, was hier erwähnt werden muß, ist, daß Schiller im Jahre 1798 den Wallenstein beendigte. Die

Einrichtung desselben für die Bühne beschäftigte ihn sogleich; denn die vorzüglichsten Theater-Directoren Deutschlands zeigten den größten Eifer für dessen Aufführung. Iffland und Schröder, die ersten Schauspieler, bewarben sich lebhaft und freundschaftlich um das neue dramatische Werk, nach dem so lange Schillers Geist in dieser Form nicht erschienen war. Goethens Idee, die neue Weimarische Bühne mit diesem Stück zu eröffnen, drängte die Arbeit. Im Spätjahr wurde das neuerbaute freundliche Theater durch die Vorstellung des Lagers eingeweiht. Wir waren mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig, und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Der Wallone erschien uns wie eine beinah Homerische Gestalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plastisch darstellte.

Die Ahnung des großen Ganzen, das diesem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorspiel einen geheimnißvollen Reiz. Es war ein schöner Abend, Schiller war sehr gerührt über unsre Freude, und Goethens herzlicher Antheil äußerte sich höchst liebenswürdig. Auch der neue, schöne Raum, in dem so viel Merkwürdiges in einer Reihe von Jahren erscheinen sollte, mehrte den Zauber, der uns umfing, und spannte unsre Erwartung auf etwas Großes. Wenn die Phantasie, in düstern Räumen von der Ahnung unglücklicher Begebenheiten erfüllt, ängstigende Geistergestalten erschafft, so erscheinen auch heitre Geister in einem harmonisch gebildeten Raume, Lebensfülle und Genuß versprechend und das menschliche Wesen in angenehmer Befriedigung erhaltend.



Schiller, der nunmehr ein wirkliches Theater in der Nähe und vor Augen hatte, dachte ernstlich darauf seine Stücke spielbarer zu machen, und als ihm hierin die große Breite wie er Wallenstein schon gedacht abermals hinderlich war, entschloß er sich den Gegenstand in mehreren Abtheilungen zu behandeln. Dieß gab in Abwesenheit der Gesellschaft den ganzen Sommer über, reichliche Belehrung und Unterhaltung. Schon war der Prolog geschrieben, Wallensteins Lager wuchs heran.

Auch ich blieb meinerseits in vollkommener Thätigkeit: Hermann und Dorothea erschien als Taschenbuch, und ein neues episch-romantisches Gedicht wurde gleich darauf entworfen. Der Plan war in allen seinen Theilen durchgedacht, den ich unglücklicherweise meinen Freunden nicht verhehlte. Sie riethen mir ab, und es betrübt mich noch daß ich ihnen Folge leistete: denn der Dichter allein kann wissen was in einem Gegenstande liegt und was er für Reiz und Anmuth bei der Ausführung daraus entwickeln könne. Ich schrieb den Neuen Pausias und die Metamorphose der Pflanzen in elegischer Form, Schiller wetteiferte, indem er seinen Taucher gab. Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir ganz Deutschland aufgeregt, jederman schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit.

---

269. Aus den Aufzeichnungen von Charlotte v. Schiller.

Er hat nichts gelesen von Allem was gegen die Xenien geschrieben.

Er las überhaupt nicht gern das Neuere, und die Stimme der deutschen Journale war ihm ein widriger Ton. Er mußte

sich die Zeit, für die er schrieb, von der Imagination entfernen um die Bilder derselben reiner darzustellen. Das Wirkliche machte einen ängstlichen Eindruck auf ihn.

---

270. Voigt an Hufeland.

18. Febr. 97.

Es gab bei Schiller noch allerlei poetische Unterhaltung, die mir wegen des Contrastes, mit welchem ein Geschäftsmann dergleichen Dinge anzusehen pflegt, angenehm war, denn diese vorsichtige Seite prävalirt denn doch immer, wenn man auch nicht ganz den unwissenschaftlichen Menschen angehört.

---

271. Charlotte Schiller an Fritz v. Stein.

Jena, den 3. März 1797.

Unser Plan: in Weimar zu wohnen, hat sich nicht ausführen lassen. Wir wünschten hauptsächlich ein Haus mit einem Garten zu haben oder besser Garten mit Haus, denn das Nöthigere war der Garten. Schiller fühlt jetzt auf das Lebhafteste was er entbehrt, daß er immer in der Stube eingeschlossen ist, und wie er sich nur durch eine Wohnung im Freien wieder an die Luft gewöhnen kann. Da fand sich nun in Weimar nichts, und hier haben wir einen Garten im Handel, der alle Vorzüge hat, gesunde, trockne Lage, schöne Aussicht, nicht zu weit von der Stadt entlegen, Sie kennen ihn vielleicht, er gehörte dem H... Schmidt, und es steht an der Seite bei der Laube ein Monument, das er seiner Frau hat setzen lassen. Das Haus ist für jetzt nicht mit der ganzen Familie zu bewohnen, aber es läßt sich artig machen...

... Auch Schiller würde es in der Länge drückend fühlen,

wenn er sich in gesellige Verhältnisse verwickelt fühlte, die seine innere Thätigkeit vermindern könnten. Für unsrer Beider Neigung wäre es eigentlich am schönsten in einer ganz großen Stadt zu leben, wo man kleine Cirkel um sich haben könnte und das Gewühl und Bewegungen der Menge von weitem beobachten kann, ohne sich zu vermischen mit ihm.

272. Goethe an Herzog Carl August.

Jena, Anf. März 97.

Schiller wird wahrscheinlich den Schmidtischen Garten an der Leutra kaufen, ich wünsche ihm eine Existenz an und in der freyen Luft, wenn nur bey seiner bisherigen Entwöhnung die Veränderung nicht gar zu lebhaft ist.

273. Aus den Erinnerungen von Garlieb Merkel.

Ich hatte schon ein paar Monate in Jena verlebt, ohne Schiller auch nur gesehen zu haben, als mir Graß, der sich mit Schiller's Freundschaft schmeichelte, einen Brief an ihn sandte und mich dringend aufforderte, diesen Brief selbst abzugeben. Ich that es eines Vormittags um elf Uhr und fand Schiller erschöpft und matt auf dem Sopha. Er war soeben erst aus dem Bette gekommen, und jene sichtliche Erschöpfung war die Folge seiner unregelmäßigen Lebensart, die ihn auch früh ins Grab führte. Es ist bekannt, daß er fast nur in der Nacht arbeitete. Zu jener Zeit aber pflegte er, wie ein damaliger Hausfreund und Kostgänger hat drucken lassen, Nächte hindurch Karten zu spielen.

Den Brief meines lieben Graß las Schiller nicht in meiner Gegenwart, ich weiß nicht, ob aus Höflichkeit gegen mich oder

aus Gleichgültigkeit gegen Graß. Ich mußte mich ihm also selbst bekannt machen, und so sah er in unserem ersten Gespräche Nichts in mir, als einen Studenten der Medicin, der das Glück haben wollte, ihn kennen zu lernen. Dazu war ich indeß nicht bewundernd und warm genug in meinen Aeußerungen; ich erinnere mich in der That nicht Eines Complimentes, das ich ihm gesagt hätte. Der Gegenstand unseres Gespräches war größtentheils nur Graß, dessen Entschluß, sich als Künstler in die Welt zu werfen, er nicht billigte. Ich sprach nicht von seinen Werken, was gewiß Unrecht war, er nicht von meiner Schrift, die er wahrscheinlich nicht kannte; so fand sich kein Berührungspunkt zwischen uns, und ich verließ ihn nach einer halben Stunde, fast mit Bedauern, daß ich Graß's Wunsch erfüllt hatte. Kurz darauf wurde Schiller schwer krank und blieb es lange; so konnte ich meinen Besuch nicht wiederholen, wozu er mich mit Höflichkeit eingeladen. Ich sprach ihn nur zufällig wieder. Im Begriff, im Frühling Jena zu verlassen, machte ich noch einen Spaziergang und fand Schiller vor seiner Gartenthüre. Da er meinen Gruß wie den eines Bekannten erwiderte, trat ich zu ihm, machte ihm meinen Glückwunsch zu seiner Genesung und nahm Abschied. Er schien jetzt mehr von mir zu wissen, und wir gingen ein halbes Stündchen im Gärtchen umher. Ich fand ihn heiter und gesund aussehend. Sein geistvolles, wiewohl etwas krampfhaft gespanntes Gesicht und sein scharfer Blick hatten viel Einnehmendes. Seitdem sah ich ihn nur 1805 in Berlin wieder, ich weiß nicht, wo? aber damals war er schon wegen meiner Kritik der „Braut von Messina" feindselig gegen mich gesinnt; wir sprachen uns nicht.



274. Caroline an Wilhelm v. Humboldt.

Jena 26. Mai 97.

Er [Goethe] grüßt Dich herzlich, desgleichen Schiller, der Dich bittet, ihm alle Deine übersetzten Pindarischen Oden zu schicken und ihm, wenn's irgend eine gäbe, eine deutsche oder französische oder lateinische Übersetzung des ganzen Pindars zu empfehlen. Er will sich einige Wochen ausschließend mit dem Pindar beschäftigen, sich recht eigentlich mit ihm vertraut machen, um dann eine Pindarische Ode für den Almanach zu verfertigen, zu der er das Sujet schon mit sich herumträgt. Er wollte nichts Bestimmteres darüber sagen, als daß die Hauptidee der Ode sein sollte, daß das Glück über das Verdienst gehe. Freilich eine äußerst antike und auch eine höchst pindarische Idee. Übrigens ist Schiller recht munter, und sein Gartenleben bekommt ihm gut.

---

275. Auf der, diesem Gartenhäuschen gegenüber liegenden Anhöhe ward er hier wohl nicht selten durch die erleuchteten Fenster von den Jenensern in der nächtlichen Arbeit belauscht. Neben sich hatte er, um sich munter zu erhalten, eine Tasse Kaffee oder Weinchocolade, zuweilen auch eine Flasche alten Rheinweins oder Champagner stehen. Da hörte man ihn denn oft durch die Nachtstille sich die eben geschaffenen Verse recitiren, sah ihn bald in lautem Selbstgespräch in der Stube auf und niedergehen, bald sich wieder in den Sessel werfen und schreiben, zuweilen aus dem neben ihm stehenden Pokal einen flüchtigen Zug thun*).

Auch in seiner Winterwohnung, abgesondert vom Gewühle der Menschen, im Griesbach'schen Hause am Stadtgraben, hinten hinaus, fand man ihn zuweilen bis früh um vier, auch fünf Uhr am Schreibtische; im Sommer bis gegen drei Uhr. Aber hier zu

*) Nach der Schwägerin Versicherung trank er bei'm Schreiben nie Wein, oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Fr. v. Wolz. II, 294.

verweilen ward ihm, bei peinigender Kränklichkeit und herankommendem Frühlinge, jetzt ganz unerträglich.

276. ## Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Jena, 8. Oktober 1827.

„Sie wissen wohl kaum, sagte er, an welcher merkwürdigen Stelle wir uns eigentlich befinden. Hier hat Schiller gewohnt. In dieser Laube, auf diesen jetzt fast zusammengebrochenen Bänken haben wir oft an diesem alten Steintisch gesessen und manches gute und große Wort miteinander gewechselt. Er war damals noch in den dreißigen, ich selber noch in den vierzigen, Beide noch in vollstem Aufstreben, und es war etwas. Das geht Alles hin und vorüber; ich bin auch nicht mehr, der ich gewesen, aber die alte Erde hält Stich, und Luft und Wasser und Boden sind noch immer dieselbigen."

„Gehen Sie doch nachher einmal mit Schrön hinauf und lassen sich von ihm in der Mansarde die Zimmer zeigen, die Schiller bewohnt hat."

Wir ließen uns indeß in dieser anmuthigen Luft und an diesem guten Orte das Frühstück sehr wohl schmecken. Schiller war dabei wenigstens in unserem Geiste gegenwärtig und Goethe widmete ihm noch manches gute Wort eines liebevollen Andenkens.

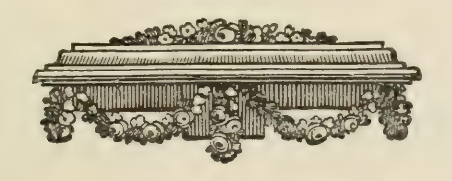
Ich ging darauf mit Schrön in die Mansarde und genoß aus Schiller's Fenstern die herrlichste Aussicht. Die Richtung war ganz nach Süden, so daß man Stunden weit den schönen Strom, durch Gebüsch und Krümmungen unterbrochen, heranfließen sah. Auch hatte man einen weiten Horizont. Der Aufgang und Untergang der Planeten war von hieraus herrlich zu beobachten, und man mußte sich sagen, daß dieß Local durchaus günstig sey, um das Astronomische und Astrologische im Wallenstein zu dichten.

277. Als Beweis wie rechtlich und entfernt von kleinlichem Eigennutz er war, möge folgendes dienen. Ein bekannter Buchhändler in einer nicht weit von Weimar gelegenen Stadt reiste, da er gehört hatte, daß Schiller sich mit dem Wallenstein beschäftige, zu dem Dichter hin und bot ihm für den gedruckten Bogen 12 Carolin in Golde. Schiller aber, der bereits mit Cotta in Tübingen wegen des Wallenstein in Unterhandlung stand, dachte viel zu solid, als daß er sich durch ein höheres Honorar von seinem ältern Verleger sollte abwendig machen lassen. „Cotta handelt solide mit mir, und ich mit ihm!“ gab er jenem Buchhändler zur Antwort, und machte ihm nicht einmal Hoffnung, je ein anderes Werk von ihm in Verlag zu erhalten.

---

278. Johann Daniel Sander an seine Frau.

Ja so! hätte ich doch bald vergessen, daß ich auch Schiller gesprochen habe und daß wir am Ende der Unterredung sogar bis zum Händeschütteln kamen. Aber — Schiller ist nicht mein Mann. Ein sehr gemeines Gesicht und dabei etwas Widriges. Denke Dir sehr eingefallene Backen, eine sehr spitze Nase, fuchsrothes Haar auf dem Kopfe und über den Augen. Und nun war er in seinem Garten, mit gelben eingetretenen Pantoffeln und in einem schlafrockähnlichen Ueberzug. Wäre ich so mit ihm in einer öden Gegend zusammengetroffen, ich hätte für mein Leben oder wenigstens für meine Börse gefürchtet.“



3. Dezember 1824.

„Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! — Grade in diesen Tagen, bey Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobey die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren. Das Talent glaubt freylich, es könne das auch, was es andere Leute thun sieht, allein es ist nicht so und es wird seine Faux-frais bereuen. Was haben wir davon, wenn unsere Haare auf eine Nacht gewickelt sind? — Wir haben Papier in den Haaren, das ist alles, und am andern Abend sind sie doch wieder schlicht."

280. Aus den Aufzeichnungen von Friedrich Soret.

8. Mars [1830].

Goethe m'a dit que sans Schiller qui le pressait pour les Heures jamais il n'aurait songé à écrire ses ballades; la plupart d'entre elles existaient dans son esprit et l'occupaient comme de beaux rêves; elles y flottaient toutes resplendissantes de détails poétiques et d'images qu'il a fallu nécessairement sacrifier ou tronquer en donnant un corps à ces rêveries; aussi n'a-t-il pris la plume qu'à contre-coeur et n'a-t-il dit adieu à ses brillantes illusions pour les réduire en paroles mesquines qu'avec un sentiment de regret, comme s'il se séparait à jamais d'un ami.

5. Avril [1830].

„Il faut être vieux routier pour savoir émonder; Schiller était parfait dans ce genre de critique, je l'ai vu réduire une excellente poésie de 22 strophes qu'on lui avait montrée, en une autre qui

n'en avait seulement que sept et qui ne laissait pas de rendre toutes les pensées du poëme original."

281. Aus „Kunst und Alterthum".

Mein Verhältniß zu Schiller gründete sich auf die entschiedene Richtung beyder auf Einen Zweck, unsere gemeinsame Thätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.

Bei einer zarten Differenz, die einst zwischen uns zur Sprache kam, und woran ich durch eine Stelle seines Briefs wieder erinnert werde, macht' ich folgende Betrachtungen.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken, oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder erst spät.

282. Aus Goethes Annalen (1797).

Auch gereichte zu unserm größten Vortheil, daß wir nur vor einem kleinen, genugsam gebildeten Publicum zu spielen hatten, dessen Geschmack wir befriedigen und uns doch dabei unabhängig erhalten konnten; ja wir durften manches versuchen, uns selbst und unsere Zuschauer in einem höheren Sinne auszubilden.

Hier kam uns nun Schiller vorzüglich zu Hülfe; er stand im Begriff sich zu beschränken, dem Rohen, Übertriebenen, Gigan-

tischen zu entsagen; schon gelang ihm das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck. Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.

283. Charlotte Schiller an Christophine Reinwald.

Jena, den 12. Oktober 1797.

Schiller hat sich doch an die Luft gewöhnt und geht alle Tage in den Garten; darüber bin ich sehr froh, und es wird einen guten Einfluß auf seine Gesundheit haben.

284. Aus den Erinnerungen von Gerhard Friederich.

Die Eltern des Verfassers dieser Mittheilung sendeten denselben im Herbste 1797 nach Jena, zur Universität, wo er beinahe drei Jahre in der Nähe dieser gefeierten Männer lebte. Er erblickte den Dichterheros zuerst im Spätherbste des genannten Jahres auf einem Spaziergange am Ufer der Saale, wie er in einem anmuthigen Laubengange, genannt das Paradies, umherwandelnd, Arm in Arm mit Goethe, echt peripatetisch verkehrte. Dieses geschah beinahe an jedem Samstage in der Morgenstunde von 12 bis 1 Uhr, so wie es die Witterung gestattete.

Noch steht diese Erscheinung, nach einem Zeitraume von einigen 60 Jahren, so klar und lebendig vor meiner Phantasie, als hätte dieselbe sich mir heute dargestellt, was beinahe immer bei den Erinnerungen aus der Jugendzeit der Fall ist.

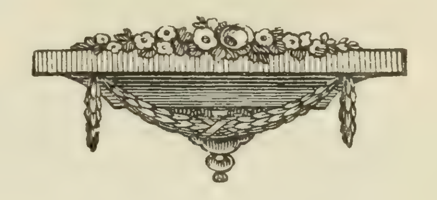
Schiller's Aeußeres imponirte beim ersten Anblick durchaus nicht. Seine Gestalt war von mehr als mittlerer Größe, seine Haltung, noch von früherer Angewöhnung her, etwas soldatisch.

Allein beobachtete man ihn genauer, so verrieth besonders der Bau des Kopfes mit dem hochgewölbten Schädel, das seelenvolle lichtblaue Auge dem nicht ganz flachen Beobachter sehr bald den genialen ausgezeichneten Mann.

So erschien er denn auch mir, so oft ich in seiner Nähe weilte. Er trug gewöhnlich einen grauen Ueberrock, den feinen weißen Hemdenkragen offen, das röthlich-blonde Haar sorgfältig zurückgeschlagen. Ueberhaupt war eine gewisse Achtsamkeit auf seine Kleidung, jedoch ohne alle pedantische Uebertreibung, bei ihm nicht zu verkennen. So sah ich ihn einigemal im engeren Kreise der Familie des Geheimenkirchenraths Griesbach, an den ich von Frankfurt aus empfohlen war. Sein Benehmen in größerer Gesellschaft war keineswegs frei, oder gar anmaßend; vielmehr sehr ruhig, beinahe schüchtern, so wie überhaupt die verschiedensten Gerüchte über seine Lebensweise sich schon damals in geistiger und materieller Beziehung vielfach durchkreuzten.

Schiller war durchaus kein Weintrinker, wie man ihm mitunter Schuld gab, sondern bediente sich, wenn er meist halbe Nächte hindurch arbeitete, des Kaffees, höchst selten der Wein-Chokolade, die er sich selbst warm erhielt. Dieses Lucubriren indessen, dieses geistige Schwelgen auf Kosten der Naturkräfte, oft bis um 4 Uhr am Morgen, legte unstreitig den Grund zu seinem späteren Brustleiden und seinem frühen Tode. Wir Studirende besuchten bisweilen am Samstage das romantisch gelegene Dörfchen Lichtenhain, berühmt durch seinen kräftigen Gerstensaft, und kehrten dann nicht selten erst gegen Mitternacht zurück. Unser Weg führte uns jedesmal an Schiller's Gartenhaus, das er damals bewohnte, vorüber, und stets war das Kabinet, in welchem er arbeitete, hell erleuchtet, und wir nahmen es wahr, wie sein Schatten sich hin- und herwandelnd bewegte. Schiller lebte einfach, aber durch seine treffliche Gattin äußerst glücklich, und soll im engeren Kreise seines Hauses und einiger erlesenen Freunde überaus herzlich

offen und heiter sich dargestellt haben, wo sein stets harmloser Humor zuweilen bis zum Muthwillen sich steigerte."



285. Caroline Schlegel an Luise Gotter.

Jena 21. Febr. 1798.

Schillers Kopf ist der Schillern frappant ähnlich geworden, zum Beweise des Satzes, daß Eheleute immer große Aehnlichkeit mit einander haben oder wenigstens kriegen.

286. Aus Ludwig v. Wolzogens Memoiren.

Auch Schiller, der zu dieser Zeit noch in Jena lebte, besuchte ich auf einige Tage, und wurde von ihm und seiner trefflichen Frau auf das Herzlichste aufgenommen. Namentlich viel sprach er mit mir über Wallenstein, der ihn damals lebhaft beschäftigte. Er verlangte, ich solle ihm ein treues Bild von einer Schlacht des 30jährigen Krieges liefern, damit er aus dieser Beschreibung die Grundfarben zur Schilderung des Todes von Max Piccolomini entlehnen könne; als ich ihm aber mit Karthaunen, Colubrinen und Bombarden kam, da schlug er die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief: „Wie können Sie nur verlangen, daß ich eine Scene, welche den höchsten tragischen Eindruck auf die Zuschauer zu machen berechtigt ist, mit so viel Knall und Dampf anfüllen soll?! Max kann nicht durch eine Kugel enden; auch muß sein Tod nur erzählt, nicht dargestellt

werden, ähnlich wie Theramen in der Phädra Hippolyt's Ende berichtet!" — Er sann noch lange hin und her, wie er seinen Helden nach diesen Grundsätzen am besten aus der Welt schaffen möchte, und jeden Tag brachte ich ein neues Project dazu, das er jedoch als viel zu kriegswissenschaftlich immer wieder verwarf. Endlich hatte er seinen Entschluß gefaßt: „Ich hab's!" — sagte er — „Max darf nicht durch Feindes Hand, er muß unter dem Hufschlag seiner eigenen Rosse an der Spitze seines Kürassier-Regiments des Todes Opfer werden!" — und so entstand die herrliche Erzählung des schwedischen Hauptmanns, die wir heute Alle noch mit Bewunderung lesen. —

87. Nach den Erinnerungen von Joh. Baptist Lacher.

Auch von seinem „Lieblingsdichter" Schiller, „der so bezaubernd auf den geheimsten Saiten meines Gemüths spielte", wollte er Abschied nehmen, führte sich bei ihm in dessen Gartenhaus als Paulus' Freund ein und stellte sich ihm als einen Schwaben vor, „der Deutschland revolutioniren wolle". „Ein langer schlanker starker Mann" — so schildert er Schillers Erscheinung — „stand mitten im Zimmer, ein graugelber Ueberrock bedeckte, bei offenem Hemdkragen seinen Leib. Kurz geschnittene gelbe Haare umflatterten seine hohe breite Stirne, blau, sanft und ernst sind seine Augen, eine etwas gebogene Nase, die sich mit einer Falte in die Stirne verliert, sein Angesicht ist blaß, ein äußerst reizender, redlicher Mund, und das ganze Wesen strömte eine ernste Liebenswürdigkeit aus, dem man mit Zutrauen und Vergnügen nahte." Schiller, der „etwas sanft auf die unschuldig rohe Weise lächelte," mit der ihm der junge Schwärmer seinen Plan erzählte, rieth ihm, denselben aufzuschieben, damit er doch wenigstens die französische Sprache und einige militärische Vorkenntnisse erlernen könnte. Auf Lacher's Einwendung, daß er dazu keine Mittel habe,

erwiderte er, dazu würde er schon Wege finden. Als er aber sah, daß der jugendliche Phantast durch nichts von seinem Vorhaben abzubringen war, lud er ihn auf den andern Abend, den letzten, den derselbe in Jena zubrachte, zu sich zum Nachtessen, wo er ihn „seiner allerliebenswürdigsten Frau und dem vortrefflichen Niethammer" vorstellte, den er als Landsmann ebenfalls eingeladen, „um ein Schwabenfest zu feiern". Während des Essens erzählte Lacher, den der Wein gesprächig machte, seine Lebensgeschichte, daß Frau Schiller und Niethammer herzlich lachten. Als er seinen frühern Plan auseinandersetzte: sich das Vertrauen eines deutschen Fürsten zu erwerben, der entweder in seine Absichten eingegangen wäre, oder den er zu solchen falschen Maßregeln verleitet hätte, daß das Volk zur Selbstrache geschritten und über alle übrigen kleineren Fürsten hergefallen wäre, „um Deutschland zu der Einheit zu bringen, die ihm nothwendig ist, seine politische Unabhängigkeit von außen zu behaupten und Ruhm und Glück im Innern zu genießen" — da „kratzte sich Schiller öfters hinter den Ohren, indem er ausrief: ‚O weh! lassen Sie mir ja doch mein armes Gartenhäuschen stehen!'" Lacher vergaß „in seiner Phantasterei Nachtessen und Alles, wie sehr auch Herr und Frau Schiller daran mahnten." Zwischen hinein schaltete Schiller Sprüche ein, wie: „Haben Sie Ehrgeiz, so sind Sie verloren. Ihr Charakter muß wie ein Amboß werden, auf dem Alles hämmern kann, ohne daß er nachgibt." Es war spät in der Nacht, als sich Lacher von seinem „Abgott" trennen mußte; auch war der kleine Karl auf dem Schooß seines Vaters schon eingeschlafen. Schiller begleitete seinen Gast bis auf die Treppe und sagte ihm zum Lebewohl die Worte, von denen Lacher behauptete, daß sie ihm in jedem Augenblick seines Lebens im Innersten nachhallten: „Kommen Sie einst in Ihr Vaterland zurück mit dem französischen Kittel und mit dem deutschen Herzen."

288. Lacher an Charlotte von Schiller.

Windsheim in Franken den 10ten Jener 1809.

Nie hat ein Gott so zu einem Sterblichen gesprochen. Alle meine Herzens Reinheit, meine feinsten Lebens Genüße, meine hohen Ideen legte Er in mein tiefes Gemüth nieder; kein Tag, keine Minute rollt in die Ewigkeit hinunter, ohne daß mein Geist, ohne daß mein Busen sich an seinen Götterfunken belebe! — —

Wie Feuerzüge flammen noch seine lezten Worte in meinem Innern, und lebendiger als am Abend meines Ausfluges aus Jena steht sie noch da vor meinen Augen die hohe Gestalt des ewig Verklärten! Aber auch heilig sind Sie mir, die Sie das beneidenswerthe Loos hatten, in Ihrer Person unserm unsterblichen Sänger den überirdischen Himmel eröfnet zu haben, worin er nichts erblicken konnte, als jene erhabnen Ideale, die sein Feuerpinsel der Nachwelt zum Beyspiele vormahlte! Ein Sternbild erster Größe schimmern Sie mir auf meiner dunkeln Laufbahn, und nur Ihrem Lichte getreu verzage ich nicht an das Ziel zu gelangen, wo die Sonne in vollem Glanze leuchten wird!!

289. Aus einem Brief von Friedr. Eschen.

20. Mai 1798.

— ich weis nicht, ob ich sehr viele Zeit für eigne Arbeiten noch übrig finden werde, und ob ich so Schillers Bitte, ihm etwas für den nächstjährigen Musenalmanach zu senden, Genüge thun kann. Den letzten Nachmittag in Jena brachte ich größtentheils bei Schiller zu, und niemals fand ich ihn so lebhaft und herzlich wie damals.

An Christiane.

Jena 25. May 98.

Mit meiner leiblichen Nahrung geht es nun auch schon besser ... Schillers versorgen mich mit Braten und dein Öl macht mir den Salat wieder schmackhaft, wodurch ich nun für den Mittag völlig geborgen bin. Abends bin ich bey Schiller im Garten, wo wir bisher viel interessantes zusammen gelesen und gesprochen haben, nur wird mir Abends der Rückweg ein wenig sauer, denn ich habe eine völlige Viertelstunde zu gehen.

An J. H. Meyer.

Jena 8. Juni 1798.

Schiller befindet sich wohl und unsere Unterhaltungen sind sehr fruchtbar. Leider bringt mich seine Gartenbaukunst ganz zur Verzweiflung. Die neue Küche liegt gerade so daß der N.W. Wind, der gerade mitunter an den schönsten Abenden weht, den Rauch, und besonders den Fettgeruch über den ganzen Garten verbreitet so daß man nirgends Rettung finden kann.

---

291. Charlotte Schiller an Fritz v. Stein.

Jena 1. Oktober 1798.

Es ist erstaunend, welchen Einfluß seine [Goethes] Nähe auf Schiller's Gemüth hat, und wie belebend für ihn die häufige Communikation seiner Ideen mit Goethe ist, er ist ganz anders wenn er auch nur in Weimar ist. Mir selbst ist Goethe auch sehr lieb, aber er wird mir noch lieber um Schiller's willen.

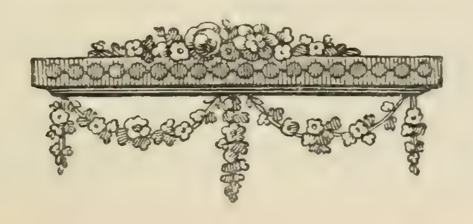
---

292. Jean Paul an Otto.

27. Jan. 99.

Schiller — der ganz den Sprachton Wernleins und in der Ferne sogar dessen Physiognomie hat, die nur in der Nähe wieder sich wie beide unterscheidet — nähert sich sehr der Titanide und sagte schon 3mal zu ihr: wir müssen mit einander nach Paris (Hier ist alles revoluzionair-kühn und Gattinnen gelten nichts. Wieland nimmt im Frühling, um aufzuleben, seine erste Geliebte die La Roche ins Haus und die Titanide stelte seiner Frau den Nuzen vor.) Schiller achtet unendlich den fürchterlichen Retif de la Bretonne, wovon du etwas gelesen und der das höllisch- und himlisch-geschriebene Buch le coeur humain dévoilé gemacht; und wil ihn zu sehen hin. Humbold aus Paris schrieb ihm, dieser Gott-Teufel sehe wie — ich; und Sch., der mich ganz gelesen, findet unter uns nur den Unterschied der Erziehung; und darum sucht und liebt er mich jezt. Ich hab alles von der Titanide. — Indessen merk' ich von jenem Suchen nichts.

293. Noch erinnern wir uns eines sehr lebhaften Diskurses zwischen Schiller und Jean Paul, der ungefähr um die nämliche Zeit geführt wurde, als der Wallenstein zum erstenmal in Weimar sollte gegeben werden. Jean Paul behauptete in demselben gegen Schiller, ohne Einschränkung, daß eine Darstellung echt poetischer Gestalten, folglich auch seines Wallensteins, auf dem Theater völlig unpraktikabel sey.



Den 30. Januar Aufführung von den Piccolomini, den 20. April von Wallenstein. Indessen war Schiller immer thätig. Maria Stuart und die feindlichen Brüder kommen zur Sprache. Wir beriethen uns über den Gedanken, die deutschen Stücke, die sich erhalten ließen, theils unverändert im Druck zu sammeln, theils aber verändert und in's Enge gezogen der neueren Zeit und ihrem Geschmack näher zu bringen. Eben dasselbe sollte mit ausländischen Stücken geschehen, eigene Arbeit jedoch durch eine solche Umbildung nicht verdrängt werden. Hier ist die Absicht unverkennbar, den deutschen Theatern den Grund zu einem soliden Repertorium zu legen, und der Eifer dieß zu leisten, spricht für die Überzeugung, wie nothwendig und wichtig, wie folgereich ein solches Unternehmen sei.

Wir waren schon gewohnt gemeinschaftlich zu handeln, und wie wir dabei verfuhren, ist bereits im Morgenblatt ausführlich vorgetragen. In das gegenwärtige Jahr fällt die Redaction von Macbeth und die Übersetzung von Mahomet.

Die Memoiren der Stephanie von Bourbon Conti erregen in mir die Conception der Natürlichen Tochter . . . . . Kleinere Stücke schematisirte ich mit Schillern gemeinschaftlich, wovon noch einiges von Schillern eigenhändig geschrieben übrig ist.

Die Propyläen wurden fortgesetzt. Im September hielten wir die erste Ausstellung der Preisbilder . . . . .

Erwarben nun auf diese Weise die Weimarischen Kunstfreunde sich einiges Zutrauen der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unablässig die Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. Hier fühlten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symbolischer Behandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentenrose wiederholt, auch der nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward tabellarisch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhändig noch vorliegen. Überhaupt wurden solche

methodische Entwürfe durch Schillers philosophischen Ordnungsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten Unterhaltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie um, und so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden.

295. Erste Aufführung von Wallensteins Lager und der Piccolomini in Weimar, 12. Oktober 1798 und 30. Januar 1799.

Aus den Erinnerungen eines Augenzeugen.

Das erneuerte Haus sollte mit Wallensteins Lager eröffnet werden. Die Hof-Schauspielergesellschaft war aus Lauchstädt zurückgekehrt, Schiller von Jena herübergekommen, um bei'm Einstudiren des neuen Stückes selbst gegenwärtig zu seyn; ein neuer Geist war über alle Theilnehmer gekommen, die Schauspieler sahen vergnügt dem Hämmern und Nageln zu, ja einer und der andere ergriff wohl selbst Pinsel und Farbentopf, um mitzuhelfen; wie denn auch nach vollbrachtem Bau Architekten und Maler die Hauptproben mit besuchten und den Chor des Reiterliedes verstärkten. Mit der Melodie dieses Reiterliedes, die so eigends den Worten angepaßt ist, freudig und ermuthigend, und doch nicht ohne leisen Schmerz über das Losreißen des Kriegers von allen Herzensbanden und den Unbestand des Glückes, hatte es eine ganz eigene Bewandtniß. Von Schillern war das Lied an namhafte Komponisten, wie Zelter, Zumsteeg u. A. geschickt worden, aber keine dieser Kompositionen befriedigte ihn; entweder waren sie zu künstlich, oder nicht ausdrucksvoll genug. Doch die Zeit drängte, und er wollte sich eben zu einer Wahl unter den ungenügenden entschließen, als er von Cotta eine Komposition übersendet erhielt, welche ein Freund desselben, Herr Dr. Zahn in Calw, zwar nur für das Pianoforte gesetzt hatte (da der

junge Mann kein theoretischer Tonkünstler war und die Melodie für das ganze Orchester zu setzen nicht verstand), die aber dem Dichter ganz ausnehmend zusagte. Das Fehlende wurde schnell hinzugefügt; war doch die Hauptsache dem Dilettanten gelungen. Seine Melodie lebte noch lange Jahre in Aller Mund und Ohr, und war recht eigentlich zum Volksliede geworden. In Zimmern und an öffentlichen Orten erklang sie überall; Postillone und die Trompeter der Kavallerie bliesen sie um die Wette, ja sogar auf Drehorgeln war sie häufig zu hören.

Die Proben dirigirten Goethe und Schiller gemeinschaftlich. Dieser half die Rollen einstudiren, während jener zunächst die äußere Anordnung übernommen hatte, in der Schiller ein Neuling war, wie er denn überhaupt für's Gruppiren und für Scenerie bei weitem nicht das Talent wie Goethe besaß, bei dem sich gleich Alles plastisch und malerisch gestaltete.

Die Generalprobe wurde schon im Theater-Kostüme gehalten; das rege Leben, das sich der Schauspieler und des kleinen Publikums, dem erlaubt worden war der Probe beizuwohnen, bemächtigte, war von ganz anderer Art, als was man gewöhnliche Spiel- und Schaulust nennt; es galt, etwas ganz Neues, Ungewöhnliches hervorzurufen, auszuschmücken und zu beurtheilen. Schiller vermochte nicht in seiner Loge als ruhiger Zuschauer auszudauern, die bleichen Wangen rötheten sich, freudig mischte er sich unter die Spielenden und schob noch hier und da eine Bemerkung ein.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Leseproben zur Aufführung der Piccolomini hatten gelehrt, daß es kein leichtes Unternehmen sei, den verbannten Vers wieder auf dem Theater einzuführen und die richtige Deklamation desselben den Schauspielern, die sich vom Rhythmischen ganz entwöhnt hatten, begreiflich zu machen; aber das unablässige Bestreben beider Dichter besiegte auch diese Schwierigkeit. Den

jüngeren Schauspielern wurde der gewaltige Unterschied zwischen skandiren, rhythmisch sprechen, oder die Verse wie Prosa herab-rollen, verständlich gemacht; auch die ältern fügten sich, und nur einige wenige unbelehrbare mußten bei Seite geschoben werden. Es entstanden dadurch einige Lücken, namentlich blieb die Herzogin von Friedland unbesetzt, bis Goethe und Schiller auf den Einfall kamen, die Rolle durch eine ganz junge Schauspielerin zu besetzen, die denn auch sich sehr fähig bezeigte, den Unterricht aufzufassen. Mademoiselle Malcolmi hatte bis dahin nur in untergeordneten Liebhaberinnen- und Soubretten-Rollen sich gezeigt. Niemand hatte ihr Talent für das Tragische zugetraut, in welchem sie sich in der Folge so sehr auszeichnete und unter dem Namen Wolf so berühmt wurde.

Das Probieren ging nun fleißig fort; auch mit dem Kostüme beschäftigte man sich ernstlich. Hut, Stiefel und Wamms eines schwedischen Offiziers, die sich in einer alten Rüstkammer in Weimar fanden, machten Schillern ganz glücklich, und auch Goethe erfreute sich höchlich, als er durch einen günstigen Zufall die Verlegenheit, wie der gravitätische Questenberg zu kleiden sei, auf einmal gehoben sah. Bei einem Besuch in Jena nämlich, wo Goethe, wie damals immer, auf dem Schlosse wohnte, richtete er von ungefähr seine Augen auf den ungeheueren eisernen Ofen im Zimmer, und siehe da, die Platte trägt die Jahrzahl von Wallensteins Abfall und die unvergleichlichsten Figuren, nach denen nun die „alte Perrücke", die bei alledem kein Zerrbild ist (Questenberg), gekleidet werden konnte. Indessen brachte Schiller durch sein öfteres Zurücknehmen des Manuskriptes, um noch dieß oder das daran zu bessern, manches Hemmniß in die Sache, so daß Goethe sich eines Tages, im Verein mit seinem Kollegen bei der Hoftheater-Kommission (Hof-Kammerrath Kirms) veranlaßt fand, folgenden scherzhaften Mahnbrief durch einen Eilboten an Schiller nach Jena abzusenden:

„Ueberbringer dieses stellt ein Detaschement Husaren vor, das Ordre hat, sich der Piccolominis, Vater und Sohn, wie es gehen will zu bemächtigen und wenn es derselben nicht ganz habhaft werden kann, sie wenigstens stückweise einzuliefern. Euere Liebden werden ersucht, diesem löblichen Vorhaben allen möglichen Vorschub zu thun. Die wir uns zu allen angenehmen Gegendiensten erbieten.

Weimar, 27. Dec. 1798.

Melpomenische zum Wallensteinschen Unwesen
gnädigst verordnete Commission.
Goethe und Kirms."

Als nun endlich der Tag der Aufführung wirklich erschien, strömten schon am frühen Morgen aus der Nachbarschaft, zumal von Jena und Erfurt, Theaterfreunde in Masse herbei, welche ein Unterkommen im Gasthofe und einen guten Platz im Theater sich sichern wollten. Dabei war es ein Hauptwunsch, Schillern zu sehen, den selbst viele Jenenser, bei seiner zurückgezogenen Lebensweise, noch gar nicht in der Nähe erblickt hatten. Um sich die müßige Weile zu vertreiben, wurden des Nachmittags in einem geselligen Kreise kleine gesellschaftliche Spiele beliebt, an denen auch Fichte Theil nahm, der das bekannte Fragspiel mit der Frage anfing: ob das in die Gedanken gefaßte Dinge konkret oder abstrakt sei? Die befragte Dame kannte jedoch das Wort nicht einmal, viel weniger den Begriff, und so hatte das Spiel alsobald ein Ende. — Man drängte sich in's Theater, und konnte es kaum erwarten, bis der Vorhang aufflog, der diesesmal, so wähnte man, weit feierlicher rauschte wie sonst. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein eigener Genuß für den ruhigen Beobachter, deren es unter den gespannten Zuschauern freilich nur wenige gab, das übervolle Parterre zu überblicken. Da saßen ihrer viele mit freudetrunkenen Augen, die bei den wunderschönen lyrischen

Stellen, aus denen das liebende, ahnende Gemüth des Dichters sprach, und worin die Großheit seiner Ideen, die üppige Fülle seiner Phantasie so glänzend erschien, nur durch Geberden ihr Entzücken ausdrücken konnten; das Herz war ihnen zu voll, als daß sie ihren Empfindungen hätten Worte geben können. Dann traf es sich wieder, daß Manche, die man unter die Ungebildeten zählte, gerade mit am lebhaftesten ergriffen und von der Macht der Poesie, die sie fühlten, ohne sie sich deutlich machen zu können, fortgerissen wurden; da hingegen Andere, denen man einen gebildeten Verstand nicht absprechen konnte, kalt blieben oder allerlei Ausstellungen machten.

Schiller selbst war hochvergnügt, und in seiner Freude, die er den Schauspielern wiederholt kund gab, fügte er zu dem Mahle im zweiten Akt noch einige Flaschen Champagner hinzu, die er selbst unter dem Mantel auf das Theater trug. Beinahe aber hätten sie Unheil angerichtet; denn da Vohs, aufgeregt von lebhaftem Spiel, schnell ein paar Gläser hinunterstürzte, bekam er den Anflug eines Räuschchens, so daß es sehr gut war, daß der Akt bald schloß, und er Zeit gewann, sich wieder zu sammeln.

296. Böttiger über Wallensteins Lager.

Denn nur durch den Anblick dieses wüsten Lagergetümmels und einer so wunderbar zusammen geschmiedeten und zusammen gewürfelten Soldateska schließt es sich auf, was Questenberg zum Ottavio sagt:

> Den Feldherren hatten wir noch nicht gesehen,
> Den allvermögenden, in seinem Lager.

Das wußte Schiller auch besser als alle, die in diesem Vorspiel nur eine Posse erblickten möchten, und darum legte er selbst

großen Werth auf dieß Vorspiel, darum urtheilte er in jenem unsterblichen Prolog dazu:

sein Lager nur erkläret dieß Verbrechen,

und darum sprang er einst selbst, als er die Weimarischen Schauspieler nach einer sehr gelungenen Aufführung zu einem Gastmahle eingeladen hatte, bei fortschreitender Fröhlichkeit und Becherlust begeistert auf die Tafel und declamirte vor allen die berühmte Strafpredigt. —

297. Aus den Denkwürdigkeiten von Friedrich Ludwig Schmidt.

Auch die ersten Weimarischen Aufführungen können nicht durchgehends tadelfrei gewesen sein, wenn man aus einer alten Theater-Anecdote Schlüsse ziehen darf. Dieser zufolge war Schiller, als er den „Wallenstein" zuerst auf die Weimarische Bühne bringen wollte, genöthigt, ein kleines Röllchen von einem Beiläufer spielen zu lassen, der ein Oesterreicher war. „Spielen Sie, so gut sie können!" sagte Schiller zu ihm, „namentlich aber lassen Sie mir keinen Fuß aus!" — „Ei, wie werd' i!" antwortete der Oesterreicher, und blickte mit Sicherheit auf seine Beine. Als seine Scene nahte, wiederholte Schiller: „Nur keinen Fuß lassen Sie mir aus!" — „Eh laß' i Allens aus," antwortete Jener, „als meine Füß'!" und trat nun derb darauf ein. Die Einfalt amüsirte nicht wenig. —

298. Aus den Erinnerungen von Heinrich Steffens.

Jetzt war nun „Piccolomini", der erste Theil des großen Drama's, fertig, einstudirt und sollte zum ersten Mal aufgeführt werden. Die Spannung, mit welcher man dieser Aufführung entgegensah, war merkwürdig. Die Familien der Professoren sorgten

mit der größten Mühe schon bei der ersten Nachricht von der bevorstehenden Aufführung für Plätze. Man hörte in der ganzen Stadt von nichts Anderem sprechen. Frauen und Töchter intriguirten gegen einander, um sich wechselseitig zu verdrängen; wer einen Platz erhalten hatte, pries sich glücklich. Es entstanden aber auch Feindschaften, die später nicht ohne Folgen waren. Ich fuhr mit Justizrath Hufeland und Loder, beider Frauen waren mit und Loder's schöne Tochter. So waren wir sechs in eine Kutsche zusammengequetscht, stiegen in dem Elephanten ab, und eilten in das Schauspielhaus. Schlegel's geistreiche Frau war zu Hause geblieben, eben so Schelling, der mit seinen Vorträgen anhaltend beschäftigt war. Ich hatte in Schiller's Loge einen Platz gefunden, und machte unter so interessanten Verhältnissen seine persönliche Bekanntschaft. — — — — — —

Nun aber saß Schiller selbst neben mir und war mit Allem nicht allein zufrieden, sondern überaus glücklich. „Durch eine solche Aufführung," sagte er, „lernt man erst sein eigenes Stück kennen; es erscheint veredelt durch die Darstellung, es ist, so ausgesprochen, besser als ich es schrieb." Besonders erstaunte ich über den Beifall, den er einer Schauspielerin zollte, welche die Rolle der Terzky spielte. Allerdings war eine gewisse Lebendigkeit, selbst Leidenschaftlichkeit in ihrem Spiel, und in dem heftigsten Fluß der Rede stockte sie nie; in so fern war die Rolle richtig aufgefaßt, aber es herrschte etwas so Geringes, Gemeines in Gestalt, Bewegung und Aussprache, daß sie mir in meiner innersten Seele zuwider war: und dennoch war Schiller entzückt. Wie Schiller, der Hochdeutsche, die platte berliner Aussprache auch nur dulden konnte, war mir völlig unbegreiflich. Selbst Göthe, der ab und zu in die Loge hineintrat, schien mit der Aufführung sehr zufrieden, obgleich er sich nicht enthusiastisch äußerte, wie Schiller. Abgesehen von der Absicht, die er wohl haben konnte, den Dichter nicht in seiner Zufriedenheit zu stören,

ist es schon begreiflich, daß Göthe, nach so vielfältigen mühsamen Proben, zuletzt selbst in eine Art von Bewunderung gerathen konnte, wenn er entdeckte, wie viel man mit einem widerstrebenden Stoff und einem Material, das nun einmal nicht besser war, zu erreichen vermochte.

---

299. Aus den Erinnerungen von Gerhard Friederich.

Im Anfang des Jahres 1799 wurde, wie gewöhnlich, der Geburtstag der Herzogin gefeiert. Es war dieses der 30. Januar. Derselbe sollte dieses Mal durch die erste Vorstellung Wallensteins verherrlicht werden. Das ganze gebildete Jena gerieth bei dieser Nachricht in große Aufregung. Auch Frankfurts Musensöhne wollten nicht zurückbleiben. Wir fuhren schon am frühen Morgen nach Weimar, mit ängstlicher Sorge dahin strebend, recht zeitig einen schicklichen Platz im Theater zu erhaschen, was auch gelang.

In die Vorderreihe des Parterre's eingezwängt führte mich ein günstiges Geschick ganz in Schiller's Nähe, der in einer dicht vor mir befindlichen Loge anwesend war. Wie glücklich fühlte ich mich, gerade an diesem Abende dem Manne nahe zu seyn, dessen herzergreifende Schilderung menschlicher Verhältnisse, Leidenschaften und Charaktere mir schon so manchen reinen Genuß gewährt hatte*).

Der Vorhang flog auf und ich, so sehr der Gang des Stückes anzog, beobachtete doch häufig auch den Verfasser. So wie er da stand, von der Säule überschattet, mit dem großen seelen-

*) Von hier an beginnt der Text meines damaligen Notizbüchleins, den ich wörtlich, wie ich ihn unter meinen Papieren fand, hier mittheile. Es ist dieses das Urtheil eines Jünglings, der unmittelbar nach der ersten Anschauung des Drama's, dasselbe voll Begeisterung niederschrieb, und das darum durchaus keinen Anspruch auf künstlerischen Gehalt macht. Nicht ein Wort ist seit jener Zeit darin verändert.

vollen Auge und dem blassen verklärten Gesicht, in einem einfachen grauen Rock, so steht er immer noch vor meiner Phantasie. Vohs spielte den Max Piccolomini, Thekla's Geliebten, meisterhaft .... Demoiselle Jagemann (später Frau von Haigendorf) nahm sich in Thekla's Rolle sehr gut .... Der Schauspieler (Graff), welcher Wallensteins Rolle spielte, hatte den Helden des Stückes gut einstudirt .... So oft Vohs und Demoiselle Jagemann auftraten, verbreitete sich eine sichtbare Heiterkeit über Schiller's Gesicht, und wenn dem ersteren eine Darstellung so recht nach der Idee des Verfassers gelang, schien mir ein kaum merkbares Nicken des Kopfes sein Einverständniß mit dem Mimen anzudeuten. Nach Beendigung des Stücks, dessen Oekonomie natürlich nur die Darstellung von „Wallenstein's Lager" und den „Piccolomini's" gestattete, kehrten wir in unser Hotel zurück, wo an der Tafel noch so manches über den wohlgetroffenen Geist des damaligen Zeitalters, dessen Sitten und Gebräuche gesprochen wurde.

---

300. Ein junger Dichter, der seitdem einen sehr ehrenvollen Platz in unserer Literatur eingenommen hat, J. D. Gries, durfte es daher als eine besondere Gunst betrachten, daß ihm auf einer Reise nach Göttingen Schiller, damals Göthe's Gast in Weimar, das Manuscript von Wallensteins Tod mit der einzigen, heilig gehaltenen Bedingung, nichts daraus abzuschreiben, nach Hause gab. Gegen denselben äußerte Schiller auch, daß er im Gordon eine Art Chor in das Stück einführen wollen.

---

301. Goethe an Wilh. v. Humboldt.

26. Mai 1799.

Diesen Winter habe ich zwar nicht leidend jedoch nicht zum besten zugebracht. Indessen haben wir Schillers Wallensteinischen

Cyklus auf die Bühne eingeführt und dabey manche Mühe und manchen Genuß gehabt. Doch hat das eigentliche Unangenehme und Unbequeme der Vorbereitung Schiller selbst mir abgenommen. Er hat sich in Absicht auf Gesundheit und Stimmung bey dieser Thätigkeit sehr wacker gehalten und durch diesen neuen und von allen Seiten schweren Versuch gar viel gewonnen.

---

302. Aus Briefen von Charlotte Schiller.

An Christophine Reinwald.

24. Mai 1799.

Daß der zweite Theil von Wallenstein aufgeführt wurde, weißt du vielleicht. Es hat mich gefreut, zu sehen, mit welcher Wärme das Publikum das Stück aufgenommen hat. Es schluchzte Alles im Theater; selbst die Schauspieler mußten weinen, und bei den Proben, ehe sie sich mehr daran gewöhnten, konnten sie vor Weinen nicht fortsprechen. Aber mir dünkt auch, ich kenne nichts, was mehr rührte, unter allen Tragödien. Mich selbst hat die Vorstellung so gerührt, daß ich mich nicht zu fassen wußte; ob ich gleich Alles kannte und Schiller mir es mehr wie einmal gelesen hatte, so war der Effekt derselbe, als ob ich es zuerst dargestellt sähe. —

An Fischenich.

Jena 26. Julius 1799.

Ueber Schiller würden Sie sich recht freuen mit mir. Er ist ein ganz anderer Mensch, so lebhaft, thätig, und hat viel weniger mit seinen Uebeln zu kämpfen. Ich möchte, Sie wären mit uns, und hätten sich mit mir über den Wallenstein freuen können. Vor Ostern wird er nicht gedruckt; daher müssen Sie noch lange warten. Körner schrieb mir, daß er den größten Beweis von

Schiller's Gesundheit und Kraft im Wallenstein wiedergefunden habe; und ich glaube, er hat Recht, denn ein Kranker kann solche Stärke des Ausdrucks nicht auffinden. Vielleicht haben Sie in der Allgemeinen Zeitung die Auszüge gelesen und Sie können doch einen Begriff sich vom Ganzen machen . . .

Goethe ist auch oft hier, und wenn man Schiller und ihn zusammen sieht und hört, so wird der Geist reich an Mitteln der Anwendung der Zeit und des Lebens, ohne leeres Geschwätz zu bedürfen, was dem Geist nichts gibt und dem Herzen.



303. Dorothea Veit an Schleiermacher.

Jena 11. Okt. 1799.

Ungeheuer aber ist es, daß Goethe hier ist, und ich ihn wohl nicht sehen werde. Denn man scheut sich, ihn einzuladen, weil er, wie billig, das Besehen haßt, und er geht zu niemandem als zu Schiller, obgleich Schlegel's und Schelling ihn täglich auf seiner alten Burg besuchen, in der er haust. Bis die andre Woche bleibt er nur hier. Zu Schiller geht man nicht; also ich werde in Rom gewesen sein, ohne dem Papst den Pantoffel geküßt zu haben.

Man erzählt, Goethe sollte gesagt haben: „Ich weiß wohl, es giebt jetzt einige Leute, die behaupten, Schiller wäre kein Dichter! so lange ich aber lebe, soll sich gewiß niemand unterstehen, es zu sagen“.

* * *

Goethe sowohl als Schiller können sehr leicht in Verlegenheit vis-à-vis de certaines personnes gerathen, der ganze Unterschied ist nur, daß Goethe dann höflich, Schiller aber grob wird.

---

305. Caroline Schlegel an Auguste Böhmer.

Jena 21. Okt. 1799.

Schillers Musencalender ist auch da, das Gedicht von der Imhof eben weiter nicht viel als ein Rudel Hexameter, aber über ein Gedicht von Schiller, das Lied von der Glocke, sind wir gestern Mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist a la Voß, a la Tiek, a la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.

---

306. Aug. Wilh. Schlegel an Tieck.

Bonn 15. Januar 1830.

Den Briefwechsel [zwischen Schiller und Goethe] habe ich erst jetzt gelesen: Du kannst denken, welchen Eindruck er auf mich gemacht hat. Oft habe ich gelacht, oft großes Erbarmen mit beiden gehabt, besonders aber mit dem kranken Uhu Schiller. Daß er nicht bloß auf Friedrich, sondern auch auf mich einen so unversöhnlichen Haß geworfen hatte, war mir doch einigermaßen neu. Mir ist es recht lieb, er ist nun vogelfrei für mich, da mir bisher die Rücksicht auf ein ehemaliges Verhältniß immer noch Zwang anthat. Mit Goethe hatte ich in jener Zeit keine Ursache

unzufrieden zu seyn, er benahm sich ganz loyal gegen mich, auch war er viel zu klug, um sich, wie Schiller, zu überreden, wir jungen Leute wären gar nicht da, und würden nie etwas in der Welt bedeuten.

---

307. Goethe an Zelter.

20. Oktober 1831.

Schiller liebte sie [die Brüder Schlegel] nicht, ja er haßte sie, und ich weiß nicht ob aus dem Briefwechsel hervorgeht, daß ich in unserm Kreise wenigstens sociale Verhältnisse zu vermitteln suchte. Sie ließen mich bey der großen Umwälzung die sie wirklich durchsetzten, nothdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs (Novalis), welcher mich auch wollte delirt (ausgelöscht) haben. Ich hatte mit mir selbst genug zu thun, was kümmerten mich Andere.

Schiller war mit Recht auf sie erboßt; wie er ihnen im Wege stand, konnt' er ihnen nicht in den Weg treten. Er sagte mir einmal, da ihm meine allgemeine Toleranz, sogar die Förderniß dessen was ich nicht mochte, nicht gefallen wollte: „Kotzebue ist mir respectabler in seiner Fruchtbarkeit, als jenes unfruchtbare, im Grunde immer nachhinkende und den raschfortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht."

---

308. Goethe im Gespräch mit Boisserée.

3. August 1815.

Später klagte er über Unredlichkeit der Schlegel und Tiecks. „In den höchsten Dingen versiren und daneben Absichten haben und gemein sein, das ist schändlich. Ach, und wenn Ihr nur wüßtet, wie es zugegangen. Wenn ich mit der italienischen Reise

fertig bin, werde ich es ihnen einmal recht klar und grell aufdecken. Komme ich ja dann schon in die letzten achtziger Jahre und in den Anfang der neunziger, wo das ganze Treiben schon begann. Schiller war ein ganz Anderer, er war der letzte Edelmann, möchte man sagen, unter den deutschen Schriftstellern: sans tâche et sans reproche.



309. Aus den Erinnerungen von Abeken.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller vom October 1799 bis zu Schillers Umzug nach Weimar gewährt ein eigenthümliches Interesse. Bis dahin die Freunde mit dem Bedeutendsten, Schwierigsten, Erhabensten beschäftigt, mit einer Thätigkeit, die in Erstaunen setzt. Nun tritt das Menschliche, Herzliche hervor. Wie groß ist Schiller in seiner Noth, wie edel Goethe als theilnehmender Freund! Es erfreut mich, in diesen Briefen der wackern Griesbach so ehrenvoll gedacht zu sehen. Sie erzählte mir oft von dem traurigen Zustande der Schiller, und wie der Gatte sich so theilnehmend, so sorgsam bewiesen; ohne Schuh an den Füßen habe er sich ihrem Lager genaht. Einst, so erzählte sie mir ein andermal, bekam der kleine Ernst Krämpfe; er mußte an die freie Luft, es war Nacht. Schiller nahm das Kind auf seine Arme, that das Fenster auf und hob das Kind in's Freie hinaus. Es war Mondschein. Die Griesbach war erstaunt, als sie auf das Kind blickte; es war der Vater *en miniature.* Jene kleine Caroline, deren Geburt der Mutter so theuer zu stehen kam, ist nun auch schon abgeschieden. Ich ge-

dachte oft ihres Geburtstages; es war der 11. October 1799. An diesem Tage kam ich in Jena an, um da zu studiren, damals nicht ahndend, in welche Verbindung ich mit der Schillerschen Familie treten sollte.

Stellenweise wußte ich Tieck auswendig. Verse, wie die in der Schilderung einer Abenddämmerung:

„Die Lilien stehn wie träumend in dem Grünen"

klangen in mir nach, wenn ich Abends im Griesbachischen Garten an den Rasenplatz kam, auf dem nach Schillers Angabe, der diese Blumenverbindung besonders liebte, sich eine Menge Lilien, von Rosen umgeben, erhob. Wie vieles Andre lebt noch in meinem Gedächtniß! Schiller wohnte, ehe er sich in Weimar niederließ, eine Reihe von Jahren in Griesbachs Hause und war der Familie als Freund verbunden. Mich behandelten die trefflichen Menschen wie einen Sohn.

---

310. Aus Briefen von Heinr. Voß an Christian Niemeyer.

Weimar, April 1805.

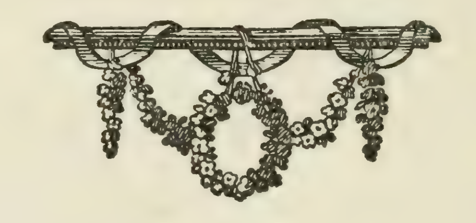
Als ich neulich dem alten Griesbach von Schillers Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: „Und das ist noch nichts gegen Schiller den Krankenpfleger." Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor 6 Jahren die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbachschen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten.

---

12. August 1806.

Die Griesbach hat mir oft erzählt, wie Schiller, als er noch in Jena im Griesbachschen Hause wohnte, mit seinem Knaben gespielt habe. Eins seiner Lieblingsspiele mit ihm sei Löwe und

Hund gewesen, und bald habe Schiller, bald sein Karl den Löwen agirt, und alle beide seien dann auf 4 Füßen im Zimmer herumgekrochen. So habe auch ich ihn mehrmals gefunden, daß er auf der Erde lag und mit einem seiner Kinder spielte, und dann kam er mir größer vor als jener König, der so von einem spanischen Ambassadeur überrascht wurde. Am heitersten war Schiller bei Tische, wenn er sein Häufchen beisammen hatte. Dann saß er beständig zwischen 2 seiner Kinder und liebkoste und tändelte mit ihnen bei jeder Gelegenheit. Die Kinder hatten ihn auch unbeschreiblich lieb. Wenn eines zu ihm ins Zimmer kam, so kletterte es an ihn hinan, um ihn zu küssen, und manchmal kostete es Mühe, zum Zweck zu kommen, denn Schiller war sehr lang, und that im geringsten nichts, um es den Kindern zu erleichtern, zu seinem Munde empor zu klettern.



Weimar (1799–1805).

311. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Die Glocke erschien für den Musenalmanach 1800. Lange hatte Schiller dieses Gedicht in sich getragen, und mit uns oft davon gesprochen als einer Dichtung, von der er besondere Wirkung erwarte. Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren; um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. Es ist ein Lieblingsgedicht der Deutschen geworden. Jeder findet rührende Lebenstöne darin, und das allgemeine Schicksal der Menschen geht innig ans Herz.

Im Sommer 1799 wohnten der König und die Königin von Preußen einer Vorstellung des Wallenstein in Weimar bei. Schiller wurde der liebenswürdigen Königin vorgestellt, und er sagte uns, daß sie sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtungen eingegangen wäre.

Der Niederkunft meiner Schwester mit ihrer ältesten Tochter Caroline folgte ein Nervenfieber, was Schiller und uns Alle in die schmerzlichste Sorge versetzte. Beinahe an sechs Wochen war eine Schwäche des Kopfes, oft völlige Geistesverwirrung, zurückgeblieben. Der treffliche Starke war auch hier ein Retter. Seine Geschicklichkeit und Schillers sorgsame, zarte Pflege in der Behandlung solch eines traurigen Zustandes, die Wartung der guten Mutter und der treuen immer gleich hülfreichen Freundin Griesbach, bewirkten eine vollkommene Genesung. Dieser schmerzlichen Erinnerung zu entfliehen, sich in neuer Umgebung in Weimar zu erheitern, war für Schiller und meine Schwester ein dringendes Bedürfniß.

Der Entschluß nach Weimar zu ziehen, war schon früher gefaßt, und wurde jetzt schnell ausgeführt. Goethens Theilnahme, des Herzogs gütiges Entgegenkommen und reelle Hülfe bei diesem

Plane erleichterten die Ausführung. Seit 1800 wurde Weimar Schillers fester Aufenthalt.

Sein Leben in Weimar war, die sich immer wiederholenden Krankheitsanfälle abgerechnet, heiter und mannichfaltig bewegt. Die Nähe des Theaters, seine Einwirkung darauf erhielten ihn in einer äußern ihm zusagenden Thätigkeit. Mit Wohlwollen und guter Laune behandelte er das Verhältniß zu den Schauspielern; sie nahmen seinen Rath gern an, und die bildungsfähigen gewannen an Kunst und höherem Sinn. Er ahnete das Talent, und ein sicherer Tact täuschte ihn nie.

Der Madame Wolf, die sich schon als Fürstin-Mutter in der Braut von Messina ausgezeichnet hatte, gab er die Rolle der Jungfrau von Orleans, und ein neues begeistertes Leben entquoll ihrer Brust. Sie stand auf der Höhe der Kunst, ohne es selbst zu wissen. So hatte er auch Hrn. Wolfs Talent sogleich in der kleinen Rolle Baumgartens im Wilhelm Tell erkannt, und prophezeyte den Ruhm, den sich dieser Schauspieler in der Periode seiner höchsten Ausbildung erwarb.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seitdem sich Schiller im Wallenstein aufs Neue an das Herz des deutschen Publicums geworfen, und die so lebendige, liebevolle Aufnahme gefühlt hatte, entschlug er sich aller Empfindlichkeit über fremdes Urtheil; das kleinliche journalistische Wesen war für ihn nicht da. So blieben die Aeußerungen und Ergüsse gekränkter Eitelkeit und persönlicher, durch die Horen und Xenien angeregter Rachgier, wie sie in ephemerischen Blättern durch das Publicum flogen, unbeachtet. Die Welt in ihrer Größe und Breite war ihm das Echo seiner Dichtung, und er schaute nur von ihr auf in den lichten Aether des ewig Guten und Wahren, wo die Schönheit flammt und Liebe ihn anlächelte. Goethens Beifall war ihm ein Morgenschimmer des Welt-Eindrucks. Er las ihm die neuen Werke immer allein vor. „Mir

liegt so viel daran, sein rein menschliches Urtheil zu vernehmen", sagte er zu uns.

So hatten wir wirklich, in innrer Geistes- und Lebensfülle, ein Paradies der Unschuldswelt um uns her gezaubert, in dem allein der lebendige Schöpfungsquell lauter rinnt. Nichts Feindseliges war um uns her, keine kleinliche Kritik drängte sich in unsern Kreis.

312. Schiller ist seit einigen Tagen hier [in Weimar], und heute Abend war ich mit ihm in Gesellschaft. Er ist mittlerer Größe, und hat ein äusserst markirtes Gesicht — eine gebogne Nase — lebhafte Augen — rothes Haar. Schon auf seinen Gesicht ließt man den feurigen wilden Geist, der in seinen Schriften herrscht, zugleich aber auch den tiefdenkenden Philosoph, und mit Achtung muß man ihn anschauen, denn auch sein Nahme glänzt in der deutschen Litteratur hell hervor.

313. ## Ein Vorsatz Schillers, und was daraus erfolget.

Als der verewigte Schiller, durch die Gnade des Hofs, die Gunst der Gesellschaft, die Neigung der Freunde bewogen ward, seinen Jenaischen Aufenthalt mit dem Weimarischen zu vertauschen, und der Eingezogenheit zu entsagen, der er sich bisher ausschließlich gewidmet hatte; da war ihm besonders die Weimarische Bühne vor Augen, und er beschloß, seine Aufmerksamkeit auf die Vorstellungen derselben scharf und entschieden zu richten.

Und einer solchen Schranke bedurfte der Dichter; sein außerordentlicher Geist suchte von Jugend auf die Höhen und Tiefen, seine Einbildungkraft, seine dichterische Thätigkeit, führten ihn in's Weite und Breite, und so leidenschaftlich er auch hierbey verfuhr, konnte doch, bey längerer Erfahrung, seinem Scharfblick

nicht entgehen, daß ihn diese Eigenschaften auf der Theaterbahn nothwendig irre führen müßten.

In Jena waren seine Freunde Zeugen gewesen, mit welcher Anhaltsamkeit und entschiedener Richtung er sich mit Wallenstein beschäftigte. Dieser vor seinem Genie sich immer mehr ausdehnende Gegenstand ward von ihm auf die mannichfaltigste Weise aufgestellt, verknüpft, ausgeführt, bis er sich zuletzt genöthigt sah, das Stück in drey Theile zu theilen, wie es darauf erschien; und selbst nachher ließ er nicht ab, Veränderungen zu treffen, damit die Hauptmomente im Engern wirken möchten; da dann die Folge war, daß der Tod Wallensteins auf allen Bühnen und öfter, das Lager und die Piccolominis nicht überall und seltner gegeben wurden.

Don Carlos war schon früher für die Bühne zusammengezogen, und wer dieses Stück, wie es jetzt noch gespielt wird, zusammenhält mit der ersten gedruckten Ausgabe, der wird anerkennen, daß Schiller, wie er im Entwerfen seiner Plane unbegränzt zu Werke ging, bey einer spätern Redaktion seiner Arbeiten zum theatralischen Zweck durch Ueberzeugung den Muth besaß, streng, ja unbarmherzig mit dem Vorhandenen umzugehen. Hier sollten alle Hauptmomente vor Aug' und Ohr, in einem gewissen Zeitraume, vorübergehen. Alles andere gab er auf, und doch hat er sich nie in den Raum von drey Stunden einschließen können.

Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko, Produktionen genialer, jugendlicher Ungeduld und Unwillens über einen schweren Erziehungdruck, hatten bey der Vorstellung, die besonders von Jünglingen und der Menge heftig verlangt wurde, manche Veränderung erleiden müssen. Ueber alle dachte er nach, ob es nicht möglich würde, sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen? Er pflog hierüber mit sich selbst, in langen schlaflosen Nächten, dann aber auch an heitern Abenden mit Freunden einen liberalen und umständlichen Rath.

Hätte jene Berathungen ein Geschwindschreiben aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beyspiel produktiver Kritik besitzen.

Um desto angenehmer wird Einsichtigen die Selbst-Unterhaltung Schillers über den projektirten und angefangnen Demetrius entgegen kommen, welches schöne Dokument prüfenden Erschaffens uns, im Gefolg seiner Werke, aufbewahrt ist. Jene oben benannten drey Stücke jedoch wollte man nicht anrühren, weil das daran Mißfällige sich zu innig mit Gestalt und Form verwachsen befand, und man sie daher, auf gut Glück, der Folgezeit, wie sie einmal aus einem gewaltsamen Geist entsprungen waren, überliefern mußte.

Schiller hatte nicht lange, in so reifen Jahren, einer Reihe von theatralischen Vorstellungen beygewohnt, als sein thätiger, die Umstände erwägender Geist, in's Ganze arbeitend, den Gedanken faßte, daß man dasjenige, was man an eignen Werken gethan, wohl auch an fremden thun könne, und so entwarf er einen Plan, wie dem deutschen Theater, indem die lebenden Autoren für den Augenblick fortarbeiteten, auch dasjenige zu erhalten wäre, was früher geleistet worden; der einnehmende Stoff, der anerkannte Gehalt solcher Werke sollte einer Form angenähert werden, die theils der Bühne überhaupt, theils dem Sinn und Geist der Gegenwart gemäß wäre. Aus diesen Betrachtungen entstand in ihm der Vorsatz, Ausruhestunden, die ihm von eignen Arbeiten übrig blieben, in Gesellschaft übereindenkender Freunde, planmäßig anzuwenden, daß vorhandene bedeutende Stücke bearbeitet, und ein Deutsches Theater herausgegeben würde, sowol für den Leser, welcher bekannte Stücke von einer neuen Seite sollte kennen lernen, als auch für die zahlreichen Bühnen Deutschlands, die dadurch in den Stand gesetzt würden, denen, oft leichten, Erzeugnissen des Tags einen festen alterthümlichen Grund, ohne große Anstrengung, unterlegen zu können.

Damit nun aber das Deutsche Theater auf ächt deutschen

Boden gegründet werden möge, war Schillers Absicht, zuerst Herrmanns Schlacht von Klopstock zu bearbeiten. Das Stück wurde vorgenommen, und erregte schon bey dem ersten Anblick manches Bedenken. Schillers Urtheil war überhaupt sehr liberal, aber zugleich frey und streng. Die ideellen Forderungen, welche Schiller seiner Natur nach machen mußte, fand er hier nicht befriedigt, und das Stück ward bald zurückgelegt. Die Kritik, auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte, bedarf keines Winkes, um die Bestimmunggründe zu entfalten.

Gegen Lessings Arbeiten hatte Schiller ein ganz besonderes Verhältniß; er liebte sie eigentlich nicht, ja Emilie Galotti war ihm zuwider; doch wurde diese Tragödie sowol, als Minna von Barnhelm, in das Repertorium aufgenommen. Er wandte sich darauf zu Nathan, dem Weisen, und nach seiner Redaktion, wobey er die Kunstfreunde gern mitwirken ließ, erscheint das Stück noch gegenwärtig und wird sich lang erhalten, weil sich immer tüchtige Schauspieler finden werden, die sich der Rolle Nathans gewachsen fühlen.

---

314. Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe.

17. Januar 1827.

Wir sprachen sodann über Schillers Fiesko, der am letzten Sonnabend war gegeben worden. Ich habe das Stück zum ersten Male gesehen, sagte ich, und es hat mich nun sehr beschäftigt ob man nicht die ganz rohen Scenen mildern könnte; allein ich finde, daß sich wenig daran thun läßt, ohne den Character des Ganzen zu verletzen.

„Sie haben ganz Recht, es geht nicht, erwiederte Goethe, Schiller hat sehr oft mit mir darüber gesprochen, denn er selbst konnte seine ersten Stücke nicht leiden und er ließ sie, während

wir am Theater waren, nie spielen. Nun fehlte es uns aber an Stücken, und wir hätten gerne jene drey gewaltsamen Erstlinge dem Repertoir gewonnen. Es wollte aber nicht 'gehen, es war alles zu sehr mit einander verwachsen, so daß Schiller selbst an dem Unternehmen verzweifelte und sich genöthigt sah, seinen Vorsatz aufzugeben und die Stücke zu lassen wie sie waren."

Es ist Schade darum, sagte ich, denn trotz aller Rohheiten sind sie mir doch tausendmal lieber, als die schwachen, weichen, forcirten und unnatürlichen Stücke einiger unserer neuesten Tragiker. Bey Schiller spricht doch immer ein grandioser Geist und Character.

„Das wollte ich meinen, sagte Goethe. Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte gar nichts machen, was nicht immer bey weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren; ja wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren."

315. Aus Genasts Erinnerungen.

Als Schiller selbst vom Jahre 1799 an bei der Feststellung des Repertoires thätig war, legte er den „Don Carlos" ganz beiseite, und erst im Jahre 1802 wurde er, mit einigen Verkürzungen und Abänderungen, auf Anregung Goethe's und, dem allgemeinen Wunsche des Publikums zu genügen, in Lauchstedt wieder aufs Repertoire gebracht. Ueberhaupt widerstrebte Schiller stets, wenn Goethe ein Stück seiner frühern Periode zur Darstellung bringen wollte, und namentlich war ihm der „Fiesko" widerwärtig, der denn auch bei Schiller's Lebzeiten nicht mehr auf der weimarschen Bühne erschien. Er selbst sprach einst die Absicht aus, denselben umzuarbeiten und zu versificiren; aber er gab diesen Gedanken wieder auf und wandte seine Zeit neuen Werken zu.

316. Erinnerung eines Greißes von 83 Jahren, über das Leben und Wirken Schillers in Weimar in den Jahren von 1787—1804.

In diesen Jahren, wo ich [Schumann] mir als Scribent meinen kärglichen Unterhalt erwarb, wurde ich zu den damaligen Privatgelehrten, nachmaligen Herrn Hofrath von Schiller, welcher 1787 in der ersten Etage des ehemaligen Kaufmann Keilschen, jetzt Kaufmann Martinischen Hause an der Frauenthorstraße wohnte, gerufen, wo ich für denselben des von ihm verfaßten ersten Theils des Geistersehers, wovon jedoch von ihm die Fortsetzung nicht erfolgt ist, eine Abschrift nehmen mußte. Damals war er noch unvermählt, und begab sich nach einem kurzen Aufenthalte hier, nicht weiß ich, ob zuerst nach Rudolstadt oder Jena. In letzterer Stadt, wo er schon verheurathet war, schrieb er, nachdem er zuvor eine kurze Zeit als Professor der Geschichte Collegia gelesen, den Tod Wallensteins, die Geschichte des 30jähr. Kriegs und war der Herausgeber der Horen, in die der Hochseel. Geh. Rath von Göthe mehrere Beiträge lieferte. Das Manuscript den Tod Wallensteins brachte er mit hieher, wo ich sodann mehrere Abschriften davon für die Theater nehmen mußte. Damals wohnte er mit seiner Gemahlin im zweiten Stock des jetzigen Jädischen Wohnhauses, in der großen Windischengasse. Hier, und in seinem später erkauften Hause in der sogenannten Esplanate, schrieb er Wallensteins Lager, wo er, nachdem dieses schon beendigt war, noch die Rolle des Mönchs hinzufügte, welche früher sich nicht darin befand, und die er kurz vor der Leseprobe noch gefertigt hatte. Er fertigte nun nach und nach die Trauerspiele Don Carlos, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell und die Braut von Messina, nebst den aus den Französischen übersetzten Lustspielen der Parasit und Onkel u. Neffe, nebst den Umarbeitungen des Göthischen Trauerspiels Egmont und des Shakespierschen Trauerspiels Makbet. Alle diese genannten Theaterstücke wurden

von mir mehrmals für die Theater copirt. Auch mußte ich auf dessen Empfehlung für die Frau Verfasserin des Romans Agnes von Lilien eine Abschrift aus deren Mscpt. entnehmen, wofür mir das für mich sehr schmeichelhafte Lob des Herrn Hofrath von Schiller zu Theil wurde: daß ich das sehr undeutlich geschriebene Manuscript meisterhaft copirt habe. Sein letztes Werk, was ich von seiner Handschrift copirt habe, war die Braut von Messina.

Nie durfte ich vor 12 vormittags zu ihm kommen, da er immer sehr spät aufstand, und mehr des Nachts als am Tage dichtete.

Übrigens habe ich, so lange ich für denselben schrieb, ihn immer leidend und äußerst selten heiter gefunden.



317. Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

Im Monat December siedelten meine Eltern nach Weimar über. Wir wohnten in der sog. Windischen Gaße in dem Hause des alten Geheimrath Müller, im zweiten und dritten Stock.

1800 bis 1802. Wir beiden Knaben kamen sehr viel mit Göthes Sohn August und unserm Vetter Adolph von Wollzogen zusammen. Letzter war der Sohn Wilhelm von Wolzogens der die Schwester meiner Mutter, Caroline geb. v. Lengefeld zur Gattin hatte.

August v. Göthe, mein Vetter Wolzogen und ich nahmen uns vor jeder ein Schauspiel zu dichten. Ich hatte aber durchaus keine dichterische Ader; während ich in dem Unterricht war fand mein Vater die erste Scene des von mir begonnenen Schauspiels, was natürlich sehr einfältig war. Als ich zu Tisch kam redete

mein Vater mich in der Art an, wie ich meine Ritter u. Knappen in meinem Schauspiel reden lies, ich sahe daraus daß der Vater mein Machwerk gelesen hatte, schämte mich u. vernichtete es. Oft sagte ich später wenn man mich fragte ob ich nicht eine poetische Ader vom Vater habe, im Spaß daß mein Vater dadurch daß er mich über mein Schauspiel auslachte mir allen Muth benommen habe mich als Dichter zu versuchen.

Einmal waren mein Bruder Schwester u. ich zur Mittagszeit in unserem Zimmer wo auch gegeßen ward, wir waren hungrig, allein der Vater schlief noch. Wir wohnten über seinem Schlafzimmer und um uns den Hunger zu vertreiben sprangen wir in der Stube um den runden Tisch herum; hiedurch wurde mein Vater aufgeweckt, u. schellte seinen Diener; ich in der Freude daß der Vater erwacht war eilte hinunter um ihm einen guten Morgen zu sagen, seine Zimmerthür war noch verschloßen, ich klopfte worauf er fragte „wer ist da? Ich antwortete „Ich! Wer ist der Ich?, fragte er, worauf ich sagte der Karl! Hierauf öffnete er die Thür. Statt mir aber einen freundlichen guten Morgen zu sagen, sagte er in dem er mich am Kragen pakte u. mir einige leichte Schläge gab: „Wart ich will Euch den Lermen vertreiben, wodurch ihr mich geweckt habt.

Dieser Empfang frapirte mich dergestallt, daß ich schnell die Treppe hinauf gerade in das Schlafzimmer lief und mich aus Schaam, Schläge bekommen zu haben unter das Bett meiner Mutter mich verkroch und bald einschlief. Denn erst Abends 8 Uhr zog man mich unter dem Bette vor um uns in unsere Betten zu bringen, dieß ist das zweite u. lezte mal daß mich der Vater strafte. In diesen Jahren hatte ich Unterricht bey einem Herrn Collaborator Eisert wo auch Göthes Sohn Unterricht hatte. Dieser Lehrer war aber auch der Mann der einem Freude an dem Lernen bey brachte.

Der Vater war immer sehr freundlich gegen uns, wir sahen ihn zwar wenig am Tage, da er spät aufstand, und wir den Tag über Unterricht hatten. Manchmal ging er mit uns spazieren, was uns jedesmal freute. Die Abende brachten wir, wenn nicht Freunde zugegen waren, auf des Vaters Arbeitszimmer zu, während er aß (da er selten zu Mittag wegen des späten Aufstehens aß, verband er das Mittags- und Abendessen gewöhnlich).

---

318. Aus Briefen von Charlotte Schiller.

An Friederike von Gleichen-Rußwurm.

Weimar, den 7. März 1800.

Schiller war recht krank; es war der Anfang eines Schleim- und Nervenfiebers; er phantasierte dabei und war sehr matt. Was ich dabei gelitten, kannst du fühlen; ich war oft so gedrückt, daß ich mich nach dem stillen Plätzchen sehnte, dem ich kaum erst entging. — Jetzt ist er völlig wieder vom Fieber frei, geht herum, aber der Husten plagt ihn sehr, und er klagt über Mangel an Kräften. Das Frühjahr wird uns Allen wohlthätig sein.

An Fritz v. Stein.

Weimar, 15. März 1800.

Dem Frühling sehe ich mit Sehnsucht entgegen, auch Schillers wegen doppelt. Wir werden das ganze Jahr wohl hier bleiben und den Garten vermiethen. Das Haus ist zu enge für drei Kinder; jetzt zu bauen ist nicht rathsam und kostet zu viel. Ich habe noch keinen Sommer und Frühling hier erlebt und denke, es soll artig sein und erfreulich im Park, wo doch die Kinder auch existieren können.

An Friederike von Gleichen-Rußwurm.

Weimar, den 22. März 1800.

Mit Schiller geht es recht gut, er treibt wieder seine Geschäfte; der Husten plagt ihn nur noch. Bei diesem ungünstigen Wetter darf er freilich nicht ausgehen; die reine milde Luft, die der Frühling sonst brachte, würde ihm wohlthätig sein, aber jetzt ist es leider zu schlecht.

---

319. Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers

Zum 30. Januar 1800 wurde der „Mahomet" vorbereitet und Schiller leitete die Proben. Das Stück ging rund und glatt zusammen, wollte aber bei dem Publikum nur wenig Anklang finden, obgleich Vohs und die Jagemann als Mahomet und Palmire vortrefflich waren. Um so größern Beifall erhielt der „Macbeth", der zum ersten Mal am 14. Mai aufgeführt wurde.

Schiller's Bescheidenheit, namentlich bei seinen eigenen Werken, war fast übertrieben. Ein Beispiel möge hier folgen.

Unserm Vohs, der, wie ich früher schon bemerkte, ein ausgezeichneter Künstler war, hatte Schiller die Rolle des Macbeth zugetheilt. Bei der ersten Theaterprobe war er seiner Aufgabe noch gar nicht so mächtig, wie man es von ihm erwarten durfte, und selbst die lauteste Hülfe des Souffleurs fruchtete nur wenig. Da aber Vohs wegen seines eminenten Talents bei Goethe und Schiller in hoher Achtung stand und man seine Reizbarkeit kannte, so machten Dichter und Director gute Miene zum bösen Spiel und keine Rüge erfolgte ob der Nachlässigkeit. Dieser störende Uebelstand trat aber auch bei der Hauptprobe hervor, und Goethe schwoll nun die Zornesader und er rief, da ich zu fungiren hatte, mit seiner mächtigen Stimme: „Herr G'nast" (Goethe liebte es, meinen Namen zu apostrophiren), „verfügen Sie sich

zu mir herab!“ Er, Schiller und Meyer saßen im Parterre und der zweite Act war eben zu Ende. „Was ist denn das mit diesem Herrn Vohs?“ fuhr er mich an. „Der Mann kann ja kein Wort von seiner Rolle; wie will er denn den Macbeth spielen? Sollen wir uns vor den höchsten Herrschaften und dem Publikum blamiren? Man sistire das Stück für morgen, und Sie brauchen das Warum weder vor Herrn Vohs noch dem Personal zu verschweigen.“ Schiller suchte Goethe's Zorn zu beschwichtigen und rühmte die künstlerische Ruhe von Vohs, seine Genialität, die ihn gewiß bei der Darstellung über die Klippe hinwegführen würde, denn die Auffassung des Charakters sei doch vortrefflich. Auch ich stimmte der Ansicht Schiller's bei, und Goethe, der schon aufgestanden war, um das Theater zu verlassen, fügte sich endlich, beauftragte mich aber, Vohs im Vertrauen einen Wink zu geben, was ich wohlweislich bleiben ließ, da ich die heftige Gemüthsart von Vohs nur zu gut kannte.

Die Vorstellung fand den andern Tag statt. Der Andrang des Publikums war enorm, besonders auf der jenaischen Straße. Bruder Studio hatte sich in pleno aufgemacht zu Fuß, zu Roß und zu Wagen, um der ersten Vorstellung des „Macbeth“ beizuwohnen. Der Beifall steigerte sich von Act zu Act und namentlich war es Vohs, der das Publikum enthusiasmirte. Nach dem zweiten Act kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: „Wo ischt der Vohs?“ Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: „Nein, Vohs! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Act um!“ Vohs mußte sich Anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: „Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Vers gesproche, als ich sie geschriebe

hab, aber er ischt trefflich!" Es war eben ein Mann, dessen Milde und Liebenswürdigkeit ganz unwiderstehlich jeden anzog, der das Glück hatte, in seiner Nähe weilen zu dürfen. Ich war nur ein kleines Licht an der weimarschen Bühne, aber er erkannte bald, wie ehrlich ich es mit der Kunst meinte und daß ich mich mit ganzer Hingebung der Sache widmete; darum würdigte er mich öfters seines Vertrauens und ich durfte als Regisseur ohne Rückhalt meine Ansicht gegen ihn aussprechen. Er war für mich der Stern einer milden Sommernacht, zu dem ich mit unbegrenzter Verehrung und Liebe aufblickte, während hingegen Goethe mich öfters die Mittagshitze einer Julisonne empfinden ließ, obgleich er mir ebenfalls gewogen war.

Schiller recitirte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn nicht der schon erwähnte Dialekt die Wirkung hier und da etwas geschwächt hätte, aber trotzdem, daß seine Haltung steif und gebückt, daß seine Bewegungen durchaus nicht plastisch waren, riß er uns alle durch sein Feuer und seine Phantasie zur Begeisterung hin. Er war in der Karlsschule erzogen, wo bei den damaligen dramatischen Uebungen der Schüler die Unnatur der französischen Tragöden als Norm galt, und diese trat zuweilen bei seiner Rhetorik, wenn auch nicht störend, hervor. Besonders liebte er den Schluß einer Rede mit gewaltigem Pathos ins Publikum zu schleudern, und das an und für sich schon Grelle wünschte er öfters noch greller hervorgehoben. Daß Alba im „Egmont" im fünften Act als Henker mit großem rothen Mantel und tief ins Gesicht gedrücktem Hut erscheinen mußte, geschah auf seine Anordnung. Ferner wünschte Schiller nach der ersten Aufführung des „Macbeth", daß die Teller, welche die Lady spielte, bei der Wiederholung des Stücks sich nach der Ermordungsscene die Hände ein wenig roth anstreiche, damit das Ringen derselben im fünften

Act dem Publikum verständlicher würde. Goethe aber wußte ihn von dem Gedanken abzubringen, der übrigens nicht sein eigen war, sondern von England stammt, wo allerdings die Lady nach dieser Scene mit bluttriefenden Händen erscheint, die sie bei den Worten: „Meine Hände sind blutig wie die Deinen!" förmlich auswindet. Der Himmel bewahre unsere deutsche Bühne vor solcher Wahrheit!

Schiller war übrigens bei den Proben voll Nachsicht und Freundlichkeit gegen die Schauspieler, man mußte ihn liebgewinnen; und doch gab es einige gelehrte Thebaner unter diesen, die sich klüger dünkten als er, weil ihnen die sogenannten Handgriffe des Bühnenlebens mehr zu Gebote standen; und sonach kamen Widersprüche bald von dieser, bald von jener Seite.

Mich brachte die Anmaßung dieser Leute öfters in Harnisch und ich hätte gern mit Fäusten drein geschlagen, aber Schiller widerlegte stets mit der größten Freundlichkeit oft ganz widersinnige Ansichten; zuweilen machte sich freilich eine zornige Röthe auf seinen Wangen bemerklich. Einmal jedoch riß der Faden seiner Geduld. Wir hatten den „Tancred" nach Voltaire von Goethe schon einige Male aufgeführt. Bei einer abermaligen Wiederholung desselben hielt Schiller die Probe ab, und Goethe hatte ihn ersucht, ein wachsames Auge auf Haide zu haben, der den Tancred spielte, daß er nicht, wie bei der letzten Darstellung, die höchsten Töne seines Organs anschlagen und sich der ewigen Malerei mit den Händen und Armen enthalten solle. Der gute Haide hatte sich aber in diesen Fehler, den Goethe schon oft an ihm gerügt, förmlich verbissen; auch die Warnungen Schiller's fruchteten zu nichts; er wollte diesem sogar seine Gründe auf das breiteste auseinandersetzen. Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus und er rief voller Zorn: „Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, des ewige Vagire

mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation!" Haide stand wie vom Donner gerührt da, denn so war Schiller noch nie aufgetreten. Die Folge dieser Scene war, daß Schiller die Scenirung von: „Nathan der Weise" ablehnte und die ausgeschriebenen Rollen davon an Goethe zur Vertheilung schickte.

---

320. Böttiger über Maria Stuart.

Schiller ging bei der Wahl seiner tragischen Sujets sehr bedächtig und langsam prüfend zu Werke. Es müssen sich unter seinen Papieren Blätter gefunden haben, worauf er aus der ganzen neuen Geschichte — die ältere römische und was noch in frühere Zeiten hinaufsteigt, verschmähte er stets aus guten Gründen — die tauglichsten Gegenstände für höhere dramatische Behandlung aufgezeichnet hatte .... Wir wissen, daß auch die Schicksale der Johanna von Anjou (Johanna I. von Neapel zwischen 1345—1381) seiner Bemerkung nicht entgangen und als brauchbar aufgezeichnet worden sind.

---

321. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

26. September 1827.

Wir thaten noch einen guten Trunk aus der goldenen Schale und fuhren dann um die nördliche Seite des Ettersberges herum, nach dem Jagdschlosse Ettersburg. Goethe ließ sämmtliche Zimmer aufschließen, die mit heiteren Tapeten und Bildern behängt waren. In dem westlichen Eckzimmer des ersten Stockes sagte er mir, daß Schiller dort einige Zeit gewohnt. „Wir haben überhaupt, fuhr er fort, in frühester Zeit hier manchen guten Tag gehabt und manchen guten Tag verthan. Wir waren Alle jung und voll Uebermuth und es fehlte uns im Sommer nicht an allerlei im=

provisirtem Comödienspiel und im Winter nicht an allerlei Tanz und Schlittenfahrten mit Fackeln."

322. Erste Aufführung der Maria Stuart in Weimar am 14. Juni 1800.

Schiller mochte sich schon lange mit der Idee herumgetragen haben, die Geschichte der Maria Stuart dramatisch zu bearbeiten, wie sich dieß aus abgerissenen Bemerkungen schließen ließ; ernstlich aber legte er erst nach Vollendung des Wallenstein Hand an's Werk, und zwar mit großem Eifer, so daß er früher als mit irgend einem andern seiner Meisterwerke damit fertig wurde. Und doch klagte er über die vielen Störungen, die ihn mitten in seinen Arbeiten unterbrächen, worunter die lästigen Besuche unbedeutender, ihn gleich einem Wunderthier angaffender Fremden keines der kleinsten Uebel waren. Er pflegte öfters im Scherze zu sagen, er wünsche, daß ein Potentat ihm Gefährliches zutraute und ihn einige Monate lang auf einer Bergveste mit schöner Aussicht einsperren, jedoch auf den Wällen herumspazieren und übrigens ihm nichts abgehen ließe: da sollten Werke so recht aus Einem Guß entstehen, an denen sich der Verfasser und Mit- und Nachwelt erfreuen könnten.

Die vier ersten Akte der Maria Stuart waren fertig. Ehe Schiller noch an den fünften ging, wollte er sich einer ihm genügenden Elisabeth versichern, indem ihm für die Darstellung dieser Rolle mehr bangte, als für die der Maria. Er lud daher eine kleine Gesellschaft, unter der sich Demoiselle Jagemann befand, oder vielmehr diejenige war, auf die er es abgesehen, zu sich ein, die fertigen vier Aufzüge vorlesen zu hören. Er hatte damals schon, auf dringende Vorstellung von Aerzten und Freunden, der schädlichen Gewohnheit entsagt, erst nach Sonnenaufgang sich zur

Ruhe zu legen und die Nächte der Arbeit zu widmen; aber es ging ihm damit wie vielen Anderen, die ungern eine Lieblingsneigung aufgeben; er ergriff begierig jede Veranlassung, die ihm einen Vorwand lieh, zu der alten Sitte zurückzukehren und sich deßhalb doch bei sich selbst rechtfertigen zu können. Die Vorlesung sollte zeitig beginnen, um fünf Uhr war auch die ganze Gesellschaft bis auf ein einziges Glied beisammen; Schiller aber bestand darauf, zu warten, unterhielt so angenehm und geistreich und war so herzlich vergnügt, daß man wohl gestehen mußte, für das Harren mehr als entschädigt zu seyn. Endlich erschien der Zögernde, man bestürmte ihn mit Vorwürfen, er verantwortete sich aber dadurch, daß er die Schuld auf Schillern wälzte, der ihn erst zum Abendessen eingeladen habe, und wirklich konnte dieser sich nicht ganz von dem Vorwurf reinigen, als habe er mit Vorbedacht die Einladung so zweideutig gestellt, um das Vorlesen erst spät zu beginnen. Bis zum Essen sei die Zeit nun offenbar zu kurz, meinte Schiller; nach Tische gäbe es keine Unterbrechung mehr, und so wäre es rathsamer erst dann anzufangen. Als man einstweilen doch etwas Näheres über die Anlage des Stückes wissen wollte, verweigerte er es lächelnd, um den Eindruck nicht zu schwächen; bloß so viel gestand er ein, daß er seine Maria nicht schuldlos genommen, weil eine ganz engelreine Heldin ihm untragisch vorkomme. Später, bei dem Lesen selbst, sagte er, es habe ihm der Sache angemessener geschienen, gleich zu Anfange die Schuld, welche auf Marien laste, kund zu machen; im Verfolg des Stückes verringere sich dann immer mehr und mehr ihr Vergehen und zuletzt stehe sie fast makellos da, statt daß es eine unziemliche Wirkung thun würde, wenn erst nach und nach ihr Vergehen an den Tag komme; man dürfe nicht lange in Ungewißheit bleiben, was in den Beschuldigungen ihrer Feinde Verläumdung, was Wahrheit sei.

Ein fröhliches Gespräch, das Schiller trefflich zu beleben und

zu leiten wußte, verlängerte das Verweilen bei Tische. Einige Fläschchen Konstanzia-Wein (die Gabe eines Buchhändlers, der Lust hatte, Schiller's Verleger zu werden) wurden auf das Gelingen des Trauerspiels geleert, besonders auf das des fünften Aktes, vor dem sich Schiller ein wenig scheuete. Unmittelbar nach dem Essen wollte er nicht lesen, und so nahete eilf Uhr heran, ehe die Vorlesung begann. Rechnet man, daß die vier Aufzüge, ohne alle Weglassung (und es ist wahrscheinlich, daß im Druck noch hier und da etwas wegblieb) vorgelesen wurden, und daß Unterbrechungen durch die Zwischenreden des kleinen Publikums, das seinem Entzücken über die herrlichen Dinge, die es vernahm, doch auch Worte geben wollte, nicht ausblieben, so wird man sich nicht wundern, daß die Mainacht noch während des Lesens zum Maimorgen wurde, und die Gesellschaft erst bei'm Beginn der Morgenröthe auseinander ging.

Schiller las stehend, zuweilen auf einem Stuhle knieend, nicht, was man eigentlich schön oder kunstgerecht nennt, woran ihn auch sein etwas hohles Organ hinderte, aber mit Begeisterung, mit Feuer, ohne Manier und Uebertreibung, so daß er auch als Vorleser genügte, und seine Begeisterung die Zuhörer hinriß. Demoiselle Jagemann weigerte sich im geringsten nicht, die Elisabeth darzustellen, zumal auch Schiller und die Uebrigen es anschaulich machten, welche ungleich größere Kunstleistung es sei, die Elisabeth darzustellen, als die Maria, indem diese sich gewissermaßen von selbst spiele.

Damals wollte der Dichter die beiden Repräsentantinnen der Elisabeth und Maria miteinander in den Rollen wechseln lassen, bis er späterhin von der Unstatthaftigkeit dieses Planes überzeugt wurde, doch aber ungern davon abging. — Im fünften Akte sollten zwei Gräfinnen Douglas vorkommen, von denen er die eine dieser Verwandtinnen der Maria für eine sehr junge angehende Schauspielerin bestimmte, von der er die günstigsten

Hoffnungen hegte, und gewiß würde Fanny Caspers dereinst unter den leuchtenden Gestirnen des Theaterhimmels mit geglänzt haben, zumal auf der Bahn des Naiven und Schalkhaften, wenn sie nicht so zeitig, kaum über die Kinderjahre hinaus, das Theater verlassen hätte. Wäre jene Scene noch hinzugekommen, so würde Maria zweifelsohne sich auch als besorgte Mutter, was jetzt mancher Kunstrichter vermißt, gezeigt haben.

Um diesen fünften Akt ungestört zu vollenden, verfügte sich der Dichter nach Ettersburg, wo er ihn erst zu Ende brachte, als die Proben der ersten Aufzüge längst begonnen hatten, und der bestimmte Tag für die Aufführung schon ganz nahe war.

---

323. Haide an Böttiger.

Töplitz, den 22. Juni 1812.

In Ermanglung meines Tagebuchs bemerke ich über Maria Stuart nur einiges. Schiller las das Stück mehreren Kunstfreunden vor: nur die Mitglieder der Gesellschaft, denen bedeutende Rollen zu Theil wurden, waren gegenwärtig. Ich bekam den Melvil, und obendrein, da Vohs bald erkrankte, den Mortimer, so daß ich nun in diesem Stücke, wie's mir in Wallensteins Tod widerfuhr, ebenfalls zwei Rollen zu spielen hatte. So lange Mdme Vohs die Stuart spielte, blieb in der kecken Angriffsscene auf Mariens Schönheit im 3. Akt, keine Zeile weg. Schiller sah da keine Indezenz — das bessere Gefühl rechtfertigte ihn bei der Aufführung. Als Dmlle. Jagemann die Rolle bekam, bat sie mich, aus eigener gewissenhafter Delikatesse die eindringlichsten Redensarten wegzulassen; ich hielt mich an mein: scripta manent und sagte, was da stand. Seit meiner Wiener Excursion spielte Oels diese Rolle, und nun ist vieles gestrichen.

Mit warmer Vorliebe legte mir Schiller die Scene im 5. Akte ans Herz. Als Katholik mußte ich ihm den ganzen kirchlichen

Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahls mittheilen. Er gab mir auf, so weit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei Administration beider Sacramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen und das Abendmahl unter zweierlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche — dem Vorzug der katholischen Priester, auch die Könige berechtigt seien. Nach einer Vorprobe wurde der Herzog von dieser — Profanation nanntens einige, unterrichtet; er schrieb Schillern einen ausnehmend artigen eigenhändigen Brief, und bat ihn: die öffentliche Feier einer religiösen Weihe vom Theater wegzulassen, indem er und die besseren wohl mit ihm einverstanden seien, allein die gemeine Masse dürfte daran wohl Anstoß nehmen. Schiller ließ mich rufen: er war so aufgebracht, daß er leidenschaftlich ausfiel: Ich will ein Stück schreiben, worin eine genothzüchtigt wird und — sie müssen zusehen. Allein er änderte meine Rolle: Ciborium und Kelch blieben weg, und er schloß mit der Absolution. Im 2. Akte fiel die Beschreibung einer Hoffête weg, und jetzt schließt das Stück bei uns mit Lesters Monolog im Gefängniß, die Scene mit der Elisabeth wird weggelassen, ohne daß ich begreife warum. —

324. Aus der Selbstbiographie von Balthasar Bang.

Ich hatte Schillern meinen Empfehlungsbrief übersandt und dieser, nach meiner Ansicht der erste und größte unter allen deutschen Dichtern, hatte mich auf den Nachmittag um 5 Uhr zu sich beschieden.

Den Abend vorher hatte ich auf der geschmackvollen Weimarer Bühne der ersten Aufführung seiner „Maria Stuart" beigewohnt, worin Mad. Vohs mit wahrer tragischer Würde die Maria

spielte und die ebenso bekannte als berühmte Mamsell Jagemann die Elisabeth darstellte.

Ehe ich mein Zimmer verließ, hatte ich seinen Hymnus an die Freude gelesen, und meine Seele jauchzte noch, als ich seiner Wohnung zueilte:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu sein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein.

Zitternd ging ich durch die Pforte. Du bist in Schillers Hause, flüsterten mir tausend Stimmen zu, die mich wie Elfen festhielten, so daß ich fast nimmermehr die Stufen hinaufgeschritten wäre. Endlich hatte ich den Parnaß erstiegen. Eine Thür öffnete sich mir plötzlich, Schiller trat herein.

Da stand er vor mir, jener große Mann, die wahre Gottheit der Poesie, er, der vom Himmel herabgestiegen ist, um dem Menschengeschlechte die Fesseln der Prosa abzustreifen. Er empfing mich voll Huld und Milde, sprach lange und viel mit mir über Wieland, Dänemark, Schweden und Gustav Adolph, dessen Leben er ein Mal zu einer Tragödie verwenden wollte. Als unser Gespräch nach etwa drei Viertel Stunden zu Ende war, nahm ich Abschied, er reichte mir mit einem unbeschreiblich reizenden Lächeln die Hand zum Abschied. Wie ich nun mit thränenden Augen zu ihm emporblickte, um mir jede Linie dieser teuren Züge einzuprägen, die ich wahrscheinlich nie mehr wiederzusehen hoffen konnte, umfaßte er mit seinen lieben Händen meinen Kopf und drückte mir einen Kuß auf die Stirn, wodurch ich für ewig dem Cultus der Musen geweiht wurde.

325. Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen.

Hier [in Jena] konnte ich mich nicht enthalten, dem Dichter über den Eindruck, den die Vorstellung auf mich gemacht hatte, sogleich ausführlich zu schreiben und ihn . . . . auf eine Stelle aufmerksam zu machen, die meiner Empfindung entgegengewirkt hatte und für welche ich ihm sogar eine nach meiner Ansicht heilsame Aenderung vorschlug. Es betraf nämlich den Abgang der Maria im fünften Act. Daß sie in jenen Scenen, die des Dichters Absicht, ihren frühern Lebenslauf in beschönigendem Licht erscheinen zu lassen, deutlich machen, sich schon ganz vom Irdischen ab- und dem Himmlischen zugewendet hat und nun doch bei Leicester's Anblick noch ein mal in die Scene zurückkehrt, um ihm sein Vergehen mit Bitterkeit vorzuhalten, hatte das jugendliche Gefühl beleidigt. Ein beim Hinausschreiten nach kurzem innern Kampf ihm mit reiner, jeden Rückfall überwindender Erhebung zugerufenes: „Ich vergebe dir", meinte ich, würde eine bessere Wirkung hervorbringen und Maria's Stimmung und Situation angemessener sein. Schiller ließ mir durch einen Freund sagen, daß ich ihn besuchen möchte, wann ich wieder nach Weimar käme; eine Einladung, der ich nicht lange widerstehen konnte. Sehr nachsichtig und gütig sagte er mir in der dadurch veranlaßten Unterredung, daß ich meinem individuellen Gefühl nach nicht ganz Unrecht hätte, daß ihm aber die geschichtliche Maria habe vorschweben müssen, in deren Charakter dieser Rückfall begründet sei.

326. Aus Abekens Aufzeichnungen.

Am 21. September 1800 wurde mir eine große Freude. Ich hatte dem ehrwürdigen Griesbach, in dessen Hause ich mehr und mehr heimisch geworden war, bei seinen kritischen Arbeiten für das Neue Testament einen kleinen Dienst geleistet. Mein Vater war in dieser Zeit gestorben, und die trefflichen Menschen waren

bemüht mich zu erheitern. Goethe, damals in Jena verweilend, Schiller mit seiner Gattin und dem Hofrath Meyer, dem Schweizer, von Weimar herübergekommen, waren bei ihnen zu Mittag, und ich wurde dazu eingeladen. (Vgl. Schillers Briefwechsel mit Goethe, 16. September 1800.) Von dem Gespräche bei Tisch haftet nur Weniges in meinem Gedächtniß, nur daß Goethe einmal des Ossian gedachte, freilich in einer andern Weise als im Werther. . . . Der Kaffee wurde im Garten getrunken, in der nach der Stadt hinsehenden Nische. Schiller hatte sich neben dem in jener sitzenden Freunde auf dem Rasen niedergelassen; ich konnte mich nicht enthalten, wiewohl in einiger Entfernung, auf demselben Rasen meinen Platz zu nehmen. Er sprach, da das Gespräch auf neuere Erscheinungen in der Litteratur kam, auch von Broxtermann, und mit Beifall; und es behagte mir nicht wenig, einen Landsmann aus solchem Munde loben zu hören.

Viel Gutes ist mir im Leben zu Theil geworden; zu dem Besten rechne ich, daß meine Augen noch die beiden Genien Deutschlands zusammen gesehn, was in der Erinnerung mich glücklich macht. Klar stehen mir ihre Gestalten vor der Seele, dieses natürliche, schlichte, bei ziemender Würde von jeder Prätension freie Wesen.

327. Aus Dörings Biographie.

In Weimar war es der Park, wo man Schillern zuweilen allein und in den verborgensten Gängen lustwandeln sehen konnte. Man sah ihn, eine Schreibtafel in der Hand, langsam einhergehen, bald stehen bleiben, bald schneller vorschreiten. Das letztere war dann der Fall, wenn er Spaziergänger hinter sich bemerkte, denen er schnell in einem der dunkelsten Gänge ent-

schlüpfte. Den düstern Hecken- und Felsengang bei dem römischen Hause liebte er vorzüglich. Er saß dort öfters im Dunkel der mit Cypressen und Buchen bewachsenen Felsenwand, vor sich die schattigen Hecken, nicht fern vom Gemurmel einer Quelle, die dort über glatte Kiesel hinrauscht, und wo einige Verse von Goethen in einer braunen Steinplatte im Felsen eingegraben sind.

Den Vormittag brachte Schiller großentheils am Fenster oder im Cirkel seiner Familie zu. Nachmittags las er flüchtig durch, was er die Nacht vorher gearbeitet hatte. Er bereitete sich gleichsam auf die Studien der kommenden Nacht vor. Der übrige Theil des Tages und der Abend gehörte seiner ausgebreiteten Correspondenz, der Lectüre, der Unterhaltung mit Freunden oder dem Kreise seiner Familie, ganz vorzüglich aber dem Theater an.

Er hatte in seinem Aeußern wenig Empfehlendes. Sein Blick war im Gehen beständig zur Erde geheftet; er vernahm öfters den Gruß vorübergehender Bekannten nicht, hörte er ihn aber, so griff er rasch nach seinem Hute und sagte sein herzliches „Guten Tag! —"

Sein etwas steifer und langsamer Gang und seine prunklose Kleidung konnte ebenfalls nicht die Aufmerksamkeit auf ihn lenken, noch weniger aber eine gewisse ängstliche Zurückhaltung, die er in großen Zusammenkünften und besonders bei Hofe zeigte. Er fühlte sich hier einem gewissen Zwange unterworfen, sah den äußern Glanz herrschen; beides war seiner innersten Natur zuwider.

Im Kreise seiner Familie oder einiger vertrauten Freunde war er unbefangen, gesprächig, mit einem Worte fröhlich mit den Fröhlichen. Vorzüglich trug ein in Weimar errichteter Klubb

viel zu Schillers Erheiterung bei, für den er, so wie Goethe einige gesellschaftliche Lieder dichtete.

Von den geräuschvollen, tobenden Freuden des Lebens war Schiller kein Freund. Das Schauspielhaus war unter den wenigen öffentlichen Orten, die er zu besuchen pflegte, der einzige, dem er entschiedene Aufmerksamkeit widmete. Ganz vorzüglich ließ er sich auch die Ausbildung der Schauspieler angelegen seyn. Die Leseproben der neu aufzuführenden Stücke wurden stets in Goethens oder Schillers Hause gehalten, ein Umstand, der an und für sich auf manchen talentvollen Schauspieler den günstigsten Einfluß haben mußte. Schiller verlangte übrigens viel, und machte strenge Anforderungen an den Künstler. Doch pflegte er, nach der gelungenen Aufführung irgend eines seiner spätern dramatischen Werke, die vorzüglichern Schauspieler zu einem Nachtmahle in's Stadthaus zu laden, wo fröhlich gesungen, mitunter improvisirt und allerley Scherz getrieben wurde.

328. Bruchstücke aus Schillers Charakteristik.

Wenn Schiller zuweilen den Gang betrachtete, den die Französische Revoluzion nahm, so äußerte er verschiedentlich: daß die deutsche Nazion, in ähnlichen Situazionen, nicht allein menschlich, sondern wahrhaft erhaben und groß gehandelt haben, und die kultivirteste, furchtbarste und größte Nazion geworden seyn würde. „Der Deutsche hat einen biedern, edeln und festen Karakter (sagte er oft) ich bin stolz ein Deutscher zu seyn!" —

„Ich habe," so sagte Schiller mehrere Male, „als ich Wallensteins Lager, die beiden Piccolomini, und Wallensteins Tod schrieb, ganz die Gräuel des Französischen Kriegs vor meinen Augen gehabt. Was Max Piccolomini seiner Thekla und seinem Vater von den Segnungen des Friedens sagt, was ich

ihm in den Mund legte, das habe ich wahrhaft empfunden und gefühlt." Während des Ganges der Französischen Revoluzion, während der Stürme, welche die Republik auszuhalten hatte, sagte Schiller häufig: „und über eine Weile wird's wieder das Alte seyn!"

„Laßt uns lieber von der Französischen Mode, nur nicht von der Französischen Politik tyrannisirt werden!" Diesen Wunsch äußerte er späterhin oft; auch dieses: „Einst kannte ich den weiland Vater deutschen Rhein, ich habe ihn die Rebengebirge umfluthen sehen, ich liebte ihn sehr: — seitdem er ein Französisches Kind geworden ist, mag ich ihn nicht wieder sehen!" —

Als Schiller das Französische Bürgerrecht erhielt, schien es, als wenn er eine große Freude deswegen empfunden hätte. — Späterhin aber äußerte er diese Freude nie wieder. Ich wollte einmal gern dieses Diplom sehn, und bat ihn, mir solches zu zeigen. „Ich weiß wirklich nicht, wo es liegt" — sagte er, und brach schnell das Gespräch, welches mich auf dieses Diplom geführt hatte, ab.

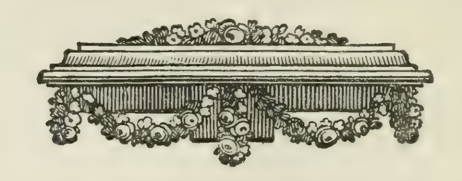
Für Sachsen, besonders für die Herzoglich Sächsischen Länder, war Schiller sehr eingenommen. „Sachsen ist ein herrliches Land!" sagte er oft, „um keinen Preis bin ich aus dem Weimarischen zu bringen!" Dieser sein Grundsatz und diese Vorliebe waren die Hauptmotive, warum Schiller so manche und öftere ehrenvolle Anträge und Rufe fremder Staatsgewalten von sich ablehnte. „Ich kann das schöne, glückliche Land nicht verlassen," sagte er, „ich bin zu sehr an dasselbe gefesselt!" —

Seine schwächliche Gesundheit schützte Schiller meistentheils bei dem Ablehnen jener ehrenvollen Anträge vor: „Kränklichkeit," sagte er, „ist zwar leider! mein Theil, aber auch das Steckenpferd, das ich reite, wenn man mich mit Vokazionen heimsucht." — „Ich genieße," setzte er hinzu, „alle Ehre, alle Vorzüge; wer weiß ob ich beide in dem Grade in andern Staaten erhalten würde, genießen könnte?" —

Schiller widmete die Stunden des Tages keineswegs seinen wichtigsten Arbeiten; den stillen Stunden der Nacht haben wir seine vorzüglichsten Geistes-Werke, den Hauptstoff dazu und die Bearbeitung desselben zu verdanken. Sobald die Nacht hereinbrach und es auf den Straßen stille ward, setzte sich Schiller mit Ernst an sein Bureau, dachte und schrieb. . . . . Im Winter fand man ihn bis früh um vier, auch wol bis um fünf Uhr, an seinen Schreibtisch gefesselt, im Sommer bis gegen drei Uhr, dann ging er zu Bette. Außer demselben fand man ihn nur sehr selten vor neun oder zehn Uhr. —

Die beiden Piccolomini, Wallensteins Tod, Maria Stuart, und die Jungfrau von Orleans, sind die vorzüglichsten Geistesprodukte Schillers, von denen es mir bekannt ist, daß sie bei nächtlicher Weile hervorgebracht worden sind.

Muthwillig scherzte Schiller oft bei den Kritiken über des großen Iffland Spiel. „Ließ Iffland heute nicht wieder die Hand zierlich vom Stockknopfe fallen?" scherzte er einst, als ein gewisser bekannter Schriftsteller über Ifflands Spiel mit der Lorgnette wie angenagelt an einem der Pfeiler der Bühne gestanden und den großen Künstler beobachtet hatte. — Dieser Kritiker hatte nähmlich in einer Gesellschaft, als Iffland in den Spielern aufgetreten war, ihm das einzige Lob in der von ihm gespielten Rolle des Hrn. von Posert diesmal beizulegen gewußt: daß er die Hand habe zierlich vom Stockknopfe fallen lassen. —



22. März 1825.

Schiller verfuhr in demselbigen Sinne, wie ich. Er verkehrte mit Schauspielern und Schauspielerinnen sehr viel. Er war gleich mir bei allen Proben gegenwärtig, und nach jeder gelungenen Vorstellung von einem seiner Stücke pflegte er sie zu sich einzuladen und sich mit ihnen einen guten Tag zu machen. Man freuete sich gemeinsam an dem, was gelungen, und besprach sich über das, was etwa das nächstemal besser zu thun sey. Aber schon als Schiller bei uns eintrat, fand er Schauspieler wie Publicum bereits im hohen Grade gebildet vor, und es ist nicht zu leugnen, daß es dem raschen Erfolg seiner Stücke zu Gute kam.

---

26. Juli 1826.

„Als ich mit Schillern dem Theater vorstand, hatten wir den Vortheil, daß wir den Sommer über in Lauchstedt spielten. Hier hatten wir ein auserlesenes Publicum, das nichts als vortreffliche Sachen wollte, und so kamen wir denn jedesmal eingeübt in den besten Stücken nach Weimar zurück und konnten hier den Winter über alle Sommer-Vorstellungen wiederholen. Dazu hatte das Weimarische Publicum auf unsere Leitung Vertrauen und war immer, auch bey Dingen, denen es nichts abgewinnen konnte, überzeugt, daß unserm Thun und Lassen eine höhere Absicht zum Grunde liege.

„In den neunziger Jahren, fuhr Goethe fort, war die eigentliche Zeit meines Theater-Interesses schon vorüber und ich schrieb nichts mehr für die Bühne, ich wollte mich ganz zum Epischen wenden. Schiller erweckte das schon erloschene Interesse, und ihm und seinen Sachen zu Liebe nahm ich am Theater wieder Antheil.

Février 14 [1830].

Il a parlé théatre et a donné beaucoup de détails sur l'improvisateur Gozzi qui soutenait sans l'appuyer par des preuves l'idée qu'il n'y a que 36 situations tragiques possibles; Schiller s'est beaucoup tourmenté à les trouver sans y parvenir; cette peine inutile est une preuve, ai-je dit, que Gozzi loin d'avoir tort par défaut a probablement passé les bornes en donnant le nombre 36 qui pourrait être réduit sans aucun doute; on en peut d'ailleurs tirer des sujets innombrables par l'effet des combinaisons. — — —

---

17. Mars. [1830.]

Il s'est réjoui de voir quelque chose de nouveau et pourtant qui portait l'empreinte du talent, puis prenant le volume entre ses deux mains et le regardant un peu de travers il a ajouté: Mais j'ai toujours quelque chose contre ces auteurs dramatiques qui offrent au théatre des pièces matériellement trop longues pour pouvoir être représentées telles qu'elles sont; ils m'enlèvent par cette imperfection la moitié du plaisir que j'y pourrais prendre . . .

Moi.

Schiller en faisait autant, cela ne l'a point empêché d'être un grand auteur tragique.

Goethe.

C'est vrai; mais ses premières pièces surtout étaient interminables; il avait une superfluité, une exubérance de pensées ou de mots qu'il ne pouvait dompter. On voit qu'il y a pris peine, mais malgré l'étude et le travail il ne s'en est jamais tout-à-fait corrigé, on s'en ressent même dans ses dernières productions, concentrer est le point essentiel. — — —

---

12. Juin [1830].

Mad. de Goethe est survenue ce qui a donné un autre tour à la conversation; le vieillard s'est mis à plaisanter aux dépens des auteurs romantiques et sur les pièces de théatre à grands effets; ensuite il a cité l'opinion de Schiller qui lui disait que pour avoir un théatre parfait il faudrait qu'on pût donner une fois par semaine des représentations où les femmes ne seraient point admises quitte à ne pas examiner de trop près celles qui se glisseraient dans les loges à l'aide d'un déguisement. Mes belles dames, poursuit-il, Schiller avait bien plus d'esprit que vous ne vous l'imaginez communément.

531. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Mit Jean Paul Richter enstand kein näheres Verhältniß. Obgleich Schiller das große Talent, den hohen Geistesflug des Mannes nicht verkannte, so widerstand ihm doch die Formlosigkeit seiner Producte. Böttiger kam ihm freundlich entgegen, er achtete den großen Umfang seines Wissens. Mehrere geistvolle und liebenswürdige Männer und Frauen boten eine angenehme Unterhaltung. Die große Masse, die hier, wie überall vom Nachschwatzen lebte, ohne Eigenthümlichkeit, nur von anderer Bildung zehrend, bewegte sich dennoch theilnehmend um Schiller herum. Gesunder, wahrer Naturausdruck indessen sagte ihm mehr zu. Als Kotzebue in diesem Kreise auftrat, zog er die Masse der unterhaltungssüchtigen Gesellschaft an. Er zeigte große Verehrung für Schiller, und dieser begegnete ihm, ohne Annäherung, freundlich; es lag nicht in seiner Natur, Wohlwollen mit Härte abzuweisen. Eine geistvolle Freundin sagte: „Kotzebue kennt den Neid gar nicht; wenn Schiller etwas Gutes macht, sieht er es gleich als ein Eigenthum an, das er benützen kann." Die Flach-

heit und Hohlheit seines geistigen und moralischen Sinns hielt sein bedeutendes Talent immer in einer niederen Bahn, und konnte den Lauten der Natur, die ihm zu Gebote standen, nie jene nachhaltige Rührung geben, bei der feinere Gemüther Selbstbefriedigung finden, und in der Verstand und Gefühl sich in wohlthätiger Harmonie begegnen. Kotzebue's Gefangenschaft hatte menschlichen Antheil erregt; man zeigte dieses bei seiner Zurückkunft. Schiller sagte: „Er ist doch wie ein Windball, auf dem nie ein Eindruck zurückbleibt."

Goethe und unser Familienkreis waren sein eigentliches Lebenselement. Die Natur- und Kunstansichten dieses Freundes zauberten einen Kreis um ihn her, an dem immer neue Sterne aufgingen. Mein Mann, sein Freund seit der Akademie, erheiterte ihn durch seine vielseitige Weltansicht, die er gern seiner Abgeschlossenheit zubringen ließ. Er nahm Theil an dem Geschäftskreise des Landes, an den Reisen und politischen Verhandlungen, die meinem Manne übertragen waren, und erfreute sich mit ihm der Hoffnungen, die die liebenswürdigen Anlagen des Erbprinzen erweckten. Mein Mann hatte einen großen Sinn, und sein Blick auf Welt und Menschen war hell. . . . Sein Sinn für Kunst blieb immer rege, seine gute Laune, wie Vieles auch war, was sie störte, kehrte bei Schiller immer wieder. Aus dem Unmuthe, den verdrießliche Dienstgeschäfte erzeugten, flüchtete er sich zu ihm, und in den originellsten Einfällen machte sich unsre innere Freiheit Luft. Schiller freute sich der Wirkung seiner Dichtung auf eine so klare Vorstellungskraft und ein durch das Leben erprobtes Gemüth. Die weichen Seelchen, gleich zarten Blumenstielchen, immer bereit, sich bewegen zu lassen, und von jedem Anhauch bewegt, bewiesen ihm die Kraft seiner Poesie weit weniger; und er pflegte zu sagen: „Wenn es bei dem durchdringt, da ist es gewiß tüchtig."

So lebten wir in vertrauter Freundschaft, geborgen vor lästigem

Andrang, bei vernünftiger Einrichtung sicher; unsre Kinder sahen wir um uns aufblühen, und wenn Schillers Lage der Art war, daß er eine sorgenfreie Zukunft den Seinen noch sichern mußte, so gingen Plane in seiner Phantasie nie aus, die Alles verschaffen konnten. Doch handelte er, seit er Familienvater war, in Hinsicht auf die äußere Existenz mit doppelter Besonnenheit. Die schwankenden Verhältnisse unsres treuen, immer hülfreichen Freundes, des Fürsten Primas, machten es diesem selbst bedenklich, Schillers Existenz an die seine zu knüpfen, wie es früher sein Plan war. . . . .

Schiller, um früheren Versprechungen treu zu seyn, zeigte, daß er gern, wo er dem Fürsten nützlich seyn könnte, Gefahr und Unsicherheit mit ihm theilen werde. Zu dem Eroberer hatte Schiller nie Neigung und Vertrauen, nie hoffte er, daß irgend etwas Gutes der Menschheit durch ihn werden könne. Seiner freien Seele war der Hauch der Tyrannei durchaus zuwider. Als alle Welt voll war von dem Ruhme Napoleons, und des Feldherrn Genie und die ungeheure Wirkung desselben auch manchen guten Kopf und manches edlere Gemüth mit Zauberkraft magisch umspann, da sein Name die allgemeine Losung war, stimmte Schiller in den allgemeinen Beifall und Jubel nicht ein; er war des ewigen Redens über den Helden der Zeit müde, und wir hörten ihn sagen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt — aber ich vermag's nicht; dieser Charakter ist mir durchaus zuwider — keine einzige heitere Aeußerung, kein einziges Bonmot vernimmt man von ihm."

Die Freiheit, Schillers Lebenselement, scheint auch, in so fern man damals seine Werke in Frankreich kannte, auf den Despoten einen unheimlichen Eindruck gemacht zu haben. Ich erinnere mich keines Zeichens des Antheils, das je von ihm vernommen wäre. Vielleicht ahnete er schon die begeisternde Flamme, die sich im Vaterlande entzündete, wie den von fern sich nähern-

den Rachegeist. Noch erfuhr unsre heimathliche Gegend keinen Druck; man lebte still bei dem herannahenden Sturme, und die Hoffnung lebte in den Bessern, er werde sich beschwören lassen.

Die Idee der Direction eines größern Theaters, das er ganz nach seinem Plan einrichten könnte, hatte für Schiller einen großen Reiz, und beschäftigte oft seine Phantasie. Die Bildung und schöne Gestaltung aller Verhältnisse und Lebensformen, die ihm nur von reinem Schönheitssinn auszugehen schien, dünkten ihm innig an das Theater geknüpft zu seyn. Geschmack und feine Sitte sollten da herrschen, und alles Edlere im Menschen bewacht werden. Wenn man bedenkt, welchen großen Theil des Lebens die sogenannte gute Gesellschaft im Schauspielhause zubringt, wie sollte man nicht wünschen, daß dieses immer ein Organ höherer Bildung seyn möchte! Wie sehr ist diese Unterhaltung den großen Gesellschaften vorzuziehen, die Goethe so wahr schildert, wenn er sagt: „Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel."

Sehn wir nicht das Größte aller Zeiten
Auf den Bretern, die die Welt bedeuten,
Still und ernst an uns vorüberziehn!

So sang Schiller, so wirkte er, so hätte er gern immer gewirkt.

„Das Theater", sagte er, „und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet"; und in seinem Sinn sollte das Theater immer der Kanzel gleichen, die Menschen geistiger, stärker und liebreicher machen, die kleinen, engen Ansichten des Egoismus lösen, zu großen Opfern das Gemüth stärken und das ganze Daseyn in eine geistigere Sphäre erheben, wo die Tugend als Ziel in höherer Glorie steht. Der wahre geistreiche Scherz schien ihm auch ein Mittel höherer Bildung. Sich mit dem Gemeinen abfinden durch höhere Ansicht — die geselligen

Bande der Convention durch einen freien Blick auf die Natur lösen — alles Achtungswerthe durch ein scharfes Gefühl für das Lächerliche des Falschen steigern (denn das Wahre kann nie lächerlich seyn) — die Menschen von kranken Ansichten heilen durch Klarheit und Wahrheit — den durch die Wirklichkeit Verwundeten durch eine wahre heitre Darstellung der Verhältnisse besänftigen — dieß Alles schien ihm auf der Region der Breter erreichbar und wünschenswerth.

Das Anschauen des Theaters wirke sehr auf seine Productivität, sagte er oft. Die Art und Weise, wie man das Dramatische durch das Auge vor Seele, Geist und Herz bringen müsse, werde ihm immer klarer. Er bekomme neue Ansichten bei jeder Vorstellung, lerne Fehler vermeiden, und die Lichtpunkte treten immer mehr hervor. „Ich glaube mich beinah nicht mehr darüber täuschen zu können", versicherte er uns, „was die dramatische Kunst fordert!"

Was Goethes und Schillers vereintes Wirken bei beschränkten Mitteln in Weimar hervorgebracht, ist außerordentlich, und zeigt, wie der Geist Alles vermag und über alle Berechnung steht. Schiller wirkte auf das Fühlen und innige Verstehen der Rollen; Goethe auf die Erscheinung ins Leben. Wir sahen oft, daß er in vier Wochen verstehen, sprechen, sich stellen, sich betragen lehrte; seine klare Einsicht setzte gleich einem Zauberstab versteinte Massen in anmuthige Bewegung. Es ist ein großer Verlust, daß nicht wie in Paris eine École scénique unter seiner Leitung entstanden ist, die unsre dramatische Kunst auf fester Bahn erhalten hätte, der jetzt nur in einzelnen großen Talenten von Zeit zu Zeit in einem neuen Lichtfunken der Pfad der Schönheit angedeutet wird.

Im Frühling des Jahres 1800 bekam Schiller ein Kartarrhfieber, was ihm selbst bedenklich schien. Es findet sich von seiner eignen Hand eine Uebersicht dessen, was er bis 1802 an schrift-

stellerischen Arbeiten in jedem Jahre vollendet, und von den Ereignissen im häuslichen Leben. Er sagt: „Anno 1800 war ich sehr krank."

Nach seiner Genesung warf er sich wieder mit neuen Kräften in die Ausarbeitung der Maria Stuart. Um den letzten Akt ungestört auszuarbeiten, bei dem er etwas Aehnliches der tiefen Rührung, die der Tod und das Begräbniß der Richardsonschen Clarisse erzeugt, zu erregen gedachte, ging er nach Ettersburg, einem Jagdschloß des Herzogs, welches an einer Anhöhe liegt, die rings von Wald umgeben ist.

Die Säcularfeier auf 1800 interessirte ihn lebhaft. Einige unsrer Freunde, besonders Leo von Seckendorf, entwarfen Plane. Der geistvolle junge Mann war Schillern sehr angenehm. Er fiel Anno 1809 vor Wien, als ein Opfer seines Enthusiasmus für die deutsche Freiheit, und sein Andenken wird Allen, die ihn gekannt, werth bleiben.

Schiller hatte die Idee zur Säcularfeier hingeworfen, daß man durch eine Reihe von Festen Weimar auf vierzehn Tage bei dieser Gelegenheit zu einer großen Stadt machen sollte. Seckendorf entwarf einen förmlichen Plan, aber es fehlte an Lust wie an Mitteln, ihn auszuführen. Auch schien Schillern bei näherem Bedenken selbst, daß eine stille ernste Feier, oder die Gründung einer großen öffentlichen Anstalt, der Empfindung in solch einem Zeitabschnitt angemessener sey als laute Feste. Nach seiner nur zu treuen Schilderung:

„Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden
Und das neue öffnet sich mit Mord",

wurden auch alle Nachdenkenden mehr zu Sorge als Lust gestimmt.

Schiller feierte die letzte Stunde des Säculums bei Goethen, der eben nicht wohl war; im ernsten Gespräch, wie er uns sagte.

Wie gehaltvoll seine tägliche Unterhaltung im häuslichen

Cirkel war, wie er Alles ihn Umgebende mit Geist und Herz ergriff, stellen folgende Blätter aus einem Tagebuche unsrer Cousine, Christiana von Wurmb, die in der Folge die Gattin des Professor und Director des Gymnasiums, Abeken, in Osnabrück wurde, lichtvoll dar. Der schöne Verstand und die ernste Richtung des zwanzigjährigen Mädchens, interessirten ihn lebhaft, und ihre ausgezeichnet schöne Stimme, wegen deren Ausbildung sie sich einige Zeit in Schillers Hause in Weimar aufhielt, machte ihm großes Vergnügen. Sie machte uns ein schönes Geschenk mit diesen Blättern ihrer treuen sinnigen Erinnerung, die wir wohl unsern Lesern auch höchst willkommen glauben dürfen.

332.

Aus den Erinnerungen von Abeken.

Meine Frau hatte eine Zeitlang in Weimar, wo sie unter Leitung der Sängerin Jagemann ihren Gesang ausbilden sollte, als Verwandte der Gattin Schillers, bei ihm gelebt. Er war ihr freundlich zugethan und unterhielt sich gern mit ihr. Aus solchen Gesprächen hatte die fleißige Zuhörerin Einzelnes, ihr besonders Merkwürdiges aufgezeichnet, Bemerkungen und Äußerungen, wenn er mit ihr spazieren gegangen war, den Thee getrunken, wenn er von seiner Arbeit aufgestanden*). Diese Aufzeichnungen schienen mir bedeutend genug, um sie, mit Erinnerung an jenes Wort, Goethen zu senden.

*) Nach mündlicher Erzählung meiner Frau füge ich hier noch Eins hinzu, was mir charakteristisch in Hinsicht auf Schillers Stil dünkt. Wenn er an einer Tragödie arbeitete, bat er sie, sich an das Clavier in der Nebenstube, deren Thür geöffnet war, zu setzen. Dann rief er ihr oft zu: „Einen Marsch, Christel! einen Marsch!“ Hört man nicht in so mancher Scene den ernsten, mächtigen Schritt des Marsches?

11. Sept. 1828.

Professor Abeken zu Osnabrück hatte mir in den Tagen vor dem 28. August einen Einschluß zugesendet, mit dem Ersuchen, ihn Goethe zu seinem Geburtstage zu schicklicher Stunde zu überreichen. Es sei ein Andenken in Bezug auf Schiller, das gewiß Freude verursachen werde.

Als nun Goethe heute bey Tische von den mannigfaltigen Geschenken erzählte, die ihm zu seinem Geburtstage nach Dornburg gesendet worden, fragte ich ihn, was das Paket von Abeken enthalten.

„Es war eine merkwürdige Sendung, sagte Goethe, die mir viele Freude gemacht hat. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, bey der Schiller den Thee getrunken, hat die Artigkeit gehabt, seine Aeußerungen niederzuschreiben. Sie hat alles sehr hübsch aufgefaßt und treu wiedergegeben, und das lieset sich nun nach so langer Zeit gar gut, indem man dadurch unmittelbar in einen Zustand versetzt wird, der mit tausend anderen bedeutenden vorübergegangen ist, in diesem Fall aber glücklicherweise in seiner Lebendigkeit auf dem Papiere gestellt worden."

„Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Theetisch, wie er es im Staatsrath gewesen seyn würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frey heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch seyn! — Wir Andern dagegen fühlen uns immer bedingt; die Personen, die Gegenstände, die uns umgeben, haben auf uns ihren Einfluß; der Theelöffel geniert uns, wenn er von Gold ist, da er von Silber seyn sollte, und so, durch tausend Rücksichten paralysirt, kommen wir nicht dazu, was etwa Großes in unserer Natur seyn möchte, frey auszulassen. Wir sind die Sclaven der Gegenstände, und erscheinen geringe oder bedeutend,

je nachdem uns diese zusammenziehen oder zu freyer Ausdehnung Raum geben."

Goethe schwieg, das Gespräch mischte sich anders, ich aber bedachte diese merkwürdigen, auch mein eigenes Innere berührenden und aussprechenden Worte in meinem Herzen.

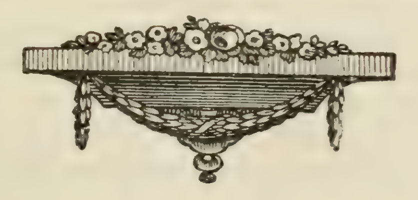
---

334. Goethe an Zelter.

9. Nov. 1830.

Ich will nicht zu sagen unterlassen was mir gerade einfällt. Schillern war eben diese Christus-Tendenz eingeboren, er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredlen. Seine innere Beschäftigung ging dahin. Es sind noch Manuscriptblätter da, aufgezeichnet von einem Frauenzimmer, die eine Zeitlang in seiner Familie lebte. Diese hat einfach und treulich notirt, was er zu ihr sprach, als er mit ihr aus dem Theater ging, als sie ihm Thee machte und sonst; alles Unterhaltung im höheren Sinne, woran mich sein Glaube rührt: dergleichen könne von einem jungen Frauenzimmer aufgenommen und genutzt werden. Und doch ist es aufgenommen worden und hat genutzt; gerade wie im Evangelium: Es ging ein Sämann aus zu säen ꝛc.

Nun male man Schillern beym Theetisch einem jungen Frauenzimmer gegenüber; was ist denn da auszudrücken? obgleich ein junges unschuldiges Kind einem vorzüglichen Manne gegenüber, für dessen Worte sie Respect hat, sie auffassen und bewahren möchte, immer noch ein löblicherer Gegenstand ist, nur kein malerischer.



335. Erinnerungen aus Schillers Gesprächen im Jahr 1801 als ich in Weimar war.

4Ten Feb.

Oft wird dadurch die Erziehung der Prinzen verfehlt, daß man zu genau und ängstlich auf sie acht giebt. Man blike in die Welt, alles was Großes da war, ward durch sich selbst, lernte frühzeitig seine eigenen Kräfte kennen. Dadurch das man den Prinzen eine allgemeine Bildung will geben, versäumt man eine bestimte. Man solte sich gewöhnen Prinzen nur eine Wißenschaft, Kunst oder Talent auf einmal studieren zu laßen, aber ganz als wäre es der einzige Zwek. Man gebe ihnen nicht die leichteste Seite, sondern zeige ihn gleich das Große, Geistige des Ganzen, und laße ihn hier seine volle Kraft üben. Daß was zu leicht gemacht wird, lernen wir auch leichtsinig behandeln. Das Mänliche Alter verliehrt selten die Eindrüke der Jugend, und jede Schwierigkeit scheint uns unüberwindlich.

15Ten als ich mit Schiller allein Thee Trank.

Die ganze Weisheit des Menschen solte eigentlich darin bestehen, jeden Augenblik mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benuzen als wäre es der Einzige Lezte. Es ist beßer mit guten Willen etwas zu schnell zu Thun, als unthätig bleiben.

20Ten als ich mit ihm im Park spazieren ging.

Darum Thaten die Alten mit ihrer Musik so erstaunliche Wirkungen, weil sie Einfach war. Ihre einzeln Accorde drangen ans Herz, und rührten. Ein gleichförmiger Ton kan den Menschen zum höchsten Grad von Anspanung Treiben, daher könen sehr reizbare Gemüther, nicht die gleichförmige Bewegung eines Handwerkers oder Mechanikus hören, und wie ungleich mehr muß es auf sie wirken, wen diese gleichförmige Bewegung in der Fülle von Harmonie geschieht. Wahrscheinlich ist dies der Grund

warum man bei jeder Art von Einweihung z. B. in Freimaurer Logen diese Art von Musik erwählt, und warum die Alten ehe sie zum Zweikampf in die Schranken Traten, die Trompete in einzeln Tönen erschallen ließen.

21ten als ich erzählte wie sehr man eine Geschichte der Jageman verschlimmert hätte.

Es ist unglaublich schwer, und beinah möchte ich sagen ganz unmöglich etwas gesehenes, oder erzähltes ganz und grad so wiederzugeben, als man es gesehen oder gehört hat. Mit der schönsten reinsten Wahrheitsliebe, überlaßen wir uns öfters, ohne es zu ahnden unsern eigenen Gefühle. Und dieses oft liebenswürdige Gefühl für Recht und Unrecht, giebt nicht selten unsern Worten einen ganz andern Sin.

1ten März als ich mit ihm aus der Comoedie ging.

Wen man 30 Schauspiele sähe, und man fragte sich bei jeder vollendeten Vorstellung: Was hat der Dichter damit sagen wollen? was war seine Absicht sein Zwek? was war Gutes oder Schlechtes daran? wie hat er dieses oder jenes gehalten? Wen man sich so von jeder Scene Rechenschaft gäbe, so wäre es keine Frage das man am Ende das 31te selbst verfertigen könte. Und auf was für einen großen Grad von Vollkommenheit und Einsicht könte der Mensch nicht kommen, wen er es mit allen was ihm begegnete, und was in seiner Seele vorginge, so machte.

3ten als ich von meiner Lecture den Gibbon erzählen muste.

Es macht einen Ungeheueren Eindruk wen man einen Blik auf die Geschichte wirft, wo sich eine halbe Welt herumdrehete, wo Künste und Wißenschaften blüheten, sucht der forschende Blik oft umsonst die Stelle wo alles dieses vorging. Berühmtes Troja

niemand kan nur noch einen einzigen Stein von dir entdeken. Bei einem solchen Überblik fühlt man sich so klein und nichts Bedeutend, und doch empfängt der Geist einen neuen unsichtbaren Schwung, er fühlt eine Unendliche Kraft die auf dieser Sphäre keinen festen Ruhepunkt faßen kan, sondern ins Unendliche gehet.

5ten Als ich ihn Kaffee einschenkte.

Billigkeit ist eine schöne aber seltene Tugend. Oft die sanftesten Herzen fehlen am meisten dagegen. Weil sie mit Inigkeit und Treue an der liebenden Partie hängen, so flößt ihnen alles was dagegen ist, einen unwilkührlichen Wiederwillen ein und dieses ist ein Stein, wo so oft die Menschheit scheitert.

6ten Bei Tische.

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten wo er steht ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreiß noch so klein, er ist in seiner Art groß. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen, und wie viel glücklicher würden die Menschen sein, wen sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.

8ten Als Ernst mich fragte mit einer wichtigen Mine wer den Gibbon geschrieben?

Der Geist des Zeitalters ist am deutlichsten an Kindern zu bemerken, wen wir Aufmerksam genug sind, darauf Achtung zu geben z. B. fragt jezt Ernst im 5ten Jahre wen er ein Buch liegen sieht, wer es geschrieben hat. Vor 30 Jahren dachte man kaum im 11ten daran, genug das Buch war da, und man glaubte es müste so sein. Jezt giebt sich jeder Bediente mit Lecture ab, und schreibt am Ende auch wohl selbst, natürlich werden die Kinder hierauf aufmerksam.

9ten, als ich ihn ganz allein den Thee in seiner Stube bereitete, und er aufhörte zu arbeiten.

Es ist schwer und gehört ein Grad von Cultur und Vollkommenheit dazu, die Menschen so zu nehmen und nicht mehr von ihnen zu verlangen, als in ihren Kräften steht. Es giebt Gemüther die nie auf diesen Stein des Anstoßes gerathen, sie sind nicht zum Tiefer Denken gewöhnt, sie nehmen, genießen und geben, weil es der Zufall so will. Hingegen bei andren Naturen, sobald der erste Jugendliche Traum verrauscht ist, wo alles in freudigen Lichte erscheint, wo man alles umfaßen möchte, und alles was da ist, sich dünket als wäre es um seinetwillen da. Sobald dieser süße Blik verschwunden ist, dan erscheint uns alles Ernster, der Mensch erscheint uns in anderer Gestalt. Wo wir sonst liebten, bewunderten, anbeteten — da sehen wir oft mit freiren Blik die Trüben Quellen. Es gehört ein Grad von Verstand, und ein weiches unverdorbenes Herz dazu, damit die Menschenliebe siegt.

Den 13ten als er mich in meinen Fleiß bestärken wolte.

Man solte sich gewöhnen den Gedanken fest zu faßen, daß man sich nicht bestrebte, weniges von vielen lernen zu wollen, sondern Weniges aber ganz. Was man anfängt, man fange es mit voller Seele, mit voller Kraft an, um desto eher ist es geendet, und ganz und mit voller Kraft kan man sich wieder einen andern Geschäfte widmen. Man würde weit mehr Zeit gewinnen, wen es nicht zur Gewohnheit geworden wäre, so viele Dinge als Nebensache zu betrachten die im Grund mit viel weniger Zeit aber ernstlich, beßer volbracht würden.

14ten als der kleine Ernst sich fürchtete vor einen Hund ohne mich über die Straße zu gehen.

Man könte den Menschen zum halben Gott Bilden, wen man

ihn durch Erziehung suchte alle Furcht zu benehmen. Nichts in der Welt kan den Menschen sonst unglüklich machen, als bloß und allein die Furcht. Das Übel was uns Trifft ist selten und nie so schlim, als das welches wir befürchten. Das Thier hat hierin den Vorzug. Der Ochse welcher zur Schlachtbank geführt wird, fürchtet nicht eher den Schlag als bis er Trifft. Und auf diesen Grad von Furchtlosigkeit solte der Mensch durch seinen klahren hellen Verstand gelangen. Er solte suchen das Übel aus dem Wege zu räumen, es aber nicht fürchten.

15.) Als sein kleiner Sohn mich fragte, was im Winde sei, und ich es ihm erzählte, daß ich ihn an Vater gewiesen.

Man solte es sich zur heiligsten Pflicht machen dem Kinde nicht zu früh einen Begriff von Gott beibringen zu wollen. Die Forderung muß von Innen Heraus geschehen, und jede Frage die man beantwortet ehe sie aufgeworfen ist, ist verwerflich. Man sagt dem Kinde öfters im 6—7 Ten Jahre etwas vom Schöpfer und Erhalter der Welt, wo es den großen schönen Sin dieser Worte noch nicht ahnden kan, und so sich seine eigenen verworrenen Vorstellungen macht. Entweder verhindert man durch dieses zu frühe Erklähren den schönen Augenblik des Kindes ganz, wo es das Bedürfniß fühlt, zu wißen, woher es komt, und wozu es da ist — oder komt er ja, so ist doch das Kind schon so kalt durch seine vorhergegangenen Ideen geworden, daß man ihn nie wird die Wärme einflößen könen, die es gefühlt haben würde, wen man ihm Zeit bis zu diesen entscheidenden Augenblike gelaßen hätte. Und das Kind hat vielleicht seine ganze Lebenszeit daran zu wenden um jene Irrigen Vorstellungen wieder zu verliehren oder wenigsten[s] zu schwächen.

---

16 Ten Auf einen Spaziergang nach Ober Weimar.

Ein frohes heiteres Gemüth ist die Quelle alles Edlen und

Guten, das Gröste und Schönste, was je geschah floß aus einer solchen Stimmung. Kleine düstre Seelen die nur die Vergangenheit betrauren, und die Zukunft fürchten, sind nicht fähig, die heiligsten Momente des Lebens zu faßen, zu genießen, und zu wirken, wie sie solten. Erinnerung scheint ihnen nicht süße und Zukunft nicht Tröstend.

18ten als er mich in meiner Stube nähend fand.

Es ist ein eigen seltsam Ding, um die gelehrten Frauen! Wen sie einmal den ihnen angewisenen Kreiß verlaßen, so durchfliegen sie mit schnellen ahndeten Blik unbegreiflich rasch die höhren Räume. Aber dan fehlt ihnen die starke anhaltende Kraft des Mannes, der Eiserne Muth jeden Hinderniß ein Ernstes Überwinden entgegen zu sezen, um fest und unaufhaltsam in diesen Regionen fortzuschreiten. Das schwächere Weib hat seinen ersten schönen Standtpunkt verlohren — sie kan nicht mehr zurük, und wird entweder zur Eitlen Thörin — oder Unglüklich. Und selbst die Himmlische Kunst! was kan sie den zarten Weibe bieten, daß diese nicht sich unbewust, in stiller Thätigkeit, in stiller Übung ihres hohen heiligen Berufs in liebender Brust fände? — Und selig der Man der ein solches Kleinod zu schäzen weiß, und die Freundin seines Herzens, bei Arbeiten und häußlichen Beschäftigungen sucht, um sich an ihren Anspruchslosen Talenten von seinen Mühevollen Streben zu erheitern.

20ten

Der Mensch solte sich gewöhnen, und es sich zum festen Geseze machen, keinen Tag hingehen zu laßen, ohne, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde, seine ganzen Seelen Kräfte zu üben, und sie auf einen Einzigen Punkt zu richten.

21ten Als ich den Wunsch geäußert hatte, so wie die Jageman singen zu könen.

Man solte beinah behaupten das Neid der Menschlichen Natur eigen sei (doch versteht sich nicht jener gemeine niedrige welcher so Tief herabwürdigt) Schon die Bewunderung einer Kunst, Talent, oder was es sei, führt gewöhnlich den leisen Wunsch mit sich es auch zu besitzen. Und durch gute Erziehung ist dieses Gefühl gewiß ein großes Mittel die Menschlichen Kräfte zu einer Vollkommenheit zu erheben.

22ten Beim Soupée über die Uneinigkeit der Schauspieler.

Auf einer viel höhern Stufe würde die Menschheit schon stehen, wen alle vereinten Kräfte einen Zweck hätten, wen nicht so viel verschiedenes Interesse sie Trente. Wie hoch könte Kunst und Wißenschaft gestiegen sein würde sie nicht oft durch Sclaven Seelen um Gold und Fürsten Gunst feil gegeben.

23ten

Geseze sind der Menschheit wohlthätig, mit ihnen ist der Mensch beßer und sanfter geworden. Ein großer nicht zu berechnenter Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Geseze Tugendhaft sind, wen freilich auch noch nicht die Menschen. Den wo keine Strafe ernst entgegen Tritt, und kein Gewißen mit seinen Forderungen zügelt, halten jezt die Geseze der Ehre und des Anstandes in Schranken.

24ten

Es ist nicht zu berechnen welchen Vortheil wir hätten, gewöhnten wir uns bestimt eine Stunde des Tages mit Inniger Aufmerksamkeit auf unser Herz, Kräfte, Schwächen, und Neigungen zu richten. Haben wir nur erst die Kentniß von unsrem Innern, dan ist ein Ernster, ja beinah der schwerste Schritt zur Vervollkomung geschehen.

25ten als ich Tee einschenkte.

Wie selten benuzen und ergreifen die Menschen, aus Leichtsin, die köstlichen Augenblike mit voller heißer Seele, die nur einmal kommen, und unbenuzt einen Tiefen Stachel in die Seele drüken.

25ten

Zwei Sachen gehören zur Bildung des Verstandes ohne welche kein fortschreiden möglich ist. Ein ernstes Einsammeln von Kentnißen, und eine stete Übung der Kräfte.

26ten Beim Thee.

Man solte so früh als möglich junge Leute gewöhnen ihre Gedanken und Gefühle auszusprechen, den diese Mittheilung ist eine Aufforderung zum ernsten Nachdenken. Mittheilung macht unsere oft ahndeten Gefühle, Hell, deutlich, und allgemein. Wir gewöhnen uns früh zu reden und zu hören, unsere Ideen entwiklen sich schneller, unser Urtheil wird sicherer, und wir gewöhnen uns schnell das Große Ganze eines Gegenstandes, mit voller Seele zu umfaßen.

27ten

Der Mensch ist immer schäzenswerth der einen Bestimmten Gegenstand ganz und mit heiterer Seele ergreift.

28ten Als ich Thee einschenkte, und ich von meiner Lecture des Gibbons erzählen muste.

Es ist sonderbar das Deutschland nie sein Glük durch Waffen machen konte — vielleicht ist es ein Beweiß, das die Deutschen einen zu Ehrlichen graden Sin besizen, desto mehr blüheten von langer Zeit Künste und Wißenschaften, und jede Veredlung zärterer Gefühle. Selbst diese Nachahmungssucht ist löblich. Er

prüft und untersucht mit strengen Ernste jedes Fremde, und das Beßere steht am Ende immer oben.

---

1 Ten April im Park beim Römischen Hauß.

Es komt am Ende bei unsren Gefühlen, immer auf die Vorstellung unsrer Seele an; und das ist ein Beweiß welche hohe unaufhaltsame Kraft darinn liegt. — Der reizenste Anblik einer herrlichen Natur ist nichts für einen Traurigen Sin, und eine Wüste schafft sich ein heiteres liebendes Herz zum Himmel. Unser Schmerz und Freude, Glük und Unglük, hängt oft von der Stimmung unseres Geistes, und auch von unserer Bildung ab. Auf verkehrte Menschen wirkt auch das Schönste, Beste, und Erhabenste verkehrt. Beßere und Hellere wißen auch dem Schlechten eine gute Seite abzugewinnen.

---

2 Ten Beim Kaffee.

Es ist ein großer Stein des Anstoßes, besonders der Frauen, mit ihren leicht gereizten Gemüthern, daß sie ihre Forderungen nicht mäßigen, und ihrer Einbildungskraft zu weiten Spielraum geben. Der Mensch stellt sich vor seine Seele ein Ideal, und sinkt ermattet in die Wirklichkeit zurück, wo er doch so viel sein könte, und solte.

---

3 Ten Als ich mich fürchtete in Rudolst. zu singen.

Ernster guter Wille ist eine große die Schönste Eigenschaft des Geistes. Der Erfolg liegt in einer höhern unsichtbaren Hand. Nur die Absicht giebt den Aufwand von Kräften Werth. Und so erheben wir uns über den Lob und Tadel der Menschen.

---

4 Ten

Es giebt Menschen die immer studieren immer lernen, und im Grunde auch viele Kentniße haben aber es liegt im dunklen

Schleier gehüllt, und es fehlt ihnen an Klarheit, das eingesammelte ins Leben übertragen zu können, wodurch doch allein alles Wißen erst Werth bekomt.

---

5 Ten

Daß feste Grundsäze und Tugend unter den Menschen wirklich und kein Traum sei, beweist, das so viele alle Kräfte aufbieten, uns wen auch nur mit den Schein derselben zu blenden.

---

6 Ten

Wen sich die Menschen die Mühe nehmen wolten, nur erst alles Schlechte und Gemeine aus den Wege zu räumen, so würden sie weiter kommen, als wen sie mit heißen Armen alles Schöne gleich umfaßen möchten und Muthlos zurükkehren, wen es sich ihnen entzieht.

---

7 Ten

Es ist ein ungeheueres Nahmenloses Gefühl, wen das Innere seine eigene Kraft erkent, wen es klahrer und immer klahrer wird, sich alles glänzend unterscheidet, und unser Geist sich fest und stark erhebt. In uns fühlen wir alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel.

---

8 Ten

Es sind die kleineren engern Gemüther die so gern jeden verdienten Kummer mit den Nahmen eines unerbittlichen Schiksals bezeichnen.

---

10 Ten

Es ist ein großer Augenblik des Lebens, wo der Jüngling über seine künftige Bestimmung entscheidet, wo er sich den eigenen Lebensweg wählt, wo ein Mächtiger Entschluß, den jungen vollen Geist ergreift, wo ihm alles zu eng ist, und er in die Wolken flieht um einen Ruhepunkt zu finden.

Nicht in den ersten Versuchen, nicht in den Allgemeinen Grundsätzen — liegt die Wahrheit, in den Mittelsätzen, in den Verbindungen und Vermögen der Natur liegt sie; auch Schiller sagte noch: daß nach Kants System die sogenannte Wechselwirkung die Quelle sey, aus der Wahrheit zu schöpfen.

---

337. Weitere Mittheilungen über Schiller und seine Familie.

(Aus Abekens Tagebuch und Briefwechsel.)

Zu den „Gesprächen" Schillers mit Christiane von Wurmb.

Schiller, bei dem meine Frau eine Zeit lang lebte, sagte ihr öfter: „Christelchen, wenn ich jährlich 100 Thaler mehr an Einnahme hätte, solltest Du nicht Hofdame sein."

Durch Schillers Leben, auch durch das gewöhnliche des Tages, zieht sich ein hoher sittlicher Ernst, was die Verfasserin seiner Biographie (Frau von Wolzogen) vortrefflich aufgefaßt und dargestellt hat. Diesen Eindruck machte sein ganzes Wesen, wenn man ihm nahe war. Hier ist er von Goethe verschieden; nicht als ob der eigentliche sittliche Kern in diesem geringer gewesen wäre; in dem Beiwesen, dem Zufälligen, dem Tageleben war er laxer. Es konnte einem vorkommen, als wenn der große Genius seinen eignen Weg ginge, während das übrige Menschliche von ihm unbeachtet spielte und keine Schranke achtete. Er hat sich klar gezeichnet in den Worten:

. . gerade jene Kleinigkeiten
Außerhalb der Grenze des Gesetzes
Sind das Erbtheil, wo er übermüthig,
Selbst im Kummer lustig, sich beweget.

Das Wort: „Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert" ist ein sehr gewichtiges und läßt in Beziehung auf Schiller und Goethe eine reichhaltige Anwendung zu.

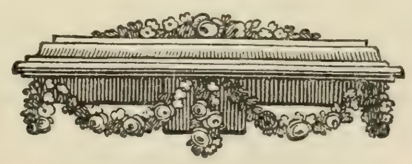
---

338. Charlotte Schiller an Fritz v. Stein.

Weimar, 17. Februar 1801.

Wenn ich auch nicht fühlen könnte, was wir an Goethens Geist verloren hätten, so würde mir sein Verlust unendlich schmerzlich gewesen sein um Schillers willen, der in seiner Freundschaft durch die Nähe seines Geistes so reich ist, und der Niemanden wieder finden könnte, an den er sich so anschlöße. Auch liebe ich Goethe so herzlich, daß ich mir die Welt ohne ihn schwer denken kann. Ob ich ihn hier gleich weniger sehe als in Jena, so lebe ich doch mit seinem Geist durch Schillers Mittheilung. Schiller ist fast täglich bei ihm. Daß wir Frauen nicht so sans façon in seinem Hause Eintritt haben können und wollen, hängt von seinen inneren Verhältnissen ab. Obgleich Schiller selbst nie die Dame des Hauses als Gesellschafterin sieht und sie nie bei Tisch erscheint, so könnten doch andere Menschen es nicht glauben, daß sie sich verbärge, wenn unser eins auch diese Gesellschaft theilte ....

Schiller ist diesen Winter recht wohl gewesen und geht wie ein anderer Mensch auf der Straße und in die Comödie. Er sieht auch wohl aus, er ist thätig, und es erscheinen viele Produkte in diesem Jahr von ihm, neue und alte neu herausgegeben.



339. Loder an Böttiger.

15. März 1801.

Schiller lebt hier seit acht Tagen und will sein neues Stück in Jena ausarbeiten. Er besucht mich oft und ist sehr gesprächig und guten Humors. Unsere Luft muß recht ätherisch sein, weil sie den Dichtern so behaglich ist. Daß Göthe fast alle seine Arbeiten bloß in Jena macht, wissen Sie, und noch neulich sagte er mir, daß er in Weimar nichts zu Stande bringen könne.



340. Aus Abekens Aufzeichnungen.

Schiller sah und sprach ich nachher nur noch zweimal; einmal in Begleitung meines Freundes Heinrich Voß in seinem Weimarischen Hause, wohin ich ihm von der Griesbach kleine Geschenke für seine Kinder brachte, die er sehr freundlich aufnahm; dann in Jena, in dem Stadthause Griesbachs bei Gelegenheit eines Soupés, wo er wiederum die Gesellschaft mit leichten Experimenten behufs jener Farbenerscheinungen unterhielt, überhaupt in munterer Stimmung war. Es war am 25. März 1801. Schiller bewohnte damals sein Gartenhaus, in welches er sich zurückgezogen hatte, um an der Jungfrau von Orleans zu arbeiten. Es war auch von Kleidung in Bezug auf Farbe die Rede; und ich wußte mir nicht wenig, als er die meinige, bei dunklem Blau weiße Weste, lobte.

341. Sophie v. Schardt an Camille Jordan.

1800 [nach d. 17. Mai].

Schiller, qui est réellement un homme aimable, qui a de la bonté même, de la douceur dans le caractère, nous quitte pour trois semaines pour achever à la campagne sa *Marie Stuart.* Lui et sa femme vous sont attachés. Cependant cet homme si éclairé est privé des vues les plus relevées, les plus consolantes en même temps pour tous les hommes. Il vous dira que tout homme doit porter dans son âme l'idéal du beau et du bon. Voilà son Dieu; sans ce Dieu, l'homme est indigne de ce titre, il ne peut qu' être méprisable et méchant. Mais qu' est-ce que cet idéal? Ce n'est point un père vers lequel je puis élever des mains suppliantes, dont la providence veille sur nos destins comme sur ceux de l'univers. Il ne fait pas lever et coucher le soleil sur nos têtes. Il ne nous réveillera pas de la nuit du tombeau. Schiller vous dira, si vous lui parlez de l'espérance d'une vie éternelle que cette consolation n'est refusée à personne si elle lui est nécessaire. Je crois qu'au fond de son âme, il l'espère aussi, mais quelle différence et qu'il y a loin de là à la persuasion de cette religion qui anime toute votre vie, dont vous avez répandu l'assurance et la douceur de la mienne.

342. Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen.

Später folgte ich [Schmidt] noch einer andern Einladung Schiller's, die mir das Glück verschaffte, der ersten Vorlesung der „Jungfrau von Orleans" mit mehren Professoren und einigen andern Studenten aus Jena in Schiller's Wohnung mit beiwohnen zu können. Schiller war bekanntlich kein guter Vorleser. Seine Worte kamen aus hohler Brust, auch hatte sich die dem Schwaben angeborene Aussprache noch nicht ganz verloren und ab-

geschliffen. So machte besonders die Aussprache des in diesem Stücke oft einfließenden Wortes „Mädchen", daß er nicht Mäd-chen, sondern Mädd-chen aussprach, einen üblen Effect. Zugleich hatte die große Länge des ersten Acts, der bei dieser Vorlesung fast anderthalb Stunden dauerte, etwas Lastendes, das sich bei der Darstellung wol einigermaßen mindert. Schiller las fort bis zum Schluß der Scene der Jungfrau mit dem Schwarzen Ritter und foderte dann die Gesellschaft auf, das Abendbrot einzunehmen, das in einem Nebenzimmer bereit stand. Halb Sieben hatte die Vorlesung ungefähr begonnen; es war bald halb Zehn, als wir aufstanden. Schiller schien etwas verlegen über die stille Aufnahme des bereits Gelesenen, denn wie mir ein Schauspieler versicherte, der mit zugegen war und früher auch der ersten Vorlesung der „Maria Stuart" mit beigewohnt hatte, stand sie in der Wirkung der ersten Aufnahme der „Maria Stuart" bei weitem nach. War es die auffallende Neuheit des Stoffs, oder die kühne, ganz eigenthümliche Behandlung desselben, oder die Art des Vortrags: das Auditorium war überrascht und äußerte sich nicht sehr laut und enthusiastisch. Als wir uns um die Tafel, wo das Abendbrot servirt war, gestellt hatten, sagte Schiller zu der Gesellschaft: „Sie werden wol leicht erkannt haben, daß ich mir erlaubt habe, in dem Schwarzen Ritter, bei dem ich nichts einzuwenden hätte, wenn man sich auch den eben abgeschiedenen Ritter Talbot darunter denken will, einen Geist heraufzuführen, wie es ja Shakspeare und Voltaire auch gethan haben." Das war nun wol keine gute Zusammenstellung, denn bei Shakspeare lohnte sich's wohl der Mühe, da mit dem Geist zugleich ein ganzes Stück, und welches! heraufbeschworen wird; ohne den Geist von Hamlet's Vater wäre es nicht da. Auch bei Voltaire wird wenigstens die Katastrophe dadurch vorbereitet und eingeleitet, während der Geist in der „Jungfrau von Orleans" nichts Anderes ist als eine verkörperte Idee oder Ahnung, die incident

wirkt und daher, als unwesentlich zum Ganzen, nie großen Effect machen kann. Die Vorlesung begann nun ungefähr nach einer Stunde wieder und dauerte unausgesetzt bis spät in die Nacht hinein, wo von einer eigentlichen Wirkung wenig mehr die Rede sein konnte, zumal da auch der in Fülle genossene gute Wein bei Vielen seine narkotische Wirkung nicht verfehlte. —

343. Ein befreundeter Dichter durfte der Vorlesung des ungedruckten Drama's [Jungfrau von Orleans] beiwohnen. Diesem hat Streichers Buch kürzlich jenen Abend lebhaft ins Gedächtniß zurückgerufen; denn das eintönige Pathos und die schwäbische Sprache, die dem armen Fiesko in Mannheim beinahe den Hals gebrochen hätten, wirkten auch hier auf störende Weise. Im Gespräch trat der Dialekt bei weitem nicht so auffallend hervor.

344. Aus den Aufzeichnungen der Gräfin Henriette v. Egloffstein.

Mir ward [für die von Kotzebue geplante Schillerhuldigung] die Johanna von Orleans zugetheilt, weil Schiller bei der ersten Vorlesung des Stücks erklärt hatte, daß ihm während des Entwurfs seiner Heldin meine Persönlichkeit stets vor Augen geschwebt, und weil auch Goethe sich dahin zu äußern beliebte, ich sei ganz für diese Rolle geschaffen.

345. Böttiger über die Jungfrau von Orleans.

Wie bekannt, läßt da der Dichter der Jungfrau ihren Triumph mit einer Umarmung des Burgunds feiern. Kaum darf die keusche, die Gott und der Jungfrau geweihete, der keine irdische Berührung eines Mannes ziemt, sich so weit

vergessen? So ist oft gefragt worden. Der Schreiber dieser Nachricht hörte einst Schillern selbst darauf antworten: das ist Sache der Schauspielerin.

---

346. Aus den Erinnerungen von Rochlitz.

Als ich Schiller das erste Mal in seinem Hause besuchte, fand ich ihn — es war gegen Abend — in der Ecke des Sopha; seine, damals etwa fünfjährige Tochter saß auf dem Schoße, sein kleiner Knabe stand zwischen seinen Knieen, und hielt die Dose bereit, die der Vater oft brauchte. „Ich habe einen Theil der Nacht und den heutigen Tag mich mit den ersten Versuchen zur Ausführung meiner Lieblingsidee abgemüht“ — sagte er; „ich habe gefunden, ich werde sie aufgeben müssen, weil der Stoff allzuwiderstrebend ist; das hatte mich mißmuthig gemacht; und nun hab' ich mich hier wieder heiter erzählt“ *).

---

*) Schiller ging schon damals, als er eben den Wallenstein vollendet hatte, damit um, einen Tell zu schreiben. Er sprach viel darüber zu mir, und fand an dem Stoff vornämlich auszusetzen, daß er nur zu einigen Meisterscenen, aber nicht zu einem ganzen Drama hinreiche. Schiller hatte denselben damals nämlich recht eigentlich auf den Tell selbst beschränkt; die Mitwirkung jener Grausamkeit Geßlers zur Befreyung der Schweitz sollte nur am Ende gleichsam summarisch angedeutet werden etc. Das Ganze hatte er noch nicht von der Höhe gesehen, geordnet und zusammengefaßt, wie es nun sein herrliches Werk darlegt. Deshalb gab er auch damals die Idee auf; mehrere Hauptscenen, namentlich die, wo der Tell den Meisterschuß thut, waren aber schon fast fertig gearbeitet.



Im Herbst reiste ich mit Schillers nach Dresden, während meines Mannes Aufenthalt in Petersburg und Moskau. Wir verlebten sehr heitere Wochen auf dem Weinberge Körners, dessen Wohnhaus uns der gütige Freund eingeräumt hatte. In Gesprächen mit seinem Freunde, in der schönen Natur von Jugenderinnerung umweht, war Schiller sehr heiter. Den kleinen Gartensaal, die Wiege des Carlos, sah er mit Vergnügen wieder, und es schien uns, als beschäftigte ihn die Braut von Messina. Er sprach gern von seinen Dichtungsplanen mit uns, deren Ausführung noch fern lag. Von der Braut von Messina hatte er viel gesprochen, und wir fragten oft: ob die Prinzen von Messina bald einreiten würden? Sobald es ihm mit der Ausarbeitung Ernst wurde, schwieg er darüber.

Das Anschaun der Kunstwerke, besonders der plastischen, im Saal der Mengsischen Abgüsse, erregte und erfreute ihn sehr. Der Torso des sogenannten Salbers, im Antikensaale, war die vollkommenste Arbeit in Marmor, die er noch gesehen hatte, er beobachtete sie mit großem Interesse. Die schönen ruhigen Gestalten der sogenannten Vestalinnen beim Fackelschein rührten ihn lebhaft. Durch Goethens und Meyers Kunstansichten neu erweckt, fühlte er sich heimathlicher in dieser Antiken Welt und ihre Anschauung belebte ihn mit neuen Ideen und gab dem schon gefaßten, bestimmten Umriß Gefühl und Worte.

Mit einer gewissen wehmüthigen Stimmung verließ er Dresden und den Kreis der trefflichen Freunde, als flöge eine Ahnung durch seine Seele, daß er diesen Ort nicht wieder sehen würde. Graf Gesler und Herr von Schönberg, die treuen, liebenswürdigen Hausfreunde, so gehaltvoll in Geist und Herz, waren Schiller sehr werth, und unser Freund Stein und seine Mutter, die eine Zusammenkunft in Dresden hatten, vereinten sich uns im Genuß der Kunst und Natur.

Die Aufführung der Johanna in Leipzig, zu der Schiller

mit der Körnerschen Familie reiste, brachte ihm ein lebhaftes Gefühl der Macht seines Talents in einer in den wichtigsten Rollen sehr gelungenen Darstellung zu. Der Enthusiasmus des Publicums äußerte sich auf die rührendste Weise, und der Genuß seiner Freunde an diesem Triumph des Genius brachte ihn Schillern selbst lebendiger ans Herz. Wegen besonderer Verhältnisse der Theaterwelt wurde Johanna von Orleans erst im folgenden Jahre in Weimar auf die Bühne gebracht.

---

348. In äußere Beziehung zu Schiller war Tieck bereits durch den „Musenalmanach" von 1799 getreten, für welchen er durch Schlegel's Vermittelung einige Gedichte geliefert hatte. Bei dem ersten Aufenthalte in Jena im Juli hatte er ihn in seinem Gartenhause besucht. Schiller kannte Tieck's nahe Verbindung mit den Schlegel, und mochte ihn vielleicht schon deshalb nicht ohne Zurückhaltung empfangen. Er war hager und groß, der Oberleib langgestreckt, die Gesichtsfarbe bleich; die graublauen Augen hatten für gewöhnlich einen kalten Ausdruck, der jedoch schwand, wenn er in der Unterhaltung warm wurde. Er sprach nicht ohne Pathos. Von Shakspeare und der spanischen Literatur war die Rede. „Meinen Sie denn auch, daß Lope de Vega eine so große Aehnlichkeit mit Shakspeare hat?" war eine Frage, auf welche Schiller besonders Antwort zu haben wünschte, die aber Tieck nicht so kurzweg zu ertheilen wußte. Auch bei wiederholten Besuchen blieben ihre Gespräche auf der Oberfläche. Es schien etwas Fremdes zwischen ihnen zu stehen. Tieck fühlte sich erkältet gegen Schiller, ihre Wege gingen zu sehr auseinander. Eine letzte Begegnung hatten sie in Dresden 1801. Auch diesmal kamen sie nicht weiter. Tieck machte aus der Gemäldegalerie ein Studium; auch Schiller hatte sie besucht. Sie kamen im Gespräche auf Malerei. In seinen Kunsturtheilen war Schiller durch

den Einfluß Goethe's und Meyer's bestimmt. Von diesen hatte er Manches angenommen, so die unbedingte Bewunderung der alten Kunst und Plastik, welche seiner eigenen Natur fern stand. Er sprach sich daher gegen die Malerei aus. Er fand den Eindruck der Farbe unangenehm, er habe keine Dauer, es sei unmöglich ihn festzuhalten und zu bestimmen. „Sie sehen z. B. dieses Tuch", sagte er, indem er auf ein rotes Umschlagetuch seiner Frau hinwies, das in der Nähe des Fensters lag. „In diesem Augenblicke erscheint er roth, lassen Sie das Licht wechseln, und dasselbe Roth wird sich dann lila oder grau zeigen, und damit wird auch der Eindruck ein anderer werden müssen. Dagegen wie viel sicherer und entschiedener ist er nicht in der plastischen Kunst. Am höchsten möchte das Basrelief stehen, das die Festigkeit der Plastik mit der Bewegung der Malerei verbindet." Tieck machte die Gegenfrage, ob sich diese Beobachtungen über den Eindruck der Farbe auch vor Correggio's Bildern behaupteten. „Gerade hier finde ich sie am meisten bestätigt!" antwortete Schiller. Dagegen führte Tieck aus, wie in der Vertheilung von Licht und Schatten, in dem unendlichen Wechsel und Spiel der Farbe, in den Mitteln der Zeichnung, der nicht zu erschöpfende Zauber der Malerei liege. Endlich schieden sie voneinander ohne sich überzeugt zu haben. —

49. Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

In diesem Jahre durfte ich mit meinen Eltern eine Reise nach Dresden machen wo wir längere Zeit blieben u. sehr viel mit der Körnerischen Familie zusammen kamen, wo ich denn auch den Sohn Carl Theodor Körner kennen lernte, den ich aber leider später nicht mehr sahe, es war ein wilder Knabe. Wir waren in Körners Weinberg, und in Dresden sahe ich die dor-

tigen Sehenswürdigkeiten und muß nur bedauern, daß ich damals noch gar nichts von allen diesen Sachen verstand, nur die Rüstkammer war mir das interessanteste.

Auf der Rückreise wohnte ich in Leipzig mit meinem Vater der Vorstellung der Jungfrau von Orleans bey, und es ist mir unvergeßlich, welchen Eindruck es auf mich Knaben machte, als ich an der Hand des Vaters aus dem Schauspielhaus trat, wo eine große Menge mit Fackeln meinen Vater erwarteten und ihm Lebehoch darbrachten, ich verkroch mich unter den Rock des Vaters aus lauter Angst.

---

350. Körner an Charlotte v. Schiller.

9. Mai 1809.

Es wird mir schwer zu glauben, daß über Malteser gar keine Papiere vorhanden sein sollten. So viel weiß ich ganz genau, daß er mir bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden die erste Scene in Jamben vorgelesen hat. Mit dem Plane hat er sich lange beschäftigt, und mir viel davon gesagt. Wenn Sie nur einige Papiere darüber fänden, so würde ich Manches aus dem Gedächtniß ergänzen können.

---

351. Charlotte v. Schiller an Goethe.

Weimar 18ten Junius 1810.

Wenn er [Körner] Ihnen etwas sagt, (und zumahl die Frauen) daß ich ihm Papiere nicht geschickt, die er gewünscht, so sprechen Sie für mich aus Ihrem Herzen. Sie haben die vorgefaßte Meinung, daß noch viele Auffäze, u. vorlesungen müßten gefunden worden seyn, und geben mir immer in ihrem Herzen Schuld ich sey nicht offen. — Da aber seine Freunde, wie ich

wissen wie Schiller arbeitete, und daß er nicht gern halb ausgeführte Gedanken mit sich herum trug, und lieber den Flammen aufopferte was er nicht wollte gelten lassen, so ist es recht ungerecht mir nicht zu glauben, da mir doch jeder Zug aus Schillers Feder heilig ist .... Alles aus den Vorlesungen, was Schiller für mittheilenswerth hielt ist auch in seinen vermischten Schriften schon gedruckt.

352. Aus Briefen von Rochlitz an Böttiger.

Leipzig 5. Sept. 1801.

Schiller hat den hiesigen Schauspielern seine Johanna d'Arc gegeben und will hieher kommen, wenn sie aufgeführt wird. Er ist einen Tag hier gewesen, hat mich aber nichts von sich wissen lassen, und ich erfuhr seine Anwesenheit nur, als er schon wieder weg war.

30. Sept. 1801.

Ich erwähne noch, daß Herr Hofrath Schiller einer der früheren Vorstellungen (und, einige Kleinigkeiten abgerechnet, der besten) selbst beywohnte. Es thut jedem, der selbst Verdienste zu schätzen weiß, wohl, zu erfahren, wenn sie auch von Andern anerkannt werden; deshalb setze ich hinzu, daß das Publikum diesen Dichter auf eine Weise aufnahm, wie noch nie einen, wie, meines Wissens, auch nie einen Fürsten. Das Parterre brachte ihm, nach dem Schluß des Stücks, ein förmliches Vivat im Theater; und welcher Anwesende hatte nicht gern miteingestimmt? Beym Hinausgehen hatten besonders die Studierenden, eine doppelte Kolonne gebildet; als Schiller kam, geboten sie Ruhe, entblößten sämtlich die Häupter, und ließen sie ihn so still durch die Menge gehen. Ich dächte, diese ganz unvorbereitete, wenn auch freylich nicht

glänzende Bezeigung aufrichtiger Ehrerbiethung wäre mehr werth, als so manche große Feste, durch die man sich selbst mehr verherrlichen will, als die, die ihnen den Namen leihen müssen.

353. Aus Grubers Biographie.

Göthe indeß, der Schillers Freund geworden war, bemühte sich, seinen Freund dem Leben und der Lebensfreude wieder zu schenken. Jena, sah er ein, war hierzu nicht der Ort, er mußte in eine freyere Region gezogen werden, und er zog ihn nach Weimar, wo ich ihn vor drei Jahren in seinem eignen Hause auf der Esplanade wieder sah. Und wirklich sehr verändert und glücklich verändert. Er sah munterer und ungleich heiterer aus. Ein Sohn, ein Knabe von etwa zehn Jahren, der einige Mal ins Zimmer kam, schien ihm viel Freude zu machen, und er hatte seinen Scherz mit ihm über eine Rüstung, die der Knabe verlangte. Im Uebrigen ganz unverändert noch eben die offene, schöne, redliche Seele, noch eben das wohlwollende Herz. O Dank, herzlicher Dank euch allen, die ihr euch um seine Heiterkeit bemühtet! Er schien jetzt wieder an das Leben mit holderen Banden gefesselt, in seinem häuslichen Kreise, unter seinen Kindern war ihm so wohl! Und mir so wohl, den liebevollen Gatten und Vater zu sehen.

Diese heitre Natur spricht uns auch aus allen den Werken an, die er in seiner letzten Zeit zu Weimar verfertigt hat; sie sind nicht mehr Kinder einer so düstern Mitternacht, ein freundlicher Tag hat sie geboren. Ich rechne von seiner Jungfrau von Orleans an, die er eben damals vollendet hatte, und in Leipzig — er hatte eine Reise nach Dresden vor — aufführen zu sehen hoffte. Du kannst denken, ob ich sogleich beschloß, von Lauchstädt aus dahin zu reisen. Ich that es, und es hat mich nicht gereut, wäre es auch nur, um Zeuge der Theilnahme gewesen zu seyn, welche das Leipziger Pub-

likum gegen Schiller auf eine, in den Annalen der deutschen Bühne vielleicht einzige, Art bewies. Das Haus war, ungeachtet des heißen Tages, zum Erdrücken voll, die Aufmerksamkeit die gespannteste. Kaum rauschte aber nach dem ersten Act der Vorhang nieder, als ein tausendstimmiges „es lebe Friedrich Schiller!" wie aus einem Munde erscholl, in welchen allgemeinen Jubelruf die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten. Der bescheidene Dichter dankte aus seiner Loge mit einer Verbeugung, aber nicht allen war es gelungen, den Allbewunderten zu sehen. Du kannst daher denken, wie nach Beendigung des Stücks alles aus dem Hause strömte, um ihn zu erblicken. Der weite Platz von dem Schauspielhaus an bis hinab zu dem Ranstädter Thor stand dicht gedrängt voll Menschen. Jetzt trat er heraus, und im Nu war eine Gasse gebildet. Stimmen geboten, das Haupt zu entblößen, und so ging denn der Dichter durch die Menge seiner Bewunderer, die alle mit entblößtem Haupte da standen, hindurch, während hinten Väter ihre Kinder in die Höhe hoben, und riefen: dieser ist es!

Mag doch ein Anderer hiervon halten, was er wolle, mir hat es Freudenthränen entlockt. Schwatze mir aber keiner von der Herrlichkeit der olympischen Spiele, der diesen ungebotenen Beweis von Achtung für einen geliebten Dichter nicht mitfühlen kann. Eine solche Murmelthier-Seele hätte auch Pindare nur aus Grimasse gekrönt.

Am andern Morgen besucht' ich Schillern im Hotel de Bavière, und fand ihn ungemein heiter. Natürlich aber erwähnte ich so wenig von gestern etwas, als er; wir sprachen von seiner neuen Tragödie. Ich äußerte, daß er sich von seinen eigenen Gesetzen dispensirt haben möge; er lächelte und sagte: Warum auch nicht? — „Freilich — fuhr ich fort — je höher man aufwärts steigt, desto umfassender der Gesichtskreis." — So meine ich auch — erwiederte er — nur nicht herab.

Nachher sprachen wir von andern Erscheinungen in der poetischen und philosophischen Welt, worüber er sich gleich freymüthig erklärte. Was die letztere betrifft; so war er immer noch der Meinung:

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen?
Ich weiß nicht.
Aber die Philosophie hoff' ich soll ewig bestehn.

Bey Erwähnng des ihm angeschuldigten Catholicismus erinnerte er mich selbst an sein Dystichon:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die du mir nennst! — Und warum keine? — Aus Religion.

Ueber die Erscheinungen an Deutschlands poetischem Himmel zuckte er die Achseln. „Man treibt — sagte ich — mit Göthe wahren Unfug. Sollte sich denn Göthe nie über den Unfug, als solchen, erklären?" — Es könnte seyn, — sagte er — daß ein großer Geist wohl auch menschlich wäre, aber übrigens thut man ihm doch sehr Unrecht. Nicht jeder kann, wie er möchte. Was will er machen, wenn das Unkraut mit dem Weizen wächst? — „Sich erklären" wiederholte ich, und er lächelte.

Ach! hätte ich damals denken sollen, daß ich ihn zum letzten Male sähe, als ich von ihm schied, und er mir den herzlichen Handdruck so herzlich erwiederte!

Er hatte, wie er mir unter andern auch erzählte, zwei Methoden, die er bei seinen Arbeiten stets befolgte. Alles, was er darzustellen sich vorgenommen hatte, arbeitete er erst völlig im Kopfe aus, ehe er eine Zeile niederschrieb. Fertig war ihm ein Werk, welches sein völliges Daseyn in seinem Geiste hatte, und daher mag es wohl auch kommen, daß oft im Publicum das Gerücht erscholl, Schiller habe dieses oder jenes vollendet. So noch die letzte Zeit von seinem Attila, von welchem er geäußert hat, er habe fünf Scenen fertig. Das kann also wohl seyn, ohne daß sich auch eine Zeile davon niedergeschrieben fände.

Was Schiller aber niedergeschrieben hatte, besonders metrische Arbeiten, pflegte er sich selbst laut vorzulesen, wobey es ihm häufig begegnete, daß er unvermerkt nicht bloß zu lesen, sondern auch zu declamiren anfange. Sollte dieß nicht als Beweis gelten, daß er sein Ohr zum Richter über Rythmus und Harmonie machte, nicht aber eine Metrik? Und wehe dem Dichter, bey dem es anders ist, die schöne freye Natur wird sich bald genug an den steifen Kindern der pedantischen Regel rächen!

354. Aus den Erinnerungen von Seume.

Die Kaiserin [Maria Feodorowna von Rußland] fragte mich viel über Schiller, dessen Tod noch das Gespräch der Stadt war, und sprach von seinen Schriften mit hoher Achtung, und von manchen mit einer so feinen Kritik, daß auch Schiller, hätte er sie gehört, sie gewiß benutzt hätte. Da ich mit Schiller immer in freundschaftlichen Verhältnissen gewesen war, konnte ich mit wahrer Wärme von seinem Charakter sprechen. Der bessere Mensch in ihm ließ von den minder guten Momenten keine Flecken einrosten. Schiller ist mir am liebenswürdigsten gewesen als Hausvater, sagte ich, und erzählte der Kaiserin, wie ihn einst die Unruhe wegen seiner kleinen Tochter nicht einige Tage länger in dem Zirkel seiner Freunde in Chursachsen ließ. Er eilte nach Weimar; und als ich einige Wochen nachher ihn besuchte, kam er mir im Vorhause mit dem lieblichen Ideale von Mädchen auf dem Arme entgegen und sagte: „Sehen Sie, das ist das kleine närrische Geschöpf, das mich nicht ruhig bei Ihnen lassen wollte.“ Die Kleine klammerte sich freundlich an seinen Nacken und rechtfertigte, was er sagte.

355. Seume an Böttiger.

Wien 31. Dezemb. 1801.

Schillers kleines Mädchen lebt in meiner Seele; Sie können also denken, daß sie nicht ohne den Vater ist. Sie sind beide gut, seine Mädchen, das von Orleans und die kleine Schmeichlerin des Hauses: er wird mir selbst erlauben, daß ich von einer zur andern gehe.

---

356. Aus Robinsons Erinnerungen.

It was on the Saturday that I called on the remaining great poet Schiller of whom I have as little to say unhappily as of the others. Indeed we were with him but a few minutes. I would therefore merely remark that he had a sickly look and a wild expression — I had just time to mention Coleridge's translation of Wallenstein which he seemed to have a high opinion of. The author was a man of genius he said — but his translation had some ridiculous mistakes in it — Schiller's manners were awkward. He seemed not to be at his ease.

We went to the Theatre on Saturday night. I saw Wallenstein's Tod — The last part of Wallenstein played in the presence of the Author — Schlegel somewhere says Germany has two National Theatres — Vienna with a public of 50,000 spectators — Weimar with a public of 50 — The Theatre was at this time unique. Its managers were Göthe and Schiller who exhibited there the works which were to become the standards and the models of their dramatic literature — Schiller had his seat near the Ducal box — Göthe had an arm chair in the centre of the first row of the pit. The correspondence of the two great poets — and numerous critical writings belong to the literature of the age — It does not become me to speak of them — I mention only that in the performance of this (Sa-

turday) Evening I was pleased with Graff as the representative of the Hero — and with Mlle Jagermann as Tekla She was a graceful and beautiful creature who was the first actress of the Company while she had the honours of being the favorite of the Duke — The theatre is small, supported in a great degree by the Duke — It is very elegant and allows the attendant all the comfort of a parlour — the Seats in box & pit being numbered — This provision of a theatre like the garden attached to the Chateau belongs to that system which arises out of the character of a paternal government.

---

357. Henry Crabb Robinson an T. Robinson.

13th of January 1802.

On the Saturday afternoon I paid my respects to the remaining Poet, and in the order of my admiration the second man in Weimar — Schiller — and he too corresponded with my previous Idea of him. His features are large and irregular and he has a mixture of the wildness of Genius, and the awkwardness of a student. In his reception of us he did not imitate his friend Göthe, but was prevenant and polite. I of course contrived to compliment him on his Works, and spoke of their effect in England. He had understood he said that the Translator of Wallenstein was a Man of Talents but added that he had made ridiculous blunders from his ignorance of the Language. I fear I have told you before that Schiller is eminent as a philosopher and metaphysician. His Poems are highly metaphysical and contain some of the profoundest Ideas I ever met with. He has written long didactic Odes or lyrical didactic Poems in which we know not what most to admire, the splendour of the Poetry or the depth of the reasoning, but he has not Göthe's

ease & grace and fascinating development of characters without effort. He loves tumult and agitation and succeeds in displaying gigantic characters. His recent Tragedy of Joan of Arc is one of the boldest effusions of Genius I ever read. He has ventured to make his heroine declaim in alternate rhymes and even in regular Stanzas, and always with effect. Joan is really inspired throughout, and the reader is carried away too. This is a much better piece than Wallenstein which I can suppose would be not much relished in England, tho' the Camp or first part has true sterling poetry. I had the good fortune to see the third part or Wallenstein's Death played at Weimar and enjoyed new sensations in this little charming Theatre. The Weimar company is considered (strange as it may seem) as one of the first in Germany, and the House filled me with a delight quite new.

---

358. Abeken an seine Schwester.

10. Januar 1802.

Du glaubst gar nicht, was für ein freundlicher, wackerer Mann der Schiller ist. Gegen Leute, die ihn überlaufen, um nur die Ehre haben zu wollen, den großen Schiller zu sehen, mag er wohl ein wenig steif sein; aber sonst ist er das im mindesten nicht. Ich war mit ihm schon einige Male bei Griesbachs in Gesellschaft gewesen, und er hatte sich nachher meiner noch erinnert und bei Griesbachs nach mir gefragt; so konnte ich dreist zu ihm gehen, und es hat mich nicht gereuet. Als ich wieder nach Jena kam, hatte ich noch eine große Freude. Die Hofräthin Schiller schrieb an die Griesbachen: Sie hätten uns noch einladen wollen, um den Abend bei ihnen zuzubringen, als sie einen unerwarteten Besuch bekommen hätten. Wir sollten das zu Gute behalten. Du siehst, daß der, der bei Griesbachs gut angeschrieben ist, einen Paß hat,

mit dem er allenthalben durchkommen kann. Wie viele Freude habe ich nicht diesen guten Leuten zu verdanken!

---

359. Zelter an Goethe.

13. Nov. 1830.

Aufrichtig zu sagen, war ich das erste Mal meistens zu Euch gekommen um Schiller kennen zu lernen, und darum über Jena gegangen, weil ich nicht wußte daß Schiller schon in Weimar wohnte.

Schiller war nicht längst in Dresden gewesen. Naumann hatte die Ideale in Musik gesetzt und sie dem Dichter durch seine Schülerin, eine Mlle. Schäfer, vorsingen lassen. Das Erste wovon Schiller zu mir sprach war diese Composition, über welche er ganz entrüstet war; wie ein so gefeyerter berühmter Mann ein Gedicht so zerarbeiten könne, daß über sein Geklimper die Seele eines Gedichts zu Fetzen werde, und so ging's über alle Componisten her.

Den Effect solcher tröstlichen Oration brauch' ich nicht zu beschreiben, ich hatte Schillers und Deine Gedichte im Sacke mitgebracht und mit Einem Schlage die Lust verloren sie auszupacken. Es war vor Tische; Schiller und ich sollten bey Dir essen.

Die Frau kam und sagte: Schiller Du mußt Dich anziehn, es ist Zeit. So geht Schiller ins andere Zimmer und läßt mich allein. Ich setze mich ans Clavier, schlage einige Töne an und singe ganz sachte für mich den Taucher. Gegen das Ende der Strophe geht die Thüre auf und Schiller tritt leise heran, — nur halb erst angezogen — „so ist's recht, so muß es seyn!" u. s. w. Dann wieder die Frau: lieber Schiller, es ist nach zwey Uhr, mach doch nur daß Du erst angezogen bist, Du weißt Goethe wartet nicht gern zu lange, und nun war die Sache in Ordnung.

---

360. Zelter im Gespräch mit Kanzler Müller.

Dienstag 25. November 1823.

Niemand, fuhr er fort, hatte tieferen Sinn für Musik als Schiller. Es wurde mir sehr schwer, seine Bekanntschaft zu machen. Im Jahre 1802, als ich nach Weimar kam, wagte ich es, zu ihm zu gehen, obgleich man mir sagte, er lasse sich sehr ungern sprechen. Frau v. Schiller empfing mich, die Thüre des Nebenzimmers stand ein wenig offen, und ich vermutete gleich, daß Schiller sich verberge. Darauf fing ich an, von meinen Kompositionen seiner Gedichte zu sprechen, und bat um Erlaubnis, den Taucher auf dem Klavier vorzuspielen. Ich mochte etwa fünf Minuten gespielt haben, als ich merkte, daß ein Kopf durch die Thürspalte herein horche. Ich kräftig fortspielend — auf einmal springt Schiller halb angekleidet herein auf mich zu, umarmt mich heftig und ruft bewegt aus: Sie sind mein Mann, Sie verstehen mich. Seitdem sind wir dicke Freunde geblieben bis zu seinem Tode.

361. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Eine Abendgesellschaft, die sich wöchentlich in Goethens Hause versammelte und aus lauter wohlwollenden und für ihn gleichgestimmten Menschen bestand, erheiterte Schillern sehr. Wir danken ihr einige schöne Gedichte Goethens. Schiller dichtete die vier Weltalter und das Lied an die Freunde. Das Theater gab ihm fortwährend viel Genuß und wirkte belebend und aufklärend auf seine productive Stimmung. Selbst ein schlechtes Stück gebe ihm viel neue Ansichten, sagte er uns.

Der Ankauf eines kleinen, aber bequemen und freundlich gelegenen Hauses vollendete seine Zufriedenheit in Weimar. Er bewohnte die obere Etage allein. Seine Zimmer hatten die Mittags- und Morgensonne. Ein carmoisinseidner Vorhang war vor dem Fenster, an dem sein Arbeitstisch stand, angebracht. Er

sagte uns, daß der röthliche Schimmer belebend auf seine productive Stimmung wirke.

Wie tief ihn, der in dieser Zeit erfolgte Tod seiner Mutter betrübte, sehen wir aus folgendem Briefe [vom 10. Mai 1802] an seine Schwester Reinwald.

Auch die sonderbare Verkettung des Geschicks, als er erfuhr, daß der Tag, wo er sein neues Haus bezog, der Todestag seiner Mutter gewesen, ergriff ihn schmerzlich.

362. Aus Goethes Annalen (1802).

Der große Zwiespalt, der sich in der deutschen Literatur hervorthat, wirkte, besonders wegen der Nähe von Jena, auf unsern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern strebenden Philosophie und einer daraus herzuleitenden Ästhetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die nebenher im Besondern ein muthwilliges und freches Spiel trieben. . . .

Wir wollten ein für allemal den Klatsch des Tages auf unserer Bühne nicht dulden, indeß der andern Partei gerade daran gelegen war sie zum Tummelplatz ihres Mißwollens zu entwürdigen. Deßhalb gab es einen großen Kampf, als ich aus den Kleinstädtern alles ausstrich was gegen die Personen gerichtet war, die mit mir in der Hauptsache übereinstimmten, wenn ich auch nicht jedes Verfahren billigen, noch ihre sämmtlichen Productionen lobenswerth finden konnte. Man regte sich von der Gegenseite gewaltig, und behauptete, daß wenn der Autor gegenwärtig sei, man mit ihm Rath zu pflegen habe. Es sei mit Schillern geschehen und ein anderer könne das Gleiche fordern. Diese wunderliche Schlußfolge konnte bei mir aber nicht gelten; Schiller brachte nur edel Aufregendes, zum Höheren

Strebendes auf die Bühne, jene aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes herbei; und das ist das Kunststück solcher Gesellen, daß sie jedes wahre reine Verhältniß mißachtend ihre Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Convenienz einzuschwärzen wissen. Genug, die bezeichneten Stellen blieben verbannt, und ich gab mir die Mühe alle entstandenen Lücken durch allgemeinen Scherz wieder auszufüllen, wodurch mir eben auch gelang das Lachen der Menge zu erregen.

Dieses alles aber waren nur Kleinigkeiten gegen den entschiedenen Riß, der wegen eines am fünften März zu feiernden Festes in der Weimarischen Societät sich ereignete. Die Sachen standen so, daß es früher oder später dazu kommen mußte, warum gerade gedachter Tag erwählt war, ist mir nicht erinnerlich, genug an demselben sollte zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, von der Gemeine ganz neu decorirten Stadthaussaale Platz finden. Die Absicht war offenbar Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Theilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegen zu stellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegen zu setzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen, oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen.

Schillern war nicht wohl zu Muthe bei der Sache; die Rolle die man ihn spielen ließ, war immer verfänglich, unerträglich für einen Mann von seiner Art, wie für jeden Wohldenkenden, so als eine Zielscheibe fratzenhafter Verehrungen in Person vor großer Gesellschaft dazustehn. Er hatte Lust sich krank zu melden, doch war er, geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse mehr in die Societät verflochten, fast genöthigt diesen bittern Kelch auszuschlürfen. Wir setzten voraus, daß es vor sich gehen würde, und scherzten manchen Abend darüber; er

hätte krank werden mögen, wenn er an solche Zudringlichkeiten gedachte.

So viel man vernehmen konnte sollten manche Gestalten der Schillerschen Stücke vortreten; von einer Jungfrau von Orleans war man's gewiß. Helm und Fahne, durch Bildschnitzer und Vergulder behaglich über die Straßen in ein gewisses Haus getragen, hatte großes Aufsehen erregt und das Geheimniß voreilig ausgesprengt. Die schönste Rolle aber hatte sich der Chorführer selbst vorbehalten; eine gemauerte Form sollte vorgebildet werden, der edle Meister im Schurzfell daneben stehen, nach gesprochnem geheimnißvollen Gruße, nach geflossener glühender Masse sollte endlich aus der zerschlagenen Form Schillers Büste hervortreten. Wir belustigten uns an diesem nach und nach sich verbreiteten Geheimniß, und sahen den Handel gelassen vorwärts gehen.

Nur hielt man uns für allzugutmüthig, als man uns selbst zur Mitwirkung aufforderte. Schillers einzige Original-Büste, auf der Weimarischen Bibliothek befindlich, eine frühere herzliche Gabe Danneckers, wurde zu jenem Zwecke verlangt und aus dem ganz natürlichen Grunde abgeschlagen, weil man noch nie eine Gypsbüste unbeschädigt von einem Feste zurückerhalten habe. Noch einige andere, von andern Seiten her zufällig eintretende Verweigerungen erregten jene Verbündeten auf's höchste; sie bemerkten nicht daß mit einigen diplomatisch-klugen Schritten alles zu beseitigen sei, und so glich nichts dem Erstaunen, dem Befremden, dem Ingrimm, als die Zimmerleute, die mit Stollen, Latten und Brettern angezogen kamen, um das dramatische Gerüst aufzuschlagen, den Saal verschlossen fanden, und die Erklärung vernehmen mußten: er sei erst ganz neu eingerichtet und decorirt, man könne daher ihn zu solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da sich niemand des zu befürchtenden Schadens verbürgen könne.

Das erste Finale des unterbrochenen Opferfestes macht nicht einen so entsetzlichen Spectakel als diese Störung, ja Vernichtung des löblichsten Vorsatzes, zuerst in der oberen Societät und sodann stufenweise durch alle Grade der sämmtlichen Population anrichtete. Da nun der Zufall unterschiedliche, jenem Vorhaben in den Weg tretende Hindernisse dergestalt geschickt combinirt hatte, daß man darin die Leitung eines einzigen feindlichen Princips zu erkennen glaubte; so war ich es, auf den der heftigste Grimm sich richtete, ohne daß ich es jemand verargen mochte. Man hätte aber bedenken sollen, daß ein Mann wie Kotzebue, der durch vielfache Anlässe nach manchen Seiten hin Mißwollen erregt, sich gelegentlich feindselige Wirkungen schneller da- und dorther zuzieht, als einer verabredeten Verschwörung zu veranlassen jemals gelingen würde.

War nun eine bedeutende höhere Gesellschaft auf der Seite des Widersachers, so zeigte die mittlere Classe sich ihm abgeneigt, und brachte alles zur Sprache, was gegen dessen erste jugendliche Unfertigkeiten zu sagen war, und so wogten die Gesinnungen gewaltsam wider einander.

Unsere höchsten Herrschaften hatten von ihrem erhabenen Standort, bei großartigem freiem Umblick, diesen Privathändeln keine Aufmerksamkeit zugewendet; der Zufall aber, der, wie Schiller sagt, oft naiv ist, sollte dem ganzen Ereigniß die Krone aufsetzen, indem gerade in dem Moment der verschließende Burgemeister, als verdienter Geschäftsmann, durch ein Decret die Auszeichnung als Rath erhielt. Die Weimaraner, denen es an geistreichen, das Theater mit dem Leben verknüpfenden Einfällen nie gefehlt hat, gaben ihm daher den Namen des Fürsten Piccolomini, ein Prädicat, das ihm auch ziemlich lange in heiterer Gesellschaft verblieben ist. . . .

Alles jedoch, was ich mir mit Schillern und andern verbündeten thätigen Freunden vorgesetzt, ging unaufhaltsam seinen

Gang; denn wir waren im Leben schon gewohnt den Verlust hinter uns zu lassen, und den Gewinn im Auge zu behalten. Und hier konnte es um desto eher geschehen, als wir von den erhabenen Gesinnungen der allerobersten Behörden gewiß waren, welche nach einer höhern Ansicht die Hof- und Stadt-Abenteuer als gleichgültig vorübergehend, sogar manchmal als unterhaltend betrachteten.

---

363. Goethe im Gespräch mit Eckermann.

7. Oktober 1827.

„Ein Glück für mich war es indeß, fuhr Goethe fort, daß ich Schillern hatte. Denn so verschieden unsere beiderseitigen Naturen auch waren, so gingen doch unsere Richtungen auf Eins, welches denn unser Verhältniß so innig machte, daß im Grunde Keiner ohne den Andern leben konnte."

Goethe erzählte mir darauf von seinem Freunde einige Anekdoten, die mir sehr charakteristisch erschienen.

„Schiller war, wie sich bei seinem großartigen Charakter denken läßt, sagte er, ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeigungen und aller faden Vergötterung, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Kotzebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde. Ebenso war es ihm zuwider, wenn ein Fremder sich bei ihm melden ließ. Wenn er augenblicklich behindert war, ihn zu sehen, und er ihn etwa auf den Nachmittag vier Uhr bestellte, so war in der Regel anzunehmen, daß er um die bestimmte Stunde vor lauter Apprehension krank war. Auch konnte er in solchen Fällen gelegentlich sehr ungeduldig und auch wohl grob werden. Ich war Zeuge, wie er einst einen fremden Chirurgus, der, um ihm seinen

Besuch zu machen, bei ihm unangemeldet eintrat, sehr heftig anfuhr, so daß der arme Mensch, ganz verblüfft, nicht wußte, wie schnell er sich sollte zurückziehen."

„Wir waren, wie gesagt und wie wir Alle wissen, fuhr Goethe fort, bei aller Gleichheit unserer Richtungen, Naturen sehr verschiedener Art, und zwar nicht bloß in geistigen Dingen, sondern auch in physischen. Eine Luft, die Schillern wohlthätig war, wirkte auf mich wie Gift. Ich besuchte ihn eines Tages, und da ich ihn nicht zu Hause fand und seine Frau mir sagte, daß er bald zurückkommen würde, so setzte ich mich an seinen Arbeitstisch, um mir Dieses und Jenes zu notiren. Ich hatte aber nicht lange gesessen, als ich von einem heimlichen Uebelbefinden mich überschlichen fühlte, welches sich nach und nach steigerte, so daß ich endlich einer Ohnmacht nahe war. Ich wußte anfänglich nicht, welcher Ursache ich diesen elenden mir ganz ungewöhnlichen Zustand zuschreiben sollte, bis ich endlich bemerkte, daß aus einer Schieblade neben mir ein sehr fataler Geruch strömte. Als ich sie öffnete, fand ich zu meinem Erstaunen, daß sie voll fauler Aepfel war. Ich trat sogleich an ein Fenster und schöpfte frische Luft, worauf ich mich denn augenblicklich wieder hergestellt fühlte. Indeß war seine Frau wieder hereingetreten, die mir sagte, daß die Schieblade immer mit faulen Aepfeln gefüllt seyn müsse, indem dieser Geruch Schillern wohlthue und er ohne ihn nicht leben und arbeiten könne."

---

364. Aus der Erinnerung von Veit Hanns Schnorr v. Carolsfeld.

Als ich, drei Jahre vor dem Hinscheiden des Mannes, dem diese Zeilen gewidmet sind, auf der Rückkehr aus Frankreich gegen Abend in Weimar angekommen war, wandelte ich nach Schiller's Wohnung, um ihn wieder zu sehen; da fand ich ihn, seine

Tochter Karoline auf den Armen, das Köpfchen an des Vaters Gesicht gelehnt, die Aermchen um dessen Hals geschlungen, in dem dämmernden Zimmer gleichsam tanzend herumschreiten. — Dergestalt kam Schiller auf mich zu, auf das freundlichste mich grüßend, und machte „Halt!" — Nun Karoline, sprach der glückliche Vater, aus dessen Augen himmlische Freude strahlte, gib doch dem Herrn eine Hand! es ist ein guter Mann! — Das Kind sah mich mit seinen großen blauen Augen von der Seite forschend an und reichte mir langsam seine Hand, ohne übrigens seine Lage zu verändern. —

Fürwahr! dieses Lebensbild wird nie aus meiner Seele schwinden.

---

665. Charlotte v. Kalb an Jean Paul.

1. Juni 1802.

Ich schreibe dies flüchtig in einer Abendstunde. Ich gehe zu niemand. Schillers sind freundschaftlich. Ich bin einigemal in der Dämmerung bei ihnen gewesen; ich glaube, er arbeitet, und mit Lust, con amore.

---

666. Aus Briefen von Charlotte Schiller.

An Christophine Reinwald.

Weimar, den 10. Mai 1802

Obgleich Cotta mir allein sagte, daß er im Sch[wäbischen] M[ercur] gelesen, daß unsre geliebte Mutter überwunden habe, und ich Schiller auch vorbereitete, als wir allein waren, so ist es mir doch schwer, ihm den Brief des Schwagers zu geben, und ich fürchte mich vor dem neuen Eindruck, den er machen wird. Diesen Morgen sah ich ihn so friedlich bei der Arbeit sitzen, daß

ich unmöglich das Herz nehmen konnte, die Bestätigung auszusprechen. Morgen soll er erst den Brief sehen, liebe Schwägerin. — Als ich ihm erzählte, daß mir Cotta es gesagt hatte, so erwiederte er mir, er habe seit deinem letzten Brief nichts Anderes vorausgesehen; und er denke wie du, daß wir leider den Tod als den einzigen Trost und das Ende des vielen Schmerzens ansehen müßten.

An Louise Franckh.

Weimar, den 5. Juni 1802.

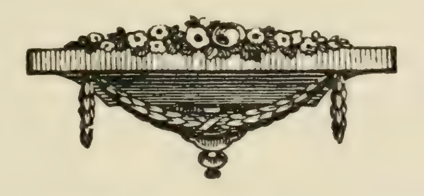
Schiller ist ziemlich wohl. Es ist einmal eine unruhige Periode hier; es ist die Jahreszeit, wo so viele Fremde reisen, da bekommen wir mancherlei Gelegenheiten, Bekanntschaften zu machen, aber auch manche Veranlassung zu Zerstreuungen, die Schiller nicht immer lieb sind, weil er gern seine Zeit zu seinen Geschäften braucht, und es ihm nicht recht behaglich ist, wenn er nicht auch etwas erschaffen kann; doch dünkt mir, wären diese Pausen in seinen Geschäften für seine Gesundheit zuträglich, denn er sieht um Vieles gesunder aus, als vor ein Paar Jahren.

An Fritz v. Stein.

Weimar, den 1. Juli 1802.

Ich hoffe, wenn Sie wieder nach Weimar kommen, so soll es Ihnen auch bei uns wohl werden. — Unser Haus ist recht freundlich. Das Haus, das die Gräfin Bachof ehemals in der Esplanade bewohnte, haben wir gekauft, und ich freue mich sehr des Besitzes, weil die Lage meinen Augen wohlthätig ist, und ich immer wie in einer Laube sitze. Auch für die Kinder ist es sehr freundlich, und für eine Wohnung in der Stadt hat sie alles Angenehme eines Gartenhauses, weil die Esplanade unser Garten ist. Der Einzug, das Arrangement des Hauses, die Veränderungen, die wir machen mußten, haben uns viel Zeit und

Ruhe geraubt, besonders Schiller, der noch nicht zu einer fruchtbaren Stimmung kommen konnte; da die Thätigkeit des Geistes sein höheres Leben ist, so ist es ihm noch nicht recht hell und gemüthlich. Ich fühle diese Stimmung immer mit, und mir ist nie wohler, als wenn ich Schillers Geist in einer Thätigkeit weiß, die ihn erhebt. —



367. ## Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Aus eigner Bewegung wirkte der Herzog von Weimar den Adelsbrief im Jahre 1802 für Schiller aus. Obwohl ihm dieser neue Beweis der Gunst seines Herrn erfreulich seyn mußte, besonders der Gedanke dabei, daß dieser und die edle Herzogin hierdurch den Wunsch offenbarten, ihn und seine Frau bei allen Gelegenheiten in ihrer Nähe zu sehen, so furchten doch einige Bedenklichkeiten seine Stirn bei dem Antrag.

Daß seine älteren Freunde ein Abweichen von der schlichten Sinnesart, in der er bis jetzt, anspruchlos an alle Aeußerlichkeiten des Lebens gewandelt, in diesem Schritt finden könnten, war ihm ein unerfreulicher Gedanke. Doch keiner verkannte ihn.

---

368. Von seinem einfachen Familienleben ließ der Dichter, der ohne Anspruch an alle Aeußerlichkeiten war, und dessen Studierstube ein Landsmann aus Tübingen im J. 1802 so bescheiden und unordentlich fand, wie jedes Gelehrtenzimmer *),

*) Mündliche Mittheilung.

auch nicht ab, als der Herzog von Weimar aus eigener Bewegung im Sept. 1802 den Reichsadel für ihn auswirkte.

369. Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

Im Jahr 1802 kaufte mein Vater ein eigenes Haus an der Esplanade in Weimar, ein kleines aber sehr freundliches Haus, an welches sich meine schönsten Erinnerungen knüpfen. Im Sept. 1802 wurde der Vater in den Adelsstand vom Kaiser Deutschlands erhoben, so viel ich weis ist dieß die lezte Adelserhebung des Deutschen Kaisers.

Ich war in diesen Jahren sehr viel im Göthischen Haus, oft wohnte ich wenn etwa meine Eltern verreißten einige Tage oder Wochen dort u. war wie das Kind vom Haus.

Im Jahr 1803 wurde die Braut von Meßina zum erstenmal aufgeführt. Da Aug. Göthe einige Mal auf dem Theater mit gespielt hatte, so bat ich meinen Vater doch auch mich einmal mit spielen zu laßen, was nach vielen Bitten der Vater erlaubte, u. ich als Page in der Braut von Meßina auftreten durfte. Ich bildete mir da etwas ein u. nachdem meine Rolle ausgespielt war gieng [ich] in vollem Kostüm in die Loge meines Vaters um mir mein Lob zu holen, allein statt des Lobes erhielt ich Tadel, daß ich zu große Schritte gemacht u. meinen Vordermann immer auf die Fersen getretten hätte. Dieß schmerzte mich sehr. Später durfte ich nicht mehr mitspielen so gern ich auch in dem Krönungszug in der Jungfrau mitgewirkt hätte, den ...... damals der ... .



An Niemeyer.

Jena [1802?]

Schiller! dieser herzliche, einfache Mann, der Alles liebt, was sich mit einem ihm wohlgefälligen Sinn zu ihm wendet. Und der Mann sollte kalt sein, wie mir ein Schöps sagte, und steif obendrein .... Denke Dir einen Mann von wirklich majestätischem Wuchs, einem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Antlitz, der, so lange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheinet, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Thätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist. O! Der Mann ist freundlich und gut, wie Wenige. Seit er gesund ist, sieht er im Leben nichts als Heiterkeit. Er ist glücklich verheirathet und hängt an seinen Kindern mit der zärtlichsten Vaterliebe. Er spricht gern über ernsthafte Gegenstände; aber auch Kleinigkeiten, wenn nur im geringsten Seele in ihnen ist, hört er mit Theilnahme an. Wenige Menschen haben mich so enthusiastisch eingenommen wie Schiller. Er weiß es und ist mir deshalb gut geworden. „Es sei so selten", hat er sich geäußert, „daß junge Leute in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten als einen berühmten Mann anstaunen." Ich darf nun zu ihm kommen, so oft ich will. Und das werde ich, wie Du leicht denken kannst, auch nicht unterlassen. Sein Gespräch ist ungemein belehrend und gibt oft in wenigen Worten vielen Stoff zum Nachdenken. Diesen Mann als Schriftsteller zu sehen und seine Miene und Gestalt mit allen seinen Werken in Verbindung zu denken, ist groß und schön; aber größer und schöner ist, diesen Mann im Kreise seiner Familie zu sehen. Wie angenehm die Gattin! Wie allerliebst die Kinder! Mehr über ihn habe ich an U[kert] geschrieben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Höre noch Schiller's Ausspruch über den Tieck'schen Almanach! „Derselbe sei," sagte Schiller, „zwar eine geistreiche Erscheinung,

aber in Rücksicht der Folgen eher schädlich als nützlich." — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich neulich Schiller'n gestand, daß ich Schlegel's Gedichte nicht verstände, lachte er dazu, als wollte er sagen: „Junges Blut, hüte dich vor solchen Abweichungen und ehre die Natur und ihre einfachen Aussprüche!" Er schloß mit den schönen und wahren Worten: „Die Natur fodert doch von Zeit zu Zeit ihre Ansprüche zurück."

An Hellwag.

Jena 1802.

Wie froh meine Eltern in Weimar gewesen sind, wird Ihnen Hans erzählt haben. Schiller ist doch einer der liebenswürdigsten Männer unter Gottes Sonne. Ich denke noch mit Freude an den Abend vor zwei Jahren, als ich ihn kennen lernte. Da habe ich mehr genossen, als in zwei Jahren sonst.

371. Johann Heinr. Voß d. Ä. an Heinr. Christ. Boie.

Jena, 24. Dezember 1802.

Schiller scheint mir ein sehr edler Mensch, mit dem man ohne Umstände spricht, was vorkömmt. Ich werde gern bei guter Jahrszeit einmal einige Tage in Weimar zubringen; obgleich das Wohnen bei Goethe und seiner Nicht-Gattin mich etwas zurückschreckt.

372. Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe.

Schiller und Voß als Menschen mußten sich liebgewinnen. Der Erfolg hat dies bewiesen, als sie sich kennen lernten, obgleich die Umstände bei unserm Leben in Jena sich nicht so fügten, daß sie sich oft und anhaltend gesehn hätten. Aber als Schrift-

steller war eine zu große Kluft zwischen ihnen, die ihre gegenseitige Ansicht vom Dichterberuf nicht auszufüllen erlaubte. Vom höchsten Ideal hatten beide ganz verschiedene Begriffe. Voß auf seinem von Jugend auf abgeschiedenen Standpunkte schloß sich, sobald er denken und empfinden konnte, an die Alten, und je vertrauter er im Fortschreiten seines Wissens mit ihnen ward, desto fester ward auch seine Ansicht, daß unsre eigene Veredelung nur auf den Alten beruhe. Oft und lebhaft hat er sich hierüber ausgesprochen, aber es wieder mitzutheilen liegt nicht in meiner Macht; so glücklich es mich machte, wenn ich, was warm im Gespräche lebte, stillhorchend mitfühlen konnte. Schiller dagegen hatte keine warme innere Liebe für die Alten; sein Ideal war: die Kraft der Neueren könne und müsse etwas Höheres erstreben, und dieses schien ihm bei seiner Lebhaftigkeit und redlichen Anstrengung in allem, was er vornahm, nicht schwer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Über die Braut von Messina unterhielt er [Voß] sich in Jena lange mit seinem Sohne Heinrich, dessen enthusiastische Liebe für Schiller ihm nur Freude machen konnte. Es war sehr angenehm für mich, zu bemerken, wie beide sich allmählig begegneten, und am Ende in ihrem Urtheile sich ziemlich vergleichen konnten. Denn nach dem Eindrucke, den Schillers liebenswürdige Persönlichkeit auf Voß gemacht hatte, ward jedes Urtheil von ihm über den Dichter bei weitem eindringender für andere, als es vorher sein konnte. Als Wilhelm Tell in Weimar aufgeführt ward, war er selbst leidend, aber sehr dringend, wenigstens der Gattin und den Söhnen die Freude dieses Genusses zu verschaffen. Dieser Abend wird mir stets unvergeßlich sein. Ich saß in Schillers Loge neben ihm, und ich sah in seinem unbeschreiblich heitern Gesicht, wie jedes Gelungene in der Aufführung, und jeder Beifall, der dem Dichter galt, auf ihn wirkte;

besonders die Scene mit dem Apfel, welche von Vater und Kind so gegeben ward, daß jeder Zuschauer von der Angst ergriffen ward, als ob er Wirklichkeit vor sich sähe. Auch ich mußte ihm die Hand reichen, die er mir herzlich drückte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als wir im Herbst 1802 unsern Wohnsiz nach Jena verpflanzten, war Voß in den ersten Wochen sehr heiter und frei von allen Neckereien des Körpers, die ihn Jahre lang heimgesucht hatten. Wir benuzten sie zu einem Besuche bei Göthe und Schiller in Weimar; von lezterem wurden wir zum Mittagessen eingeladen. Seine liebenswürdige Herzlichkeit stimmte uns schon bei dem Aussteigen aus dem Wagen gemütlich, ich möchte sagen häuslich; er stand an der Hausthür, und seine freundliche blasse Gestalt hatte etwas rührendes. Lebhaft ist mir noch im Sinne, wie wir Abends im Gasthofe uns mehrere Stunden im Gespräch über eine angenehme Zukunft erheiterten. Wir hatten beide das wohlthuende Gefühl, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, dem man sein Herz aufschließen könne, und Voß hegte die frohe Hofnung, daß sie sich auch in Dingen, bei denen das Herz keine Ansprüche macht, verständigen, wenn auch nicht vereinigen würden. Während ich mit Göthe im Schauspiel war, hatten beide manche Plane gemacht, wie sie als gute Nachbarn mit einander leben wollten.

Im Winter, wo Voß viel an gichtischem Zahnweh litt, sahen wir Göthe nur einmal flüchtig, Schiller gar nicht; doch war uns seine Theilnahme, die wir häufig durch das Griesbachsche Haus erfuhren, sehr wohlthuend. Besonders rührte es uns, daß er mit der Frau Griesbach besprochen, unter den Bäumen, die für unsern neuen Garten bestimmt waren, auch mehrere für ihn und die Seinigen zu bestellen: wirklich trafen sie auch im nächsten Frühling ein, und sind von Voß selbst gepflanzt und sorgfältig gepflegt worden. Im Laufe des Sommers 1803 haben wir mit

Schiller einen Tag auf dem Griesbachschen Garten verlebt, der auch uns Heiterkeit brachte, obgleich Voß, dessen Mut selbst bei zunehmender Gesundheit nicht wiederkehren wollte, in seiner Stimmung zur geselligen Unterhaltung wenig beitragen konnte. Schillers Versprechen, auch bei uns einen Tag zuzubringen, ging nicht in Erfüllung, da er selbst sehr leidend war, und den Einladungen nach Weimar konnten wir nicht folgen, indem eine Krankheit unsres Sohnes Heinrich sich sehr in die Länge zog, und die mühsam errungene Heiterkeit vollends hinwegnahm.

Gegen Frühling 1804, als die Unterhandlungen über Heinrichs Berufung nach Weimar sich anknüpften, kam wieder Leben ins Haus, und Voß erfüllte gern Göthe's Bitte, einige Tage bei ihm zu wohnen, um gemeinschaftlich die Sache zu einem festen Beschluß zu bringen. Da fehlte es denn auch nicht an näheren Berührungen mit Schiller, der sich immer nach dem Mittagsessen bei Göthe einfand und bis zum Abend verweilte. An der Freude, unsern Sohn in Weimar glücklich, geachtet und geliebt zu sehen, nahm er den lebhaftesten Antheil, und sprach sich darüber auf eine Weise aus, die unserm Herzen ungemein wohlthat.

Im Sommer hatte Schiller auf mehrere Monate eine Wohnung in Jena gemiethet, wo seine Frau ihre Wochen halten wollte. Plane, sich öfters zu sehen und dies und jenes mit einander zu lesen, waren eben unter den Männern gemacht, als Schiller plözlich erkrankte. Er lag grade ohne Hofnung, als seine Frau die jüngste Tochter zur Welt brachte. Das war ein schrecklicher Augenblick für alle, die sich in seiner Nähe befanden. Sie kannte die Gefahr, und hatte ihn wenige Stunden vorher verlassen. Aber der Arzt urtheilte richtig, daß die Freude wohlthätig auf den Kranken wirken werde. Schiller erholte sich sehr langsam, und nur die ihm Pflege leisten konnten, durften um ihn sein, so sehr er sich auch nach Unterhaltung sehnte. Wir

sahen ihn selten in der Genesung, aber wie wohlthuend war immer das Wenige, was ihm zu reden erlaubt ward! An Voß gelangte die schriftliche Bitte, seine Tochter über der Taufe zu heben; leider hat sich dieses Billet nicht erhalten.

Unsre Reise nach Schwaben traten wir noch während Schillers Anwesenheit in Jena an, und nahmen manche freundliche Erinnerungen mit auf den Weg, worauf wir zu achten nicht versäumen sollten. Nach unsrer Rückkehr durfte Voß wieder lange das Haus nicht verlassen. Mir machte es große Freude, daß Schiller mich durch meinen Sohn bitten ließ, nach Weimar hinüber zu kommen, um ihm von seinem Vaterlande zu erzählen. Wirklich war ich auch bei der Unterhaltung beredt, wie ich es in Jena noch nicht gewesen war. Denn seine Liebenswürdigkeit im Fragen und seine Theilnahme an allen Kleinigkeiten war so groß, daß sie mich durchaus erwärmen und erfreuen mußte. —

Im Jahre 1805 hat Voß Schiller noch einmal gesehen, aber nur kurz. Wie innig haben wir mit getrauert über das, was die Seinigen und die Welt an Ihm verloren! —

373. Aus Caroline v. Wolzogens Tagebuch.

Schiller sagte von meinem Adolf, da er acht Jahr alt war, oder noch früher: „Der Junge hat eine herrliche Natur; es geschieht Alles, was er will, und doch ist er gut.“

374. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Am letzten Abend des Jahres 1802 las Schiller uns die Braut von Messina vor; wobei auch unsre gute Mutter zugegen war. Es war ein herrlicher Abend. Schiller war sehr heiter und versprach uns, jeden Sylvester-Abend mit einer neuen

Tragödie zu feiern. In den ersten Monaten des Jahres 1803 erschien das Stück auf der Bühne. Goethe hatte die Rolle der Mutter der Madame Wolf gegeben; unter seiner Aufsicht studirte sie dieselbe ein, und in der vollkommen gelungenen Darstellung that sich zuerst ihr großes Talent für die Tragödie kund. Schiller war sehr erfreut und gerührt, und in den letzten Scenen, als man den todten Prinzen getragen bringt, sagte er zu uns: „Das ist nun wirklich ein Trauerspiel.“

Er schritt sofort zur Ausführung des Tell, freute sich des schönen Stoffes, und sagte: „Wenn es nur mehr Stoffe, wie Johanna und Tell, in der Geschichte gäbe, so sollte es an Tragödien nicht fehlen.“ Die Zeiten der Ligue in der französischen Geschichte, schienen ihm sehr reich an dramatischem Stoff; Heinrich IV. war einer seiner Lieblings-Charaktere, und er meinte, man könne eine Folge von Stücken aufstellen, wie es Shakespeare in der Englischen Geschichte gethan. Unsre deutsche Geschichte, obgleich reich an großen Charakteren, liege zu sehr aus einander, und es sey schwer, sie in Hauptmomenten zu concentriren. Der Erzherzog Friedrich von Oesterreich, der Gegner und Freund Ludwigs von Bayern, schien ihm ein anziehender Charakter. Einigemal gedachte er auch seines frühern Plans, einen zweiten Theil der Räuber zu geben. Man müsse eine tragische Familie erfinden, fiel ihm einmal ein, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter vom Gipfel des Glückes hinabgestürzt, und wo in schwankenden Verhältnissen der Doppelsinn des Lebens die ebene Bahn leicht verwirren könne, sey der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit.

Wie gern theilte ich jeden Gedankenblitz, der, von Schiller ausgehend, unsern Abendgesprächen Licht und Leben gab, seinen sinnigen Verehrer mit!

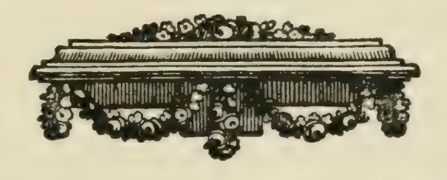
Die Aufführung von Goethes Natürlicher Tochter setzte Alles in die lebhafteste Bewegung; und mit Entzücken begrüßte man das Wiedererscheinen dieses Genius in der dramatischen Form, in der man ihn so lange nicht erblickt hatte. Goethe hatte Schillern mit dem Total-Eindruck dieses Werkes auf der Bühne überraschen wollen; er kam sehr erfreut und bewegt nach Hause. Bei dem Einwurf eines Kritikers, daß die ersten Acte zu wenig Handlung enthielten, sagte er: „Ach, das Alles braucht er gar nicht!“ Nur die Scene, wo Eugenie sich ängstlich um Putz und Schmuck bekümmert, schien ihm für den Charakter des hochsinnigen Mädchens nicht ganz wahr.

375. Als ich in Weimars classischer Zeit 1801—1804 den Buchhandel allda erlernte, brachte ich dem unsterblichen Dichter häufig Bücher und da er auf seine liebreiche Erkundigung nach meiner Herkunft von mir erfahren hatte, daß ich der Sohn des ihm wohlbekannten Bergrath Voigt in Ilmenau und der Neffe des ihm so nah angehenden Geheimeraths Voigt in Weimar sei, sah er mich selten bei sich, ohne mich ohne theilnehmende Fragen, ohne freundliches Gespräch von sich gehen zu lassen. — Ich sah in jener Zeit die ersten Vorstellungen der Braut von Messina und des Tell in Schillers Gegenwart. Beim Schluß der ersten brachte ihm der damalige Professor Jul. Schütz jun. aus Jena aus der Loge herab ein feuriges Vivat, was ihm, da dergl. laute Huldigungen damals noch zu ungewöhnlich waren, ein wenig übel vermerkt wurde.

376. Aus Robinsons Erinnerungen.

In the present University session I saw a little of Schiller, but not much. He had always the appearence of being unwell.

His amiable wife, and her very clever sister, and indeed all those who were about him, appeared to watch over him as an object of solicitude. While the admiration excited by Goethe was accompanied by awe, that which was felt towards Schiller was mixed with love and pity. I may here mention that at the end of a very early, if not the first, performance of „Die Braut von Messina", a young doctor, son of the learned Professor Schütz, the philologer, rose in the pit and exclaimed, „Schiller der grosse Dichter soll leben"! The numerous students in the pit all joined in the cry, and there was a regular three times three of applause. But this was regarded as a great impropriety and breach of decorum in the presence of the Duke and Duchness, and we heard that young Schütz received a severe reproof from the Government.



177. Aus Briefen von Heinr. Voß d. J.

An Abeken.

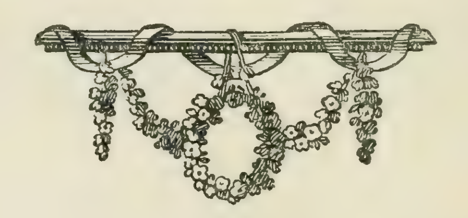
25. November 1803.

Auch der liebe Schiller war acht Tage bei uns, und oft in unserem Hause. Ein wie herrlicher und theilnehmender Mann ist doch dieser Einzige. Wer hat einen so warmen Sinn für häusliche Freuden und Geselligkeit? wer besitzt eine solche gerade, anspruchslose Offenheit?"

Mai oder Juni 1806.

Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unserem Hause, auf unserem schwarzen Sofa, unter Agnes' Bilde,

ich möchte sagen, mit Begeisterung von Goethes durchaus edler, aber oft verkannter Natur sprach. Und aus welch einem Herzen entsprangen diese Worte! Wahrlich, eine schönere Verherrlichung giebt es nicht! kann es nicht geben! Die Nachwelt wird staunen über die Größe und Tiefe seines Geistes. Lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird sie, wenn sie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat. Den Vorzug hat Schiller in seinen Werken vor Goethe, daß er keiner Verherrlichung durch Andere bedarf. Wer ihn, den Menschen, auch nicht aus den theatralischen Werken ganz erkennt (denn auch Bösewichter und Schurken hat er mit objektiver Wahrheit darzustellen gewußt), der braucht nur in seinen Gedichten zu lesen; dem möchte ich das Lied an die Freude zu lesen geben, worin so ganz das Herz und die Gesinnung redet. Es schmerzt mich tief, so oft ich sehe, daß der Edle von dieser Seite verkannt wird, oder wenn ich ein Urtheil der Art höre: „Schiller sei nicht überall objektiv gewesen". Soll denn bloß und allein das Werth haben, was allen großen Geistern gemein ist, das von allem Menschlichen entäußerte Göttliche im Menschen, das, worin Shakespeare, Goethe, Cervantes, Schiller ununterscheidbar eins sind? Ist nicht auch die menschliche Seite des Menschen göttlich, besonders in einer Natur wie Schillers? Und lassen sich beide Seiten denn auch so trennen, daß man sie wie abgesonderte Theile neben einander hinstellen kann? —



Dies Jahr folgte uns Schiller nach dem ersten Ort [Lauchstädt] und seine Ankunft daselbst erweckte ein großes Interesse bei den versammelten Badegästen, denn Alt und Jung schwärmte noch weit mehr für ihn als für Goethe. Aber wie anders bewegte sich Schiller in der Gesellschaft Goethe gegenüber! Die bunte Menge beängstigte ihn förmlich, und Ehrenbezeigungen, die Goethe als etwas Selbstverständliches aufnahm, wurden ihm unheimlich und machten ihn schüchtern; darum suchte er zunächst die einsamen Wege auf, um den ewigen Begrüßungen zu entgehen; aber wenn es hieß: „Schiller ist dahin ausgegangen", wählte man gewiß den Weg, wo man ihm begegnen mußte. Er ging gewöhnlich gebeugten Hauptes durch die Massen, jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend. Wie ganz anders war Goethe unter diesem Publikum, was alljährlich fast dasselbe war, einhergeschritten, stolz wie ein König, mit hocherhobenem Haupte, dasselbe bei einem Gruß nur gnädig neigend.

Schiller's Stücke zogen stets ein großes Publikum herbei und füllten immer die Kasse. Gewöhnlich kam er während der Vorstellung auf die Bühne, und ich sah die innere Befriedigung auf seinem Gesicht, wenn er zu mir sagte: „Das ischt ja heute wieder eine recht gute Einnahme! Ich hab' an Goethe geschrieben, daß wir recht gute Geschäfte machen."

Fast nach jedem seiner Stücke wurde ihm ein Vivat gebracht, aber um solchen Acclamationen zu entgehen, verließ er immer vor dem Ende der Vorstellung das Haus. Da er öfters sich unwohl fühlte, schlug er alle Einladungen zu großen Mittag- und Abendessen aus, nur einen Tag vor seiner Abreise nahm er ein Diner beim Obergerichtsrath Blümner an, welcher durch mich wußte, daß Schiller sich nur in kleinen Cirkeln behaglich fühlte; darum bestand die ganze Gesellschaft nur aus zehn Personen, Gelehrten und Schauspielern.

Er war sehr munter und heiter und theilte uns mit, daß er

mit dem Entwurf seines „Tell" vollkommen fertig sei und jetzt zurückeile, um die Arbeit zu vollenden.

Am 1. October 1803 wurde die Bühne in Weimar mit „Julius Cäsar" von Shakespeare, nach Schlegel's Uebersetzung, wieder eröffnet. Auf Schiller hatte dies Stück bei der Darstellung einen gewaltigen Eindruck gemacht, er war in Ekstase und fand die Volksscenen, wie überhaupt das Ganze von einer bewältigenden Wirkung, namentlich auf der Bühne; es sei für jeden dramatischen Dichter ein Vorbild, sagte er.

---

379. Meines Gewährsmannes [Major D. E. Seidel in Erfurt] Mutter . . . . sprach mit Begeisterung von der Zeit, wo es ihr vergönnt war, den großen Mann im Theater, auf der Promenade und im Salon zu sehen. An den Wochentagen beteiligte sie sich bei den Bällen, welche daselbst gegeben wurden und denen Schiller beizuwohnen pflegte. Seine Person war ihr noch vollkommen gegenwärtig: Lange, hagere Gestalt mit gesenktem Kopfe, der Gesichtsausdruck voll Milde und Freundlichkeit; sein Auftreten anspruchslos, von einer größeren Bescheidenheit als manchem Badegaste lieb war, und doch der Neugier der jungen schönen Damenwelt sich nicht entziehend. So lebte sein Bild noch in der Seele der 73jährigen Greisin.

---

380. Die Enkelin des alten Postmeisters, jetzt auch schon eine Sechzigjährige, Frau Prof. Richter zu Oldenburg, erzählte mir strahlend, indem sie mir eine „Schillertasse" vorwies: „Hieraus hat Schiller jeden Nachmittag sein Schälchen bei meinem Großvater getrunken. Es war ihm zu teuer, sich Zeitungen in Lauchstedt zu halten. Da kam er lieber jeden Nachmittag, sofort nach Ankunft der Post, zu uns ins Haus, und mein Großvater reichte

ihm die eben eingelaufenen Blätter mit den Worten: „Hier, Herr Hofrat von Schiller, die neuesten Zeitungen!“ Und dann las er sie bei uns und trank dazu seinen Kaffee.“

381. Erinnerung des Schauspielers Graff.

Es war den 11. Juni im Jahr 1803, an einem sehr heißen Sommertage, als wir während unseres theatralischen Aufenthalts in Lauchstädt zum Erstenmale die Braut von Messina aufführten. Unser lieber Schiller, unter dessen Leitung wir seine Stücke gaben, hatte uns diesmal dahin begleitet. Seine Gegenwart, sein Ruf vermehrte die Neugierde, wieder ein neues Stück von ihm zu sehen, und führte uns von der Umgegend Lauchstädts, besonders von Halle, eine zahllose Menge von Zuschauern herbei. Unser Schauspielhaus war gedrängt voll. Mit einer wahren Feierlichkeit und Andacht begann unsere Vorstellung; mit jedem Akt steigerte sich der Beifall. Ich sprach den älteren Chorführer. In dem Augenblick, als ich im vierten Akt kaum die Stelle zu sprechen anfing:

„Wenn die Wolken gethürmt den Himmel schwärzen,
„Wenn dumpftosend der Donner hallt,
„Da, da fühlen sich alle Herzen
„In des furchtbaren Schicksals Gewalt,“

brach wirklich über dem Hause ein fürchterlicher Donner los, so daß das ganze Haus erzitterte. Dies ergriff mich in dem Moment, daß ich mit aller Kraft meines Organs jene Verse gleichsam mit herausdonnerte. Den Eindruck, den diese Stelle und die kräftige Mitwirkung meiner Mitspielenden bis zum Schluß, und am Schlusse des Stückes selbst, erregte, kann ich nicht beschreiben; es war eine beinahe fürchterliche Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Athem und sah nur todtbleiche Gesichter. Nach

der Vorstellung kam unser Schiller noch auf die Bühne und begrüßte jeden der Vorstellenden auf's freundlichste. Auch auf mich ging er zu und sprach in einem liebreichen, etwas näselnden Tone die Worte:

„Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Passe; schwer-
„lich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdruck ge-
„sprochen werden!“

Unvergeßlich bleibt mir noch nach 30 Jahren dieser kleine Auftritt; noch unvergeßlicher bleibt mir das Bewußtseyn, des schönen und seltenen Glückes theilhaftig geworden zu seyn, unter den Auspicien der ersten Dichter Deutschlands beim Weimarischen Theater gelebt zu haben.

Schiller lehrte mich selbst den Wallenstein spielen.

Schiller zeigte mir die Bahn, auf welcher ich den Macbeth darzustellen vermochte.

Noch besitze ich jenes Exemplar des Macbeth, welches ich aus seinen Händen zur Vorstellung empfing; es wird mir stets ein Heiligthum bleiben.

382. Aus den Erinnerungen des Studenten Ludwig Krahn.

In großem Zuge waren wir Hallenser Studenten nach Lauchstädt gekommen, um auf dem dortigen Theater in Gegenwart Schiller's dessen „Braut von Messina“ aufführen zu sehen. . . . . Abends waren wir frühzeitig im Theater, und empfingen in schmetterndem Ruf bei Hand- und Fußgetöse den Dichter, der uns mit allen Gedanken und Gefühlen weg hatte, wie es in unsrer damaligen Redeweise hieß. Das war eine Vorstellung, wie ich sie nie wieder erlebte und auch wohl nie wieder erleben werde, denn der Himmel selber sorgte für eine ungeheure Steigerung des Eindrucks. Die gewaltige Tragödie

rückte unter der aufmerksamsten und gespanntesten Stille der dichtgedrängten Zuschauer noch nicht bis zur Mitte vor, da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag das nur aus dünnen Mauern bestehende Schauspielhaus, und der wie ein Wolkenbruch niederstürzende Regen verbreitete bei rasch sich folgenden fast unaufhörlichem Donnergekrach ein solches Rauschen, daß man oft die Schauspieler gar nicht mehr hörte. Ein Theil der Zuschauer flüchtete, die Frauen mit Angstgeschrei, aus dem Hause, ich weiß nicht wohin. Die Schauspieler, anfangs äußerst bestürzt, faßten wieder Muth, aber sie bebten doch auch merkbar bei bezugreichen Stellen, so namentlich der Chor-Anführer, als er während des wirklichen Donnergerolls zu sprechen hatte:

„Wenn Wolken sich thürmend den Himmel schwärzen,
Wenn dumpftosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt."

Das Grausen steigerte sich bei dem bald darauf folgenden Mutterfluch der „Isabella" und es erreichte den höchsten Grad, als ihr Schmerz sich wider die Himmelsmächte selbst empört, Gottheit und Natur ihr sinnlos scheinen und der Chor ihr zuruft:

„Halt' ein, Unglückliche! — — die Götter leben,
Erkenne sie, die dich furchtbar umgeben!"

Wer von da an in dem Werke nachliest, der mag's versuchen, sich einen Begriff zu machen von dem Entsetzen, das bei dem fortdauernden Gewittertosen durch alle Herzen zog; — rings todtenbleiche Gesichter, Jedem stockte der Athem: auch Schiller saß in seiner Loge wie versteint. Ich habe nie zuvor einen solchen, ich möchte sagen überirdischen Schauder empfunden, und er wirkt noch jetzt nach bei jedem Gewitter, weil mich dann immer die Erinnerung an den Theaterabend in Lauchstädt fieberhaft anfaßt, obwohl nach der Vorstellung eine unermeßliche Fröhlichkeit folgte. Der Himmel hatte jede Spur von dunkler Decke abgeschüttelt

und glänzende Sterne leuchteten auf jubelnden Verkehr. Zu uns Hallensern hatten sich auch Leipziger und Jenenser Studenten gesellt und als der unvermeidliche Ball überstanden war, zogen wir zusammt vor die Fenster Schiller's und brachten ihm ein Halloh mit Gesang und Musik. So viel wir konnten, rückten wir ihm auch auf die Stube, wo sich der von uns tüchtig angelärmte große Dichter so burschikos liebenswürdig benahm, daß Einer der Unsrigen ihn keck einlud zu einem Mahle, das der reiche Vater eines Commilitonen in seinem Gartensaale uns anrichtete. Schiller lehnte zwar die Einladung ab, zögerte indeß doch einen Augenblick, so daß, nachdem wir abgezogen waren, ich der Meinung war, eine Deputation an ihn würde nachträglich unsern Wunsch durchsetzen. Im Nu bildete sich die Deputation, die mich zum Sprecher wählte. Wir fanden den Dichter, wie er eben in's Bett steigen wollte, und was ich ihm nun mit klopfendem Herzen in ängstlicher Verlegenheit gesagt haben mag, müßt' ein Andrer wissen, sonst ist's für ewige Zeiten vergessen, woran ganz und gar nichts liegt. Denn meine Rede hat gewiß nicht so viel geholfen als der tolle Einfall der andern Kerle, von denen jeder ein Kleidungsstück Schiller's ergriff, der Nächststehende auch mir eines über meine in rethorischer Geberde ausgestreckten Hände warf, so daß wir Alle den Eingeladenen umgaben wie Kammerdiener, bereit ihn anzuziehen. Das Gelächter Schiller's machte uns dreister und fast willenlos fuhr er in die Kleider. Mehr gezogen und getragen als gehend brachten wir ihn richtig in den Saal, wo uns überschwengliches Jauchzen empfing. Fast eine Stunde blieb Schiller bei uns, wahrhaftig ein Bursche unter Burschen. Er sprach uns auch an, daß wir diesen Enthusiasmus, als ein Nothwendiges für die Bühne und die geistigen Bestrebungen überhaupt, bewahren und möglichst der Volksmasse mittheilen möchten, die gar zu leicht von etwas festtäglichem Aufschwunge sich so angegriffen fühle, daß sie rasch wieder einem

alltäglichen Seelenschlummer verfalle. Die Vivats, versteht sich, rissen während der Anwesenheit des Dichters gar nicht ab und er mußte sich gefallen lassen, sein herrliches Lied: „Freude, schöner Götterfunke", nicht in vollendetster Harmonie zu hören. Damit zum Schluß gekommen, trat ein Senior der Burschenschaft auf einen Stuhl und sang bei erhobenem Glase, mit einer Stimme, die zwar kein Erdbeben, aber doch das Zittern der Saalwände veranlaßte:

„Laßt den Schaum zum Himmel spritzen,
Dieses Glas dem guten Geist!" —
Der mit kühner Wahrheit Blitzen
Nacht des Wahns und Trugs zerreißt.
Mit dem Donnerkeil der Rede
Treffet, was die Welt bethört,
Allem Schlechten ew'ge Fehde,
Das, ihr, Bursche, hört und schwört!

Mag in unsern Adern toben,
Was zur Klärung noch erst gährt,
Daß sich guter Geist bewährt,
Schwören wir dem Geist dort oben!

Die letzten vier Zeilen wurden vom Chorus wiederholt und der Senior that sich besonders auf den Schluß etwas zu Gute, indem er erst gen Himmel und dann auf Schiller wies, der begreiflich oben an der Tafel saß. Nach dem Gesange folgte ein Händedrücken und Umarmen, dem sich sogar auch unser Dichter fügte, und ließ sich bei dem uns zu Gebot stehenden Rebensaft von zum Himmel spritzenden Schaume nichts verspüren — wir waren selig bei ehrlichem Naumburger — schäumte es doch in uns. Wir blieben, als auf seinen Wunsch Schiller nur von Wenigen und ohne Getöse zurück nach seiner Wohnung begleitet worden war, in Saus und Braus bis zum hellen Morgen, wo wir es uns dann nicht nehmen ließen, unsern Abgott nochmals mit Gesang und Musik zu stören.

Bei Allem, was Krahn berichtete, war ich, obschon erst Nachmittags zufolge der Anmahnung des Jugendfreundes in Lauchstädt angelangt, zugegen; die angefügten Reime zu „Freude, schöner Götterfunken", ein Erzeugniß des Augenblicks, sind von mir, und ich habe auch unvermeidlich Wein nippen müssen bei den ungezählten Lebehochs.

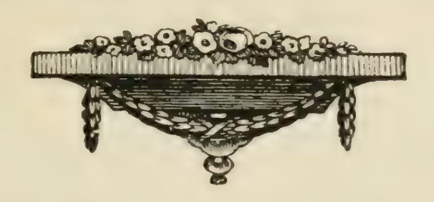
384. Aus den Lebenserinnerungen Karls v. Raumer.

Schiller kam nach Lauchstedt, er war seinem Lebensende nahe. Wenn Göthe in Schönheit und voller Kraft der Gesundheit, in imperatorischer Genialität auftrat, so hatte dagegen Schillers Erscheinung nichts Ungewöhnliches und Imponirendes, vielmehr erschien er bescheiden und still sinnend in sich gekehrt. — Wir giengen dem großen Dichter, so viel es nur der Anstand erlaubte, auf allen Wegen nach, aßen auch mit ihm im Kursaal, — ich hatte das Glück ihm schräg gegenüber zu sitzen. Abends brachten wir ihm ein Lebehoch mit Musik. Dem kümmerlichen Musikantencorps war gesagt, sie sollten Melodien zu Schiller'schen Liedern spielen; leider kannten und konnten sie keine weiter, als jene ziemlich gemeine viel gesungene von: Freude, schöner Götter Funken. Doch der liebenswürdige Dichter beschämte unsern guten Willen nicht und dankte auf's Freundlichste. —

385. Aus Föhlischs Erinnerungen an Niemeyer.

Noch erinnert sich der Referent gern an die freudige und allgemeine Verehrung, womit der allgeliebte Schiller, blaß und kränklich — hager, aber voll innerer Gluth und geistigen Lebens, wie er einst den Prinzen von Oranien schilderte, auf

dem Pädagogium [zu Halle] im Kreise der versammelten Jugend, in welchen ihn Niemeyer einführte, und worin er sich an die eigenen in der strengen, aber ihm doch lieben Karlsschule zu Stuttgart verlebten Jugendjahre erinnerte, empfangen wurde.



386. Schillers Urtheil über Tiecks Minnelieder.

Schiller hatte mitunter sehr sarkastische Einfälle. So wurde einst, bei Gelegenheit der neuen Ausgabe der Minnelieder von Tieck, über das sämmtliche Mobiliar derselben, ein witziges Inventarium aufgenommen. Als Resultat ergab sich: daß weder Tisch noch Stuhl, noch Bett, noch irgend sonst ein löbliches Geräthe, was man nicht gern im Leben entbehren mag, in ihnen anzutreffen sey. An einen ordentlichen und echt poetischen Haushalt war demnach unter diesen Umständen, gar nicht zu denken. Wenn die Sperlinge auf dem Dach, sagte Schiller, je auf den Einfall kommen sollten zu schreiben, oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben: so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr eben so beschaffen seyn. Welch eine Armuth von Ideen, die diesen Minneliedern zum Grunde liegt! Ein Garten, ein Baum, eine Hecke, ein Wald, und ein Liebchen; ganz Recht! das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben! Und die Blumen, die duften, und die Früchte die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling der kommt, und der

Winter der geht, und nichts, was dableibt — als die Langeweile.

387. Warum Herder und Schiller keine Ausgaben auf Velinpapier leiden konnten?

Zu der Zeit, als noch alles nach Weimar, wie zu einem großen Mittelpunkt der Kunst, wallfahrtete, präsentierte sich auch in Herders Hause, ein gewisser Herr M. M. mit dem ziemlich korpulenten Pränumerationsverzeichniß einer Reise, die er erst durch Deutschland machen, und sodann, auf seine Kosten, und auf Velinpapier wollte drucken lassen. Herder, überhaupt ein sehr gutmüthiger Mann, der sein Wohlwollen so leicht Niemand entzog, und der auch hier sogleich merkte, wo den armen Teufel der Schuh drückte, subscribierte ein Paar Laubthaler. Bald darauf kam der nämliche Mensch zu Schiller, den man indeß von seinem Ansuchen präveniert hatte. Auch dieser empfing ihn äußerst leutselig: nach Durchlesung des Pränumerationsverzeichnisses aber frug er ihn höflichst: ob denn, außer der größeren Ausgabe seiner Reisen auf Velinpapier, nicht auch noch eine kleine, kompendiösere auf Druckpapier, so wie etwa die von seiner Jungfrau von Orleans, zu Stande kommen würde? Er für seine Person könne das Velinpapier für den Tod nicht ausstehn, und kenne auch gar viel andere Menschen, die sich mit ihm in dem nämlichen Falle befänden. Hierauf erwiederte der Autor mit einem Bückling: bis jetzt habe er freilich an diese Sache noch nicht gedacht: aber einem so großen Mann, wie Schiller, zu Gefallen, solle sie in Zukunft sein erstes Augenmerk seyn. Nun denn, fiel ihm Schiller auf's neue ins Wort: so lassen Sie Uns denn den Andern, wie mit einem guten Rath, so auch mit gutem Beispiel vorangehn. Und somit nahm er die Feder, und subscribierte 16 Groschen in dem Pränumerationsverzeichniß. Als Herder, mit seine[n] zwei

Laubthalern, dieß hörte: und Einige darüber, daß Schiller so wohlfeil davon kam, ein lautes Frohlocken anstimmten, lachte er selbst und sagte: Ihr habt Recht: durch Schillers Ausgabe auf Druckpapier ist mir erst klar geworden, warum auch ich, seit einiger Zeit die Ausgaben auf Velinpapier nicht mehr leiden kann!

---

388. Goethe, Schiller und Herder saßen eines Abends bei der Prinzessin Karoline, die als Erbgroßherzogin von Mecklenburg gestorben ist, um einen Tisch und waren im heitern Gespräch begriffen. Sie hatten ein Blatt Papier vor sich, auf welchem sie mit der Bleifeder ihre Köpfe, nehmlich ihre Schädel, gezeichnet hatten. Sie suchten durch darein gezogene Linien anzugeben, in welchem Verhältnisse zu einander und untereinander Verstand, Vernunft und Phantasie sich in denselben befänden, wieviel davon in jedem der drei Köpfe enthalten sei und worin demnach sie einander ähnlich und voneinander verschieden wären. Sie gerieten darüber in einen unterhaltenden Streit, konnten aber nicht einig werden und das Ende vom Liede war ein fröhliches Gelächter: — So hat es die Prinzessin mir mit Freuden erzählt.

---

389. Abenteuer eines ungarischen Schulmannes mit Goethe, Schiller und Wieland.

Am gestrigen Mittag betrat ich endlich Deutsch-Athen, das liebliche Weimar. Kaum hatte ich die dringenden Mahnungen meines Magens befriedigt, als ich die Stadt zu durchwandern begann. — Immer schlendernd und schauend gerieth ich an die Ilm, und ihrem Laufe folgend unvermerkt in eine lange von

Sommerhäusern und Gärten gebildete Straße. — Mein vierstündiger Marsch vom Morgen, die brennende Augustsonne am wolkenlosen Himmel, hatten in mir gewaltigen Durst erregt. Ich sah daher sehnsüchtig nach einem Brunnen oder üblichen Schenkwirthshauszeichen an der Häuserreihe umher. Da schallte mir plötzlich aus einer offen stehenden Gartenthüre fröhliches Lachen, der Ton stürzender Kegel und der in diesem Augenblick für mich zur Sphärenmusik werdende Klang angestoßener Gläser entgegen. In der sichern Voraussetzung, der öffentlichen Quelle eines Labetrunkes nahe zu sein, eilte ich, gleich dem Wanderer in der Wüste, nach der Erquickung bietenden Oase und mit schnellen Schritten betrat ich den Garten. Unter dem Laubdach einer ehrwürdigen Linde, nahe dem wohnlichen rebumrankten Hause, erblickte ich an einer Kegelbahn eine Gesellschaft von Männern und Frauen versammelt. Etwas verlegen, da mich Aller Augen neugierig betrachteten, setzte ich mich an einen nahen leeren Tisch, stopfte meine Pfeife und winkte der eben mit mehreren vollen Bierkrügen aus dem Hause tretenden Aufwärterin, ihr zurufend: „auch mir einen Krug, Jungfrau“. Auf diesen Zuruf wandte sich die Magd wie erstaunt nach mir und hielt zögernd an; allein der Wink eines Mannes von einnehmender Gesichtsbildung, der, eben die Kugel zum Wurfe emporhaltend, mich einen Augenblick scharf beobachtet hatte und wahrscheinlich der Wirth war, bewog die Magd mir lächelnd und knixend und ob der Zurechtweisung ihres Gebieters, oder vielleicht meiner Person willen, bis unter das Häubchen erröthend den Krug mit einem: „Prost der frische Trunk“ hinzusetzen. — In langen Zügen trank ich vom erfrischenden Gerstensaft und blies die blauen Knasterwolken in die milde Luft, während die Gesellschaft, scheinbar unbekümmert um meine Person, unter Kichern und Schäkern ihr Spiel fortsetzte.

Mit voller Muße betrachtete ich mir die Gesellschaft und folgte mit Theilnahme den Wechselfällen des Glücks. Drei der

anwesenden Herren zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Den einen zeichnete eine edel geformte Stirn, lebhaftes Auge mit fast stolzem, doch wieder unbeschreiblich mildem Blick und schön gebildeter Nase, vortheilhaft aus; die Haltung seines wohlgebildeten Körpers, das Edle seines Anstands, seine natürlichen, ungezwungenen und abgerundeten Bewegungen, die selbst bei den gewöhnlich unmalerischen Stellungen, welche das Kegelspiel mit sich bringt, nie eckig oder gar unschön wurden, bezeichneten einen Mann, der durch unausgesetzte Uebung und Aufmerksamkeit auf sich selbst die vollendetste Herrschaft über seine Bewegungen erlangt hat, kurz es sprach etwas aus ihm, das mich vermuthen ließ, daß er den höchsten Sphären der Gesellschaft angehören dürfte. Ein kleines, schon bejahrtes, jedoch lebhaftes, oft lachendes und vorzüglich mit den anwesenden Frauen scherzendes Männchen mit rundem vollem Gesichte und klugen Feueraugen, die er oft gar komisch beim Kugelwerfen zu schließen pflegte, dünkte mir ein herzlicher für alles Gute und Angenehme empfänglicher Mensch, nach seiner Art zu sprechen, im Besitz der wahren praktischen, aus Erfahrung geschöpften Lebensphilosophie zu sein. Am meisten jedoch zog mich mein freundlicher Wirth an; obgleich blaß und leidend von Aussehn, erregte er in meiner Seele durch seine großen, geistvollen Augen, die er mit unbeschreiblicher Schwärmerei, sich selbst unbewußt, nach dem goldnen Abendhimmel aufschlug und dabei aus der Stirne die langen niederwallenden Locken mit der schöngeformten Hand hinwegstrich, ein unnennbares Mitgefühl. — Ein Hauch von Rosenroth auf seine Wangen durch die Anstrengung des Spiels gelockt, erhöhte den Reiz seines männlich schönen Angesichts und ließ ein, nur mit meinem Leben schwindendes liebliches Bild in meiner Erinnerung zurück. Er schien mir ein Mann, in dessen innersten Tiefen des Geistes ein Schatz von Ideen, Gedanken und Bildern in stätem unerschöpflichen Wechsel kreisen mußte. — Sie werden mich hier,

treuer Freund, ob der warmen Schilderung dieses Mannes einen Egoisten schelten, der den Wirth darum über alle lobt, weil er ihn so schnell und freundlich labte, und nebenbei mein Steckenpferd, die Physiognomik, etwas verlachen. Allein nur Geduld — und Sie werden im Weiterlesen finden, daß Lavater's Lehre sich hier glänzend bewährt habe. — Mein Wirth also, — der gewiß zu allem andern mehr Geschick besitzen mag als zum Kegelspiel — warf jedesmal, wenn ihn die Reihe traf, verzweifelt schlecht, so daß die Kugel fast immer durch die Gasse rannte, und hatte, da er stets fehlte, einen vollen Chor von: „Etsch, Etsch!" von dem Kreise der liebenswürdigen, größtentheils schönen, mit dem Strickstrumpfe umhersitzenden Kampfrichterinnen zu ertragen. Sie kennen mich als tüchtigen Kegelspieler, da Sie hievon manch glücklich verlebter Sommerfeierabend in Ihrem lieben Garten überzeugen konnte. Ich trat daher, eine Kennermiene annehmend, an die Kegelbahn und machte, als mein Wirth an den Wurf kam, die bescheidene Bemerkung, daß er die Kugel grundfalsch aufsetze, daher seine Würfe stets fehlschlagen müßten. Mir fast unbewußt, hatte der liebe Mann plötzlich die schöne schwere lignum sanctum Kugel in meine Hand gedrückt und bat mich mit den freundlichsten Worten für seine Rechnung diese und die nachfolgenden Würfe zu thun, da ihn auf kurze Zeit Geschäfte ins Haus riefen. Ich nahm das Anerbieten freudig an, war bald mit den übrigen Spielern im eifrigen Gespräch verwickelt, wurde gefragt und fragte, gab und erhielt Bescheid und spielte mit so viel Glück (aber ich wandte auch all meine Kunstfertigkeit auf, um nur in Ehren zu bestehn), daß ich manch schönen Groschen gewonnen hatte, als die zunehmende Dämmerung dem Spiele ein Ende machte. — Endlich trat der Wirth in unsern Kreis und dankend überreichte ich den Gewinnst, sah nach der Aufwärterin, um meine Zeche zu bezahlen, und wollte mich, da ich sie nicht erblicken konnte, entfernen sie aufzusuchen.

Indem ich nun Kratzfüße zog und Bücklinge machte, dabei stets nach guter Sitte rückwärts ging, stieß ich an eine lange gedeckte Tafel, die von mir im Eifer des Spiels — wofern sie nicht eben in dem Augenblicke der Erde entstiegen war — nicht bemerkt wurde. Da ergriff mich mein Wirth an den Schultern und drückte mich auf den nächststehenden Stuhl neben sich nieder, indem er sprach: „Sie bleiben mein Gast, Herr Magister." — „Zum Abendbrod!" rief Alles und nahm Platz in bunter Reihe an dem wohlbesetzten Tisch; herrlicher Braten wurde herumgereicht, köstlich duftender alter Rheinwein perlte in den Römern: ich genoß mit allen Sinnen. Stets füllte sich von neuem mein Glas — da that sich mein Herz weit auf und nach alter Ungarsitte brachte ich ein herzlich Lebehoch meinem Wirthe! Jubelnd klirrten die Gläser an einander und der Herr mit der schön geformten Nase brachte mir mit Würde und Anmuth ein Glas mit dem Zuruf: „Heil Ungarns hohem König! Heil dem edlen Ungarvolke! Heil seinen braven Lehrern! Heil Ihnen und Glück, Herr Magister!"

Als Nachtrag sei hier bemerkt, daß mir die Herren beim Spiel Namen, Stand und Vaterland abgefragt, meine Bescheidenheit es jedoch nicht zuließ, sie um ihre Namen zu fragen. — Ich stieß an mit Freudenthränen im Auge, im Herzen hallten des Mannes Worte wieder und ich ließ im Stillen alle, alle mir Theuren leben im Vaterlande. Nun folgten Toaste auf Toaste — Weimars Großherzog, Deutschland, seine Gelehrten, alle edlen Menschen ließ ich leben und wurde von Freude und der Liebfrauenmilch so begeistert, daß ich Schiller's Hymnus an die Freude, mein Lieblingslied, anstimmte, in welches in vollem Chor die heitern Tischgenossen einstimmten. Als er zu Ende gesungen war (es leuchtete bereits hoch am Sternendome der Vollmond) und Alles sich zum Aufbruche erhob, da überkam es mich mit unbezwinglicher Gewalt, nochmals ergriff ich mein Glas und rief be=

geistert: „Hoch lebe der hochgeliebte Dichter des Hymnus an die Freude!“ Ein lautes: „er lebe, lebe hoch!“ erscholl, dann war es still und mein blasser Wirth reichte mir sanft die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen, werther Freund, und freue mich herzlich, daß meiner Muse Sang auch Ungarns edle Söhne verstehen und lieben.“ Da starrte ich ihm freudig ins Antlitz und schlürfte die köstlichsten Freudenperlen mit dem Weine. Mein alter Lavater hatte mich nicht getäuscht, denn eben trat mein Tischnachbar, der kleine lebhafte Herr, auf mich zu und sagte auf meinen Wirth deutend*): „Hier, Herr Magister, sehen Sie unsern Schiller, hier — Goethe und ich bin der alte Wieland!“ — Morgen — doch indem ich dies schreibe ist es bereits Tag geworden — ich will ruhen um mit gesammelter Seele mein Abenteuer, die glücklichsten Stunden meines Lebens, zu überdenken, nochmals genießen die überschwängliche Wonne, die ich so unerwartet empfunden! Ich halte noch immer Alles für einen lieblichen Traum oder hat der Dichter Oberon's Ritter Hüon's Zauberhorn benützt?!

390. Aus Genasts Erinnerungen.

Wir gingen nun der Esplanade zu. In derselben begegnete uns ein großer Mann mit langen Armen und langem Rock, hagerem Gesicht, gebogener Nase, in bloßem Kopf; mir fiel er sehr auf, besonders im Gegensatz zu meinem Vater, der klein und dick war, ein volles Gesicht und eine Stumpfnase hatte. Der Mann begrüßte ihn freundlich und fing mit ihm ein Gespräch über das Theater an; währenddem strich er mir durch meine Flachshaare, streichelte mir das Gesicht, nahm mich endlich sogar

*) Ich hörte aus mündlicher Ueberlieferung, Wieland sei ungeduldig mit den Worten herbeigeeilt: „ich muß die Herren einander doch vorstellen!“ — Schr.

auf den Arm und tänzelte, mich immer dabei liebkosend, mit mir die Allee dahin. Als er uns verließ, fragte ich: „Vater wer war denn der lange Mann?“ „Das war Schiller, mein Sohn!“ sagte der Vater eindringlich bedeutsam zu mir. Ja, was wußte ich dummer Junge damals vom Schiller; aber doch sah ich dem Manne lange nach, und obgleich ich ihm nie wieder begegnete, ist doch sein Bild treu in meinem Gedächtniß geblieben.

391. Sophie Mereau an Clemens Brentano.

Weimar 14. Sept. 1803.

Gestern schrieb ich wegen meines Stücks an Schiller; er kam selbst zu mir, und brachte den ganzen Nachmittag bei mir zu. Wir lasen das Stück und er sagte daß es in einigen Wochen aufgeführt werden sollte. Wir besezten die Rollen gemeinschaftlich und waren sehr lustig; doch hat er mir versprochen, meinen Namen zu verschweigen, und außer ihm und Dir soll niemand etwas davon wißen. Ich muß nun aber wegen der Aufführung noch manches darinn verändern, und daß ist mir leider wieder eine neue Arbeit. Auch bitte ich Dich, als mein Orakel, zu dem ich in allen Fällen meine Zuflucht nehme, mir einen wohllautenden, spanischen, dreisilbigen weiblichen Namen zu verschafen, den ich anstatt Chimene setzen kann, denn dieser will Schiller durchaus nicht gefallen.

392. Im Jahre 1803 wurde Schiller von Gries besucht, als eben der erste Theil von Schlegels Uebersetzung des Calderon erschienen war. Er fand den Dichter von diesem Werke ganz entzückt. „Wie manchen Fehlgriff,“ sagte Schiller, „hätten

Göthe und ich uns ersparen können, wenn wir den Calderon früher gekannt hätten".



393. Aus den Erinnerungen des Kammermusikus Schlömilch.

Ich zählte ungefähr 22 Jahre, als ich in dem Hause, welches jetzt die Witwe Jäde in der Windischengasse sub A 71 besitzt, dem Sohne der Frau von Kalb Musikunterricht gab, und bewahre von da an noch mancherlei Erinnerungen aus der Zeit des Aufenthaltes Schiller's in Weimar. Das bezeichnete Haus gehörte zu jener Zeit einem wohlhabenden Friseur Müller, der nebenbei Geldmäklergeschäfte betrieb. Durch Veränderungen in der Familie der Frau von Kalb, einer stattlich schönen Dame, ward die Wohnung für dieselbe zu groß und durch Goethe's Vermittelung Schiller veranlaßt, in den Kontrakt derselben zu treten. Durch diese Wendung der Dinge wurden beide Familien ihrer Verlegenheiten enthoben, nämlich: Schiller eine größere anständige Wohnung, an denen es fehlte, beschafft, und die Frau von Kalb ihrer Kontraktverbindlichkeiten bezüglich dieser Wohnung entledigt.*)

Wie mir diese Umstände durch den Ein- und Ausgang als Lehrer in der von Kalb'schen Familie sehr wohl erinnerlich sind, so erwähnt dieselben auch theilweise ein bekannter Brief Schiller's an Goethe vom 28. August 1799. Die damals etwas patriarcha-

*) Später wohnte Schiller am Goetheplatz H 45 und zuletzt in seinem Hause A 4.

lische Lebensweise brachte es von selbst mit sich, daß ich aus meinem Verhältniß zur Kalb'schen Familie auch mit der Schiller'schen wohl bekannt wurde, und ich bin bei derselben gleich nach deren Niederlassung hier viel ein- und ausgegangen und habe dann später, vom Jahre 1804 an, dem ältesten Sohn Carl v. Schiller, geb. 1793, ferner dem Ernst von Schiller, geb. 1796 und endlich der Caroline v. Schiller, geb. 1799, sowie überhaupt in der Familie musikalischen Unterricht so lange ertheilt, bis die Frau v. Schiller Weimar wieder verließ.

Schiller selbst war ein religiöser Mann. Es ist allbekannt, daß sein stilles anspruchsloses Wesen, sein Edelsinn und seine Bescheidenheit der Umgebung eine hohe Achtung für ihn einflößten, und wenn er sich über dieses oder jenes Thema der Unterhaltung äußerte, fühlte man sich gewissermaßen wie geistig gehoben und zu ihm hingezogen. Durch sein rücksichtsvolles Benehmen gegen Jedermann, wie überhaupt durch seine zarte Denk- und Handlungsweise fesselte er sich die ungetheilte Liebe Aller derart, daß auch der rauheste Charakter sich gezwungen fühlte, ihn hochzuachten und zu ehren, und weil man wußte, daß er kleinlich oder niedrig zu denken überhaupt nicht fähig war, so hütete man sich auch sehr, ihm Angelegenheiten solchen Genres vorzutragen oder im Gespräch kleinlichen Ideen zu verfallen.

Er sprach stets sehr ruhig, nicht etwa viel, aber seine Aeußerungen waren fast immer sentenzieller Art, und wenn er sich ja einmal in der Unterhaltung umständlicher aussprach, so erfaßte sein erhabener und mächtiger Gedanke den Gegenstand gewöhnlich in einer solchen Totalität, daß über denselben noch etwas zu erörtern oder zu erwähnen nicht übrig blieb. Es ist auch nicht wohl zu sagen, wie schön er da mit wenig Worten alles dasjenige so einfach, klar und faßlich darzulegen verstand, was eine aufgetauchte Frage, die ihm lieb und interessant war, nur irgend in sich schließen konnte.

Uebrigens erregte sein Interesse jede Unterhaltung, die dem Gebiete des höheren Kulturlebens angehörte. Ich wurde manchmal zu ihm zu Kaffee eingeladen und habe da immer nur angenehme Stunden mit ihm verlebt.

Da Musik mein Beruf war und mit diesem meine innere Neigung glücklich zusammenfiel, so interessirte ich mich lebhaft für alle Erscheinungen auf diesem Gebiete. In der Hofkapelle angestellt, nahm ich auch mehr oder weniger, theils aus Zufall, theils aus Nothwendigkeit, Kenntniß von dramatischen Erzeugnissen, und je mehr ich dadurch höherer Kultur entgegensteuerte, desto lebhafter verlangte ich nach weiterer Ausbildung in der Musik, zu welchem Zweck ich endlich i. J. 1803 im Winter drei Monate nach Berlin ging. Dort sah ich im Theater die „Jungfrau von Orleans" in sechs Akten mit einem unbeschreiblichen Glanz und Aufwand, namentlich des Zuges in die Kirche, aufführen. Schiller war in dieser Stadt ein hochgefeierter Name, und da ich Weimaraner war und ihn näher kannte, fand ich auch Freunde aus solchen Kreisen, die am Berliner Hofe ein- und ausgingen. Meine Anwesenheit wurde dadurch Ihrer Majestät, der Königin Luise, bekannt, und ich erhielt bei meiner Rückkehr sogar von ihr den höchsten Auftrag: „Schiller zu grüßen und zu sagen, daß man seinen Besuch in Berlin sehr gern sehen und er eingeladen würde, recht bald dahin zu kommen." Dies gab abermals Veranlassung, sofort wieder mit Schiller selbst in näheren Verkehr zu treten, und als ich gegen ihn erwähnte, wie ich die Jungfrau habe aufführen sehen, freute er sich dessen sehr und sagte mit sichtbarer Lebhaftigkeit: „Ja, ich erinnere mich, daß ich sie in sechs Akten hingeschickt habe."

Auch wurde ich dort von einigen Komponisten ersucht, Schiller zu bitten, für sie Operntexte gegen gutes Honorar zu schreiben. Darauf aber erwiderte er mir: „Das ist nicht mein Fach, da müssen sich die Herren an Kotzebue oder an Goethe wenden."

Daß er dem Auftrag nicht entsprechen würde, ahnte ich gleich bei Uebertragung desselben, weil mir bekannt war, daß Schiller bei poetischen Erzeugnissen sich durchaus von Nichts beeinflußt sehen wollte, und da Operntexte immer einer genauen Beachtung strenger Formen unterliegen, so leuchtet auch aus dieser Antwort, charakteristisch genommen, klar hervor, daß er für seine Thätigkeit Freiheit des Geistes im vollkommensten Sinne des Wortes beanspruchte.

Ueber Musik unterhielt sich Schiller sehr gern, zumal dieselbe damals sehr oft den Gegenstand der Konversation in geselligen Kreisen bildete. Es waren nämlich von Wien und Dresden aus auch auf den mittel- und süddeutschen größeren Theatern die Mozart'schen Opern so beliebt und heimisch geworden, daß alle anderen derartigen Werke in den Hintergrund verdrängt wurden. Der Name Mozart beherrschte eben Alles, und es bestand auf diesem Kunstgebiet zwischen dem Alten und Neuen ein ganz ähnlicher Kampf, wie jetzt zwischen den Wagner'schen Opern und denen jener ältern Zeit.

Aus diesen Unterhaltungen leuchtete aber unverkennbar hervor, wie ungern Schiller es sah, wenn in jenem Enthusiasmus für Mozart die älteren Gluck'schen Werke vergessen werden wollten und wenn dieselben nicht zu derjenigen Anerkennung gelangten, welche sie — seiner Meinung nach — werth waren.

So z. B. führte uns einstmals die Unterhaltung auf den „Don Juan", insonderheit aber darauf, wie Mozart die Charaktere so ganz vorzüglich auszudrücken verstanden habe, und als dabei der Umstand zur Sprache kam, daß er verlegen gewesen, wie die Stimme des in dieser Oper erscheinenden Geistes zu behandeln sei, daß derselbe deshalb an Gluck geschrieben und dieser geantwortet: „wozu er denn die Posaunen habe" und daß infolge dessen von Mozart an dieser Stelle die Posaune benutzt worden, bemerkte Schiller: wie auch dies beweise, daß Gluck

recht wohl dem Mozart an die Seite gestellt werden könne.

Auch durch den Umstand, daß beim musikalischen Konservatorium zu Paris alljährlich an einem bestimmten Tage die Gluck'sche Oper „Iphigenie auf Tauris“ als Muster für die Komponisten und Instrumentalisten gegeben werden mußte, suchte Schiller seine Neigung zu Gluck mit zu rechtfertigen; er citirte diesen Umstand stets als einen entscheidenden Beleg, und seine Liebe zu der genannten Gluck'schen Oper offenbart er auch gegen Körner in einem Briefe vom 5. Januar 1801, in welchem er schreibt:

„Am Neujahrsabend wurde „die Schöpfung“ von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Gluck's „Iphigenia auf Tauris“ einen unendlichen Genuß verschafft. Noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese; es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer Wehmuth auflöst.“ Zu damaliger Zeit wurde bei Aufführungen der „Schöpfung“ die Vokalmusik viel zu schwach in Anwendung gebracht. Die Orchester wurden im Verhältniß zu ihr zu stark besetzt, welchen Mißgriff man jedoch später mehr und mehr zu vermeiden suchte.

Dennoch war Schiller kein unbedingter Anhänger Gluck's. Denn als ich einstmals gegen ihn erwähnte, daß Gluck bei seinen Kompositionen immer sehr streng historisch verfahren sei, und dafür als Beweis die Entführung der Helena von Paris aufstellte, in welcher nicht so angenehme und zarte Melodien angewendet seien als in der „Iphigenie“, äußerte Schiller: „Da hat nun Gluck unrecht; auf dem Theater muß das Weib liebenswürdig dargestellt werden, und wenn es eine Hottentottin ist.“

Als im Jahre 1803 die Frau von Staël aus Paris sich den

Winter hindurch hier aufhielt, wurde ich veranlaßt, auch dieser Dame Unterricht in der Musik zu ertheilen und ebenso beauftragte mich dieselbe im Jahre 1804, ihre Tochter*), welche sie mitgebracht hatte und welche sehr schön war, in der Musik weiter fortzubilden.

Frau von Staël war sehr reich und hatte jedenfalls alle Stadien der französischen Luxuriosität mit durchlebt. Ihr schwarzes Auge mit fast stechendem Blick verrieth einen scharfen Verstand; ihre körperlichen Bewegungen waren lebhaft und behende und ihr Redefluß äußerst rasch, logisch geordnet und schlagend. Sie urtheilte völlig ungenirt und rücksichtslos, lebte aber auch gerade so, wie sie sprach und dachte; es war daher natürlich, daß sie oft die zarten Grenzen weiblicher deutscher Sitte nicht beachtete, und daß sie mit den hier darüber herrschenden Anschauungen nicht immer harmonirte. Sie war als Gelehrte gebildet worden und so an Unterhaltung gewöhnt, daß es ihr Bedürfniß ward, immer Gesellschaft um sich zu haben. Daher fanden bei ihr auch täglich von 11 bis 1 Uhr Mittags grands levers im Döllstedt'schen Hause statt, zu welchen Weimars Celebritäten ständig eingeladen waren und wo man Herrn von Einsiedel, Fräulein von Göchhausen, Friedrich v. Schlegel, Herrn von Constant, Herrn Meyer und viele Andere ein- und ausgehen sah, während ich dabei — da ich geläufig französisch sprach — fast regelmäßig für Unterhaltung auf dem Gebiete der Musik, gleichsam als ein treibendes Rad im Werke, mit anwesend zu sein verpflichtet ward.

In diesen Cirkeln erschien nun Schiller nie; auch Goethe nicht; und daran war nur das ungenirte Benehmen der Frau von Staël schuld, in welchem selten eine Spur von jener weiblichen Sittsamkeit zu finden war, die Schiller von einer Dame zuerst erwartete. Sie trafen nur bei Hof oder in anderen Kreisen

*) Mutter des gegenwärtigen französischen Ministers Herzog v. Broglie.

zusammen, z. B. bei Goethe, zu dem sie eingeladen war und der sie ebenso gern um sich sah, als sie am Hofe beliebt war.

Mit einem Manne, begabt wie Frau von Staël, würde Schiller ganz sicher ein Freundschaftsbündniß geschlossen haben; mit einer Dame aber konnte so etwas nur unter anderen Voraussetzungen geschehen.

Im Jahre 1804 jedoch, als sie von deutscher Sitte etwas mehr gewonnen hatte, schien auch die Kluft zu verschwinden, welche sich zwischen Frau von Staël und Schiller früher durch die ungenirte Lebensweise der erstern gebildet hatte, während außerdem beide in Dingen der Wissenschaft gewiß konform dachten und als gebildete Philosophen einverstanden waren. Denn Schiller zollte ihr zuletzt gern seine Hochachtung selbst dieser ihrer Liberalität wegen. Aus meinem Verkehr mit beiden Familien habe ich das Verhältniß Schiller's zur Frau von Staël genau beobachten können und auch beobachtet, und ich erwähne es, weil es Schiller's sittlich reinen und edlen Charakter im klarsten Lichte zeigt und mit beweist, welch hohe Anforderungen er in dieser Hinsicht an das schöne Geschlecht stellte. Aber dafür widmete er demselben auch, als dem Ideal der Schöpfung, seine größte Aufmerksamkeit, ja Verehrung. Und wie dafür so viele Beweise in seinen Werken sich niedergelegt finden, wie er davon sogar nach obiger Aeußerung der Hottentottin einen Antheil zugestand, so spricht dies auch Frau von Staël in ihrem Werke „Deutschland“ . . . aus.

---

394. Mad. de Staël, De l'Allemagne.

Schiller étoit le meilleur ami, le meilleur père, le meilleur époux; aucune qualité ne manquoit à ce caractère doux et paisible que le talent seul enflammoit; l'amour de la liberté, le respect pour les femmes, l'enthousiasme des beaux-arts, l'adoration pour

la Divinité, animoient son génie; et dans l'analyse de ses ouvrages, il sera facile de montrer à quelle vertu ses chefs-d'œuvre se rapportent. On dit beaucoup que l'esprit peut suppléer à tout; je le crois, dans les écrits où le savoir-faire domine; mais quand on veut peindre la nature humaine dans ses orages et dans ses abîmes, l'imagination même ne suffit pas; il faut avoir une âme que la tempête ait agitée, mais où le ciel soit descendu pour ramener le calme.

La première fois que j'ai vu Schiller, c'étoit dans le sallon du duc et de la duchesse de Weimar, en présence d'une société aussi éclairée qu'imposante; il lisoit très-bien le françois, mais il ne l'avoit jamais parlé; je soutins avec chaleur la supériorité de notre système dramatique sur tous les autres; il ne se refusa point à me combattre, et sans s'inquiéter des difficultés et des lenteurs qu'il éprouvoit en s'exprimant en françois, sans redouter non plus l'opinion des auditeurs, qui étoit contraire à la sienne, sa conviction intime le fit parler. Je me servis d'abord, pour le réfuter, des armes françoises, la vivacité et la plaisanterie; mais bientôt je démêlai, dans ce que disoit Schiller, tant d'idées à travers l'obstacle des mots; je fus si frappée de cette simplicité de caractère, qui portoit un homme de génie à s'engager ainsi dans une lutte où les paroles manquoient à ses pensées; je le trouvai si modeste et si insouciant dans ce qui ne concernoit que ses propres succès, si fier et si animé dans la défense de ce qu'il croyoit la vérité, que je lui vouai, dès cet instant, une amitié pleine d'admiration.

Atteint, jeune encore, par une maladie sans espoir; ses enfants, sa femme, qui méritoit par mille qualités touchantes l'attachement qu'il avoit pour elle, ont adouci ses derniers momens. Madame de Wollzogen, une amie digne de le comprendre, lui demanda, quelques heures avant sa mort, comment il se trouvoit: *Toujours plus tranquille,* lui répondit-il. En effet, n'avoit il

pas raison de se confier à la Divinité, dont il avoit secondé le règne sur la terre? n'approchoit-il pas du séjour des justes? n'est-il pas dans ce moment auprès de ses pareils, et n'a-t-il pas déjà retrouvé les amis qui nous attendent?

---

395. Aus Böttigers Aufzeichnungen.

Als Goethe sie [Frau v. Staël] zum erstenmal in ihrem Logis besuchte, regalirte sie ihn mit der Erzählung, wie sie Schillers Bekanntschaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin geladen und fanden sich da, bevor die Herzogin selbst erschien, in ihrem Zimmer. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans un uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du Duc de Weimar et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme, que j'avais qualifié de général, sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pendant quelques instants." — „Que penserez Vous donc de moi, répondit Mr. Goethe, si Vous me verrez dans le même costume?" (es ist die Weimarische Hofuniform, die Goethe auch trägt, wenn er an den Hof geht.) — „Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de Votre bonne et belle (avec un geste fort significatif) rotondité."

Den 8. Februar Abends bei der Herzogin.

Bei Tische erzählt Schiller, daß er die Gewohnheit habe noch vor Beendigung eines Stückes an einem zweiten schon die Hand anzulegen und daß dieß auch schon jetzt bei seinem Wilhelm Tell der Fall sei, indem er nach Vollendung desselben schon an einem

andern Stück angefangen habe. (Fernow nannte tags darauf Schillers sämtliche Dramen nur Approximationsversuche zu der noch nicht gefundenen Regel des Trauerspiels.) Nun war die ganze Neugierde der Frau v. St. gereizt, den Gegenstand zu wissen, und aller Protestation von Seiten Schillers ohngeachtet, der erklärte, daß er beim Verrath des Gegenstandes die ganze Arbeit aufzugeben geneigt sein könnte, drang sie durch verfängliche Fragen so lang in ihn ein, bis er zugab, daß das Stück den Nahmen einer Engländerin des 15ten u. 16ten Jahrhunderts in den Niederlanden führe u. in Brüssel spiele. Nun fehlte nur noch der Nahme. Auch diesen mußte der Dichter endlich sagen, indem sie ihm das unbedingte Versprechen abgelockt hatte, ihr nur noch eine einzige Frage aufrichtig zu beantworten, u. nun glattweg fragte: quel est le nom? Marguerite war nun die Antwort. Doch erklärte Schiller zugleich, daß selbst das Wißen des Nahmens noch wenig Licht über den Gegenstand verbreiten würde, der neu auf den historischen Stamm gepfropft ganz das Eigenthum selbstgeschaffener Dichtung seyn würde.*)

---

396. Ernst von Schardt an Fritz v. Stein.

Weimar 31. Dezember 1803.

Madame Stael, die schon 12 Tage hier ist, besizt die Kunst aller Verständigen Beyfall sich zu verschaffen. . . . . Mit Schiller sprach sie von Kannt. Gedichte, sagte sie, können nicht von einer Sprache in die andere übergetragen werden. Aber Lehr Sätze, Doctrinen, müssen in jeder Sprache verständlich gemacht werden können, warum sind denn Kannts Lehrsätze nicht zu übersetzen.

*) Sch. fordert mich auf, ihm den folgenden Tag die Personen genauer zu charakterisieren. Ich that es u. nannte ihm Margrethe von York, letzte Gemahlin Carls des Kühnen von Burgund und Stiefmutter der reichen Erbin von Burgund Maria, Maximilians Gemahlin.

Im Französischen konnte er (Schiller) dieses gar nicht beantworten, er gab solche endlich in seiner Muttersprache und meine Frau mußte diese und mehrere Antworten auf der Stelle übersetzen. Auch fragte sie was das Wort heiße transcendental, da war die Antwort: wer dieses Wort verstehe, verstehe auch die Kanntischen Lehren. Seine Lehren wären noch in der Kindheit, wenn solche ihre vollkommene Reife würden erlangt haben, dann würden seine Worte zu verstehen und zu übersetzen seyn.

397. Aus Briefen von Charlotte v. Schiller.

An Goethe.

Weimar 14. Dez. 1803.

Sie [Frau v. Staël] spricht von der Harmonie der Französischen Tragödien, und behauptet die Deutschen hätten keinen Begriff von Racine wenn sie ihm nicht schön declamiren hörten. Sie mag uns viel schönes darüber sagen können, so leicht wird sie uns nicht bekehren, und Schiller nimmt die Deutschen in Schuz wo er nur kann.

An Wilhelm von Wolzogen.

Weimar 28. Januar 1804.

Wir waren den ersten Abend zum Thee und Soupè am Hofe, als die Staël da war, da ist wohl zum erstenmal über Kant ein Wort erschollen in den schönen Zimmern. Die Herzogin war sehr artig, und zeigte sich als eine unterrichtete deutsche Fürstin, der ihre Landsleute nicht fremd sind, und die ihre Nation schätzt. Im Palais ist die St. auch oft, aber dort betet sie die Göchhausen am meisten an; Böttiche macht ordentlich den Petit maitre und ist zum Todtlachen wenn er französisch spricht. Daß wir diesen verlieren ohne daß ihn der Tod fällt, ist ein gutes evène-

ment, er kommt nach Dresden zu den Pagen. Göthe war wohl 3 Wochen krank, da mußten Schiller und Wieland allein die Ehre der Gelehrten retten, dann war aber Schiller auch beinahe 11 Tage krank, jetzt ist er wieder besser und wird zum Geburtstag ausgehen.

398. Aus dem Tagebuch von Benjamin Constant.

Le 20. [Pluviôse]. — J'ai la visite de Schiller. C'est un homme de beaucoup d'esprit sur son art, mais presque uniquement poète. Il est vrai que les poésies fugitives des Allemands sont d'un tout autre genre et d'une tout autre profondeur que les nôtres.

Le 22. — Une observation ingénieuse de Schiller, c'est que, dans le style, les verbes sont plus animés que les substantifs. Ainsi *l'aimer* est plus une action que l'amour, *le vivre* que la vie, *le mourir* que la mort. Les verbes expriment toujours le présent, les substantifs plutôt le passé. —

Le 6. [Ventôse]. — Soirée chez Schiller. Lecture de deux scènes de son *Guillaume Tell.* Le monologue de Tell est superbe de naturel et de force. Un auteur français aurait cru devoir y mettre deux choses de plus:

1° Une espèce de regret d'être obligé de tuer Gessler;

2° Plus d'oubli du danger et d'indifférence pour la vie.

Schiller, au contraire, représente Tell d'une manière que je crois plus convenable; c'est à dire très décidé à tuer Gessler qui l'a persécuté et ne lui a pas permis de vivre paisible comme il le désirait, et éprouvant de cette résolution une sorte d'étonnement, mais point de remords; prenant toutes ses précautions pour ne pas manquer Gessler, pour ne pas être arrêté après.

Au dernier acte: une belle idée est d'avoir mis Tell en scène avec Juan d'Autriche, assassin de l'Empereur, son oncle, pour

faire sentir la différence d'un meurtre dicté par des motifs personnels avec celui que Guillaume Tell est forcé de commettre.

Soupé avec Schiller et Goethe. Je ne connais personne au monde qui ait autant de gaieté, de finesse, de force et d'étendue dans l'esprit que Goethe.

---

399. W. Humboldt an Charlotte Diede.

Norderney, 2. August 1833.

Der Stael mußten Göthe und Schiller Unrecht thun, da sie sie gar nicht genug kannten. Die Stael war bei weitem weniger von ihrer schriftstellerischen Seite, als im Leben und von Seiten ihres Charakters und ihrer Gefühle. Geist und Empfindung waren in ihr auf eine ganz ihr angehörende Weise verschmolzen. Göthe und Schiller konnten das nicht so wahrnehmen. Sie kannten sie nur aus einzelnen Gesprächen, und auch da nur unvollkommen, da sie sich doch beide nicht Französisch mit vollkommener Freiheit ausdrückten. Diese Gespräche griffen sie an, weil sie dadurch angeregt wurden, ohne sich doch in dem fremden Organ ganz und rein aussprechen zu können, und so wurde ihnen die lästig, die solche Gespräche veranlaßte. Von dem wahren inneren Wesen der Frau wußten sie nichts.

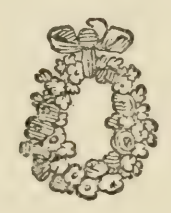
---

400. Amalie v. Helvig, geb. v. Imhoff an ihren Gatten.

Weimar, 16. Februar 1804.

Mich dünkt, bemerkt zu haben, daß Schiller entweder sich vor meinem schwarzen Kleid entsetzt oder eine kleine Pike auf mich hat, daß ich seit dem Trauerfall nicht bei ihnen war, aber mein Schmerz und die Pflichten gegen meine Schwestern hielten mich natürlich im Haus zurück und in meiner jetzigen Stimmung war

ich nicht aufgelegt, Bekannte aufzusuchen, mit welchen ich doch eigentlich mehr durch poetische Interessen verbunden bin. Da ich während dieser Zeit weder von Schiller noch von Goethe ein Lebenszeichen erhalten habe, so mag ich mein langsam wieder erwachendes Dasein nicht gleich zu ihren Füßen niederlegen.



401. Aus den „Erlebnissen" von F. W. Gubitz.

Durch Vermittelung des Herrn v. Lynker war ich in einer Abendgesellschaft von etwa funfzehn Personen, Männer und Frauen, mit Schiller beisammen. Er trat verspätet ein, man hatte auf ihn gewartet, und rechtfertigte ihn damit, daß er ganz in sein neues Werk „Tell" vertieft sey. Seine Erscheinung trug auffallender noch als vor nicht vollen acht Monaten Spuren abzehrender Krankheit zur Schau: mir wurde schmerzlich bei dem Anblick. Ihm vorgestellt, wagte ich eine Hindeutung auf die Begegniß in Lauchstädt, mit dem Bekennen meiner Mitschuld an dem Ueberfall. „Ei", erwiderte Schiller, „mein Schwabengemüth hat mir auch da einen üblen Streich gespielt, und hinterdrein ist's abzubüßen." — Er blieb ernst und gedankenschwer, antwortete zerstreut; man mußte glauben, er sey mit seiner Unsichtlichkeit anderswo als hier, wo er sichtlich war. — Nun begab es sich, daß ein alter Herr bei einer Fischspeise von dem Leberreim sprach, den Gellert einem Vornehmen, der ihn unabläßig mit dem ehemals sehr gebräuchlichen „Er" angeredet hatte, hingeworfen haben soll, nämlich:

„Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Bär,
Den nenn' ich Grobian, der stets mich nennet Er."

Darauf hingelenkt, machte man den im Anfange des jetzigen Jahrhunderts auch noch beliebten Spaß höflichst nach, und er ging fleißig ringsum von den Lippen. Als die Reihe an Schiller war, sah er sich, muthmaßlich kaum wissend, was man von ihm wolle, wie verlegen um, setzte an und — plötzlich schwieg er kopfschüttelnd, nach meiner späteren Ansicht die Zumuthung mit Recht mißbilligend. Das war mir — auch in augenblicklich anderer Auffassung — von dem großen Dichter so begreiflich, daß ich mein gefüllt vor mir stehendes Glas ergriff, freudig zu Schiller lief, in Natürlichkeit darüber jubelnd, daß während wir Anderen flott gereimt hatten, wie uns der Schnabel gewachsen, ein so berühmter Meister sich nicht habe zu dem losen Spiel bequemen wollen. Diese mich selber überraschende und dann mitteninne erschreckende Dreistigkeit soll ich drollig vollbracht haben; mit der ganzen Gesellschaft stimmte Schiller herzlich in das Lachen ein, und dies wurden dann die einzigen Minuten, in denen ich ihn an diesem Abend erheitert fand. — Ach, nicht viel über ein Jahr und er war uns und seinen noch hochfliegenden Planen entrissen!

402. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Herders Tod riß die erste Lücke in den schönen Kranz der vorzüglichsten Geister, die ein günstiges Geschick in Weimar versammelt hatte. Obgleich er und Schiller sich selten sahen, und ein vertrauter Umgang beider nicht wohl möglich war, so fühlte Schiller dieses doch oft als eine Entbehrung, und mehrere Entwürfe zur Annäherung entstanden, blieben aber unausgeführt. Herder hatte die Eigenheit, sich den Anschein zu geben, als bekümmere er sich um die Producte der neuern Poesie gar nicht.

Bei einer offnen Aeußerung des Mißfallens wäre eher eine Annäherung in Discussion möglich gewesen. In diesem feindselig scheinenden Schweigen konnte man sich nicht zusammen finden. Die streitigen Punkte, die die heitere Unterhaltung bedrohten, nahmen zu; und wie wir uns im Lebensgange von einer gewissen Lässigkeit leiten lassen, die kleinen Unannehmlichkeiten ausweicht, bis sie uns endlich als hemmende Netze umstricken, so ging es auch hier. Innige Achtung und Zuneigung konnten indeß unter zwei solchen Menschen nicht fehlen, und Schiller fühlte Herders Verlust tief und schmerzlich.

Im Februar des Jahres 1804 ward der Tell zum erstenmal gegeben. Die Anwesenheit der Frau von Stael veranlaßte eine große Bewegung in der Gesellschaft, und das Übermaß ihrer französischen Lebhaftigkeit war der ruhigen und gemüthvollen Aufnahme des Geistigen auf unsrer deutschen Seite oft drückend. Aber ihr Geist und ihr liebenswürdiges Wesen ließ uns das Fremdartige in ihrer Erscheinung gern ertragen. Das immer rege Bedürfniß, ihre Vorstellungen an unsrer deutschen Ideenwelt zu bereichern und diese in sich aufzunehmen, ihr schöner Verstand machte sie Schillern höchst interessant, und er unterwarf sich den Fesseln einer fremden, ihm nicht geläufigen Sprache, um sich mit ihr zu unterhalten. „Sie hat einen wahren Ideenhunger" sagte er. Welchen tiefen, wahren Blick sie in den innern Gehalt seines Wesens gethan, zeigt ihr Urtheil über ihn. Die Offenheit, mit der sie uns das französische Bedürfniß einer lebendigern Anerkennung aussprach, nachdem Schiller und eine kleine Gesellschaft bei einer von ihr declamirten Scene der Phädra so kalt geblieben, daß es sie wahrhaft betrübt machte, war höchst komisch. Ihre Liebenswürdigkeit, die aus einem edlen Gemüthe quoll, und ihre Wahrheitsliebe zogen unwiderstehlich an. Schiller fand es besonders anmuthig an ihr, daß sie im Umgange gar nicht an ihre Schriften erinnere. So sehr sie sich in Sinnes- und Emp-

findungsart unsrer deutschen Natur näherte, so gab es doch in der Theorie genug Stoff zu Discussionen; und auf ihre ewigen Fragen bei jedem Dichtungswerke: quel en est le but? stand selten eine Antwort in unserm Kunstkatechismus. Die herzlichsten Thränen, die sie mit uns um Schillers Verlust vergoß, als sie nach seinem Tode wieder nach Weimar zurückkam, erhielten uns ihr Andenken immer werth.

Benjamin Constant zeigte große Achtung vor Schillers Werken und seiner ganzen Sinnesart; und beide fanden Stoff zu vielen interessanten Gesprächen.

Schon bei der Beendigung des Wilhelm Tell trug Schiller den Demetrius im Sinn; er sprach oft darüber und entwarf den Plan des Stückes und einzelne Scenen. Die Uebersetzung der Phädra unterhielt ihn in Stunden, wo er sich zu eignen Dichtungen nicht heiter genug fühlte. Wie rein er seine Dichtungssphäre von jeder äußern Beziehung erhielt, zeigt folgender kleine Zug. Die Verbindung unsrer fürstlichen Familie mit dem russischen Kaiserhause war natürlich oft der Gegenstand unsrer Gespräche. „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit", sagte er eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im Demetrius spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen." Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben."

403. Goethe im Gespräch mit Conta.

Karlsbad, 26. Mai 1820.

Goethe war von der heitersten Laune, er sprach gern und viel von seinen früheren Verhältnissen, am liebsten von seinem Freunde Schiller, von dem er sagte: „Wenn ich ihn drei Tage nicht gesehen hatte, so kannte ich ihn nicht mehr; so riesenhaft

waren die Fortschritte, die er in seiner Vervollkommnung machte." Von Schiller's frühem Tode sprechend sagte er: „Man hat mich vielfältig getadelt, daß ich nicht auf unserm Theater, wie es anderwärts geschah, eine Todtenfeier veranstaltete. Wie konnte ich das? ich war ja vernichtet!"

Die Schuld von Schiller's allzu frühem Tode gab er der Art und Weise wie er arbeitete. „Ich", sagte er, „behauptete immer, der Dichter dürfe nicht eher ans Werk gehen, als bis er einen unwiderstehlichen Drang zum Dichten fühle. Und diesen Grundsatz befolge ich auch, ihm verdanke ich mein heiteres Alter. „Sie sehen hier", fuhr er fort, „sechs verschiedene angefangene Arbeiten; ich gehe an keine, wenn sie mich nicht eben anzieht, und verweile bei keiner länger, als ich mich dazu aufgelegt fühle.

Schiller dagegen wollte das nicht gelten lassen. Er behauptete, der Mensch müsse können, was er wolle, und nach dieser Manier verfuhr er auch. Ich will Ihnen ein Beispiel geben: Schiller stellte sich die Aufgabe, den Tell zu schreiben. Er fing damit an, alle Wände seines Zimmers mit so viel Specialkarten der Schweiz zu bekleben, als er auftreiben konnte. Nun las er Schweizer Reisebeschreibungen, bis er mit Weg und Stegen des Schauplatzes des Schweizer Aufstandes auf das Genauste bekannt war. Dabei studirte er die Geschichte der Schweiz; und nachdem er alles Material zusammengebracht hatte, setzte er sich über die Arbeit, und" — hier erhob sich Goethe und schlug mit geballter Faust auf den Tisch — „buchstäblich genommen stand er nicht eher vom Platze auf, bis der Tell fertig war. Ueberfiel ihn die Müdigkeit, so legte er den Kopf auf den Arm und schlief. Sobald er wieder erwachte, ließ er sich — nicht, wie ihm fälschlich nachgesagt worden, Champagne — sondern starken schwarzen Kaffee bringen, um sich munter zu erhalten. So wurde der Tell in sechs Wochen fertig; er ist aber auch wie aus einem Guß!" —

18. Januar 1825.

Riemer erinnerte an Schillers Persönlichkeit. Der Bau seiner Glieder, sein Gang auf der Straße, jede seiner Bewegungen, sagte er, war stolz, nur die Augen waren sanft. — „Ja, sagte Goethe, alles Übrige an ihm war stolz und großartig, aber seine Augen waren sanft. Und wie sein Körper war sein Talent. Er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn hin und her und sah ihn so an und so, und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von Außen an, eine stille Entwickelung aus dem Innern war nicht seine Sache. Sein Talent war mehr desultorisch. Deßhalb war er auch nie entschieden und konnte nie fertig werden. Er wechselte oft noch eine Rolle kurz vor der Probe.“

„Und wie er überall kühn zu Werke ging, so war er auch nicht für vieles Motiviren. Ich weiß, was ich mit ihm beym Tell für Noth hatte, wo er geradezu den Geßler einen Apfel vom Baum brechen und vom Kopf des Knaben schießen lassen wollte. Dieß war nun ganz gegen meine Natur, und ich überredete ihn, diese Grausamkeit doch wenigstens dadurch zu motiviren, daß er Tells Knaben mit der Geschicklichkeit seines Vaters gegen den Landvogt groß thun lasse, indem er sagt, daß er wohl auf hundert Schritte einen Apfel vom Baum schieße. Schiller wollte anfänglich nicht daran, aber er gab doch endlich meinen Vorstellungen und Bitten nach und machte es so wie ich ihm gerathen. . . .“

„Schillers Talent war recht fürs Theater geschaffen. Mit jedem Stück schritt er vor und ward er vollendeter; doch war es wunderlich, daß ihm noch von den Räubern her ein gewisser Sinn für das Grausame anklebte, der selbst in seiner schönsten Zeit ihn nie ganz verlassen wollte. So erinnere ich mich noch recht wohl, daß er im Egmont in der Gefängnißscene, wo diesem das Urtheil vorgelesen wird, den Alba in einer Maske

und in einen Mantel gehüllt im Hintergrunde erscheinen ließ, um sich an dem Effect zu weiden, den das Todesurtheil auf Egmont haben würde. Hiedurch sollte sich der Alba als unersättlich in Rache und Schadenfreude darstellen. Ich protestirte jedoch und die Figur blieb weg. Er war ein wunderlicher großer Mensch."

„Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer; jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urtheil. Seine Briefe sind das schönste Andenken, das ich von ihm besitze, und sie gehören mit zu dem Vortrefflichsten, was er geschrieben. Seinen letzten Brief bewahre ich als ein Heiligthum unter meinen Schätzen." Goethe stand auf und holte ihn. „Da sehen und lesen Sie", sagte er, indem er mir ihn zureichte.

Der Brief war schön und mit kühner Hand geschrieben. Er enthielt ein Urtheil über Goethe's Anmerkungen zu Rameau's Neffen, welche die französische Literatur jener Zeit darstellen, und die er Schillern in Manuscript zur Ansicht mitgetheilt hatte. Ich las den Brief Riemern vor. „Sie sehen, sagte Goethe, wie sein Urtheil treffend und beysammen ist, und wie die Handschrift durchaus keine Spur irgend einer Schwäche verräth. — Er war ein prächtiger Mensch und bey völligen Kräften ist er von uns gegangen. Dieser Brief ist vom 24. April 1805. — Schiller starb am 9. May."

Wir betrachteten den Brief wechselsweise und freuten uns des klaren Ausdrucks wie der schönen Handschrift, und Goethe widmete seinem Freunde noch manches Wort eines liebevollen Andenkens, bis es spät gegen eilf Uhr geworden war und wir gingen.

---

18. Januar 1827.

„..In Schillern lag dieses Naturbetrachten nicht. Was in seinem Tell von Schweizerlocalität ist, habe ich ihm alles erzählt; aber

er war ein so bewundernswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte."

Das Gespräch lenkte sich nun ganz auf Schiller, und Goethe fuhr folgendermaßen fort:

„Schillers eigentliche Productivität lag im Idealen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als einer andern Literatur seines Gleichen hat. Von Lord Byron hat er noch das Meiste; doch dieser ist ihm an Welt überlegen. Ich hätte gerne gesehen, daß Schiller den Lord Byron erlebt hätte, und da hätt' es mich wundern sollen, was er zu einem so verwandten Geiste würde gesagt haben. Ob wohl Byron bey Schillers Leben schon etwas publicirt hat?"

Ich zweifelte, konnte es aber nicht mit Gewißheit sagen. Goethe nahm daher das Conversations-Lexicon und las den Artikel über Byron vor, wobey er nicht fehlen ließ, manche flüchtige Bemerkung einzuschalten. Es fand sich, daß Lord Byron vor 1807 nichts hatte drucken lassen und daß also Schiller nichts von ihm gesehen.

„Durch Schillers alle Werke, fuhr Goethe fort, geht die Idee von Freyheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Cultur weiter ging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freyheit, die ihm zu schaffen machte und die in seine Dichtungen überging; in seinem spätern Leben die ideelle." . . . .

„Daß nun diese physische Freyheit Schillern in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größern Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militairschule hatte leiden müssen."

„Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freyheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren."

„Der Großherzog bestimmte Schillern bey seiner Hieherkunft einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert seyn sollte zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent, sagte er, und muß mir selber helfen können.“ Nun aber, bey seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwey Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen.“

„Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituoses zu steigern. Dieß aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich.“

„Denn was gescheidte Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem categorischen Imperativ allen Respect, ich weiß, wie viel Gutes aus ihm hervorgehen kann, allein man muß es damit nicht zu weit treiben, denn sonst führet diese Idee der ideellen Freyheit sicher zu nichts Gutem.“

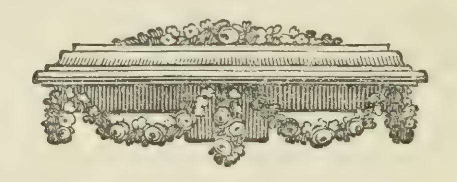
Unter diesen interessanten Äußerungen und ähnlichen Gesprächen über Lord Byron und berühmte deutsche Literatoren, von denen Schiller gesagt, daß Kotzebue ihm lieber, weil er doch etwas hervorbringe, waren die Abendstunden schnell vorübergegangen. . . .

---

16. März 1831.

Wir reden auch über den Schluß des Tell und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen That brüstet.

„Es ist kaum begreiflich, sagte Goethe, allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie Andere auch; und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen, als aus seiner eigenen guten Natur."



405. Aus Briefen von Joh. Heinr. Voß d. J.

An Abeken.

Weimar, 23. Februar 1804.

Von Schiller bin ich überaus herzlich aufgenommen. Wie liebe ich diesen Mann, und wie unschätzbar wird mir in Zukunft sein Umgang sein, den er mir mit solcher Wärme angeboten hat. . . .

Ich bin vorläufig zum Lehrer des Spanischen bei der Schillern ernannt.

An Solger.

Weimar, 24. Febr. 1804.

Da habe ich Dir noch gar nichts von dem lieben Schiller geschrieben. Auch der hat gefährliche Tage gehabt von dem Tage

an, als Göthe zu genesen anfing. War nun bei ihm freilich keine Lebensgefahr zu befürchten, so war es doch schmerzvoll den Mann unschuldig so leiden zu sehn. Auch er ward ein Opfer jener epidemischen Zufälle, die allenthalben hier grassiren, ist aber nun auch Gottlob auf gutem Wege. Göthes Krankheit machte seinen Zustand gefährlicher, weil er ihn sich sehr zu Herzen zog. Ich habe ihn diese Zeit täglich gesehn, habe viermal bei ihm gewacht, und könnte Dir gar viel von ihm erzählen, das Dir den Mann recht liebenswürdig darstellen sollte.

An Börm.

Weimar 2. Mai 1804.

Ich will nicht sagen, daß Goethens Gegenwart Zwang auferlegt. Im Gegentheil, das ungezwungenste Benehmen ist ihm das liebste. Nur gewisse Grade von Scherz und Munterkeit erlaubt sich keiner in Goethens Gegenwart, wenn er sie gleich durchaus nicht verübeln würde. . . . Mit Schiller geht es mir anders; da kann sich das Gefühl der frommen Ehrfurcht (mißverstehe mich ja nicht) mitunter aufgeben. Ich kann manchmal den Schiller vergessen und den fröhlichen Menschen allein sehen; aber Goethe, auch wenn er am heitersten ist, bleibt mir immer das, was ihn zum Goethe macht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schiller, diesen sanften, anmuthigen Mann und Gesellschafter habe ich noch nicht oft gesehen. Jetzt ist er in Leipzig, und als ich vor vier Wochen hier war, waren seine Kinder krank. Doch war ich einmal bei ihm zum Abendessen, wo ich ihn anfangs sehr bekümmert über seine Kinder fand, nachher aber recht aufgeheitert verließ. Ein paar mal ging ich mit ihm spazieren, wo er ganz allerliebst war. Er spricht am liebsten über Gegenstände des gewöhnlichen Gesprächs (ganz das Gegentheil von Goethe), wenigstens dann, wenn er, von seinen Geschäften aus-

ruhend, Kräfte zu neuer Anstrengung sammelt. Der Mann ist durchaus hingebender Natur, sanft und freundlich, aber nicht von der erbärmlichen Freundlichkeit, wegen welcher der Teufel schon lange den Hofrath Schütz geholt hat. Ich habe Schiller einmal sehr einsylbig und kalt gesehen, als ihm im Café ein Jeder Complimente über seine Marie Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menschen sucht, der ist ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen. August Bode, Hain und ich hatten ihn auf die Maskerade eingeladen — und denke dir den freundlichen Mann! er folgte. Wir saßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Farobank ist, und pokulirten. Wir tranken laut seine Gesundheit und klingten an auf sein Wohlseyn. Schiller ward so aufgeweckt, daß er sein Stück: „So leben wir", intonirte, worüber sich einige Studenten, die zugegen waren, höchst verwunderten. Nachher gesellten sich noch ein Stück vier oder fünf zu uns, und wir hatten in Allem eilf Flaschen Champagner getrunken. Dulce est desipere in loco. Denke aber nicht, daß es alle Tage so zugeht. Nur alle Vierteljahr erlaub' ich mir einen solchen Jubeltag, die übrige Zeit wird ganz sittsam zugebracht. — Schiller geht den 1. Juni nach Jena und bleibt zwei Monate dort. Seine Frau nämlich denkt ihm ein neues Knäblein zu schenken, worüber er sich schon ganz und gar im voraus fast über die Maaßen freut.

Jena, 4. Mai 1804.

Auch die Hussiten habe ich dreimal gesehen. Ich kann es begreifen, daß sie Sensation und Thränen hervorbringen. . . . Schiller sprach ich nach der Vorstellung; er klagte jämmerlich, daß Kotzebue so viel aus seiner Jungfrau gestohlen, und meinte, so etwas erlaubte sich kein Rechtlicher und Ehrliebender.

Auf einer Reise nach Berlin, im Frühling 1804, dem vorletzten Jahre seines Lebens, hatte Schiller den reinsten und höchsten Genuß seines Talents in der begeisterten Anerkennung, die demselben zu Theil ward. Allgemeine Bewunderung rührte ihn weniger als die herzliche Theilnahme vieler der vorzüglichsten Menschen. Iffland, der seine Reise veranlaßt, empfing ihn mit alter, warmer Freundschaft; er hatte Alles vorbereitet, um den dramatischen Genuß zum Höchsten zu steigern, und der Darstellung der Schöpfungen seines Freundes die möglichste Vollkommenheit zu geben. Fleck, dieser, wie alle Einsichtigen sagen, für die Rolle Wallensteins ganz geeignete Schauspieler, der von der Natur zum Mimen bestimmt, den höchsten Gipfel der Kunst in ihr erreichte, war damals schon der Welt entrissen.

Ifflands Spiel im Wallenstein befriedigte Schillern in mehr als Einer Hinsicht, besonders in den weichen, ahnungsvollen Stellen. In einer jungen, anstrebenden Militärwelt regte sich eine edle Begeisterung. Das hohe Königspaar zeigte warmen Antheil. Die liebenswürdige Königin, in deren hohem und zartem Herzen alles Schöne und Edle den vollsten Anklang fand, sprach Schillern, und ließ ahnen, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln lasse. Sehr merkwürdig war ihm die Bekanntschaft des hochgesinnten, genialen Prinzen Ludwig Ferdinand, der als das erste große Opfer der Befreiung Deutschlands fiel.

Eine große mannichfaltige Weltanschauung drängte sich ihm auf; das Bedeutende aus allen Cirkeln kam ihm mit Antheil und Wohlwollen entgegen. Mit seinem gewohnten stillen Sinne nahm er alles Dieses auf; aber ihm ward dadurch ein lebendiges Gefühl seiner schaffenden Kraft. Daß ihm dieses wurde, so kurz vor dem Scheiden vom Leben, war seinen Freunden immer tröstend. O, man soll nicht säumen, dem Genius die schnell welkenden Blüthen des Genusses lebendiger Theilnahme darzubringen! Jeder

Besonnene weiß, was er ist, aber er fühlt und genießt es nur in Andern; und dieser Genuß ist der schönste Lohn dem Dichter, der, um der Welt Freude zu schaffen, im Stillen gar manches Opfer bringt.

Das Anschauen eines großen Ganzen regte Schillern in Berlin lebhaft an. Die Spuren eines mächtig schaffenden Geistes, den er sich einst als den Gegenstand einer Epopöe gedacht, rührten ihn; und die Bildungsstufe, auf die derselbe sein Volk gehoben, in Kunst, Wissenschaft und politischer Größe, erkannte und betrachtete er als sein schönstes Monument. Der Geist eines großen, hochgestellten Mannes wirkt über alle Erdenschranken hinaus, und in immer neu sprossenden Blüthen zeigt er sich fort und fort lebendig. Ist sein Werk zu einem gewissen Punkte gediehen, dann wirft es alles Kleinliche, Einengende, was die Zeit ansetzt, leicht wieder ab, und glänzt in heiterm Lichte durch alle umhüllenden Wolken.

Der Geheimerath von Beime, Iffland und alle Wissenschaft und Kunst Liebenden wünschten Schiller für Preußen zu gewinnen; der Staatsrath von Hufeland und Fichte, als nähere Freunde interessirten sich warm dafür; der König selbst zeigte, wie sehr er den Werth des vaterländischen Dichters anerkenne; und so ergingen ehrenvolle Anträge an Schiller. Dieser wußte die Gesinnung zu schätzen, aus der sie hervorgingen, ihren Wert, die Vortheile, die sie verhießen; er war sehr gerührt; aber eine gewisse, mit seiner schwachen Gesundheit verbundene Aengstlichkeit, da auch meiner Schwester Befinden während ihrer Schwangerschaft mit der jüngsten Tochter den Lebensmuth trübte, machten ihm ein Eintreten in neue Verhältnisse bedenklich. Er wollte den Fürsten Primas zuvor sprechen, dessen Gesinnung und treuen Antheil er nicht durch einen solchen Schritt beleidigen mochte. Kaum von Berlin zurückgekehrt, gedachte er nach Aschaffenburg zu reisen; denn das Gefühl, daß er eine sichere Existenz bei vermehrter Familie haben müsse, war mächtig in ihm. Der edle

Dalberg, der die Zerstörung deutscher Verhältnisse immer klarer einsah, und der alle großmüthige Unterstützung, die er Schillern seit dem Antritt seiner Regierung angedeihen ließ, nur als eine Gabe des Augenblicks betrachtete, wie seine eigene Existenz ihm sehr precair erschien, äußerte, daß er keinem Freunde rathen könne, sein Glück an sein schwankendes Schiff anzuschließen. Die Reise verschob sich, und unterblieb endlich.

Dem Herzoge von Weimar war Schiller höchst dankbar für viele Beweise des Wohlwollens, die er schon von ihm empfangen. Daß er in Weimar, nach dem Maßstabe der dortigen Verhältnisse, keine höheren Ansprüche machen dürfe, glaubte er bescheiden. Von dem klaren Weltverstande des Herzogs, der die individuelle Nothwendigkeit in jeder Lage ermaß, durfte er voraus setzen, daß er das Verlassen seines Dienstes unter solchen Umständen nicht übel deuten, und von seiner wohlwollenden Gesinnung konnte er erwarten, daß er ihm eine so wesentliche Verbesserung der Existenz gern gönnen werde. Aber der Herzog ließ sich hier von dem ächten Fürstengefühl leiten, dem edlen Stolze, ein so ausgezeichnetes Talent sich in seiner Nähe zu erhalten. Aus eigener Bewegung that er, was möglich war, um Schillern eine sorgenfreie Zukunft zu versichern. Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse, und seine große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück entschieden ihn zu bleiben.

Die Ahnung eines kurzen Lebens verließ Schillern nie, und leitete ihn auch vielleicht hier; sonst vereinigte die Aussicht in Berlin Alles, was er für sein reiferes Alter wünschen konnte. Ein Platz in der Akademie war ihm zugedacht, wo er seinen frühern Plan, einen deutschen Plutarch zu schreiben, auf das schönste hätte ausführen können. Immer dachte er sich eine Epoche, wo er aufhören wollte, im Felde der dramatischen Dichtung zu schaffen, die, nach seinem Sinne, nur in der vollen Jugend-Energie des Geistes gelingen könnte.

Die Niederkunft meiner Schwester zog ihn nach Jena, da sie für Starke ein ausschließendes Vertrauen hegte. Bei einer Spazierfahrt durch das freundliche Dornburger Thal hatte er, für die kühlen Abendstunden zu leicht gekleidet, sich erkältet; die heftigsten Schmerzen im Unterleibe quälten ihn mehrere Tage. Sein ganzer Zustand nach diesen wirklich unsäglichen Leiden wurde bedenklicher. Ob er gleich nach diesem Anfalle sich erholt zu haben schien und heiter war, so scheint doch eine große Schwäche davon zurückgeblieben zu seyn. Während er in dem obern Zimmer so bitter litt, und sich ängstlich mit dem Gedanken an die Niederkunft seiner Frau beschäftigte, erfolgte diese leicht und glücklich, und wir konnten ihm die neugeborne Tochter bringen, die er mit der lebhaftesten Freude empfing.

Den alten treuen Jenaischen Freunden hatte sich auch Voß beigesellt, und Graf Gesler. Der Umgang dieser vorzüglichen Menschen und die glücklich überstandene Niederkunft der Gattin machten Schillern wieder sehr heiter, und des überstandenen Uebels ward nicht mehr gedacht.

---

407. Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

1804

Im Monat April giengen meine Eltern nach Berlin wohin ich und mein Bruder Ernst mit durften. Die große Stadt und das viele Militär machte viel Eindruk auf mich, einen desto unangenehmeren machte aber die Reise durch die Sandebenen der Mark Brandenburg. Eines Falls erinnere ich mich auch noch lebhaft, als wir spät in der Nacht, gegen 12 Uhr an die Thore Potsdams kamen, waren diese bereits geschloßen, und bis der Schlüßl des Stadt Thores aus der ziemlich entfernten Wohnung des Stadtkommandanten geholt worden, mußten wir vor dem

Thore halten, wo uns unzählige Frösche ein Ohrenzerreißendes Concert gaben. Der Officier des Wachtpostens, ein junger Lieutenant, als er den Namen Schiller hörte, fieng er mit meinem Vater ein Gespräch über deßen Werck an, und mein Vater aeußerte sich dann später daß es ihn gefreut und unterhalten habe, an jenem Ort und Stelle und zu solcher Zeit in ein Gespräch über seine Gedichte verwickelt worden zu seyn. Nach geraumer Zeit kamen die Thorschlüßel und für uns die längst ersehnte Nachtruhe.

Kaum in Berlin angekommen, wo wir im Hotel Russie unter den Linden abstiegen begab ich mich auf die Straßen um mich umzusehen, mein Bruder dagegen blieb aus Furcht vor den vielen Hunden zu Haus.

Wir blieben wohl über 3 Wochen in Berlin, wo wir viel für uns Neues sahen u. kennen lernten. Wir beide Knaben kamen zum damaligen Kronprinzen, um in seinen Freistunden mit ihm, dem Prinzen Wilhelm und dem Prinzen v. Oranien, nachmaligem König v. Holland zu spielen. Im Theater war ich öffter, wo ich namentlich Iffland spielen sah, auch einer Aufführung der Jungfrau von Orleans wohnte ich bey wo namentlich die Pracht des Krönungszuges mich sehr erfreute. Auch kam ich zu Wilhelm von Humbold Zelter Hufland u. Iffland ins Haus zum Thee u. Diner.

408. Aus den Erinnerungen von Henriette Herz.

Kurze Zeit darauf, bei der Anwesenheit Schillers in Berlin, wendete sich das Gespräch zwischen ihm und mir auf Frau von Staël. Er verhehlte mir seine Abneigung gegen sie nicht. An Anerkennung ihrer geistigen Vorzüge ließ er es zwar keineswegs fehlen. Er sagte mir in dieser Beziehung unter Anderem, daß er erstaunt über die Fortschritte gewesen sei, welche sie in kurzer

Zeit in der deutschen Sprache gemacht habe. Sie habe Manuscripte, welche Göthe und er ihr zum Durchlesen gegeben, vollkommen verstanden, was sich aus ihren Aeußerungen über sie deutlich erwiesen habe. Aber von Schillers Ideal von Weiblichkeit war freilich Frau v. Staël weit genug entfernt. Und eben der Mangel an Weiblichkeit, von welchem ich meinerseits zwar glaube, daß ihr lebhaftes, rasches Wesen ihn mehr voraussetzen machte als daß er wirklich vorhanden war, mochte ihn hauptsächlich gegen sie eingenommen haben. — Sie hatte in Jena in einem Hause gewohnt, welches wegen eines Spukes — eines Papiermännchens welches darin umgehen sollte — anrüchig war, und wußte sich etwas damit, daß während ihrer Anwesenheit sich von diesem nichts habe merken lassen. Schiller erzählte mir davon. „Aber" — schloß er — „hätte denn selber ein Geselle Satans mit Der zu schaffen haben mögen?" —

Schiller mußte auf die Mehrzahl der Menschen nothwendig einen angenehmeren Eindruck machen als Göthe. Die äußere Erscheinung sprach allerdings im ersten Augenblick mehr für den Letzteren. Aber er gab sich Denjenigen gegenüber, welche ihn nicht besonders zu interessiren wußten, gar zu sehr seiner augenblicklichen Stimmung hin, und schien die Verehrung, welche ihm entgegengebracht wurde, als einen schuldigen Tribut zu betrachten, der auch nicht die kleinste Erwiderung seiner Seite erheische. .... Schiller war eingehender. Auch sein Aeußeres war jedenfalls bedeutend. Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Theiles des Gesichtes war sehr edel; man hat das Seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau von Gleichen, in's Männliche übersetzt. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermaßen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine

Wangen, und erhöhete sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas Störendes in seiner äußern Erscheinung zu finden. —

Bis zum Jahre 1804, wo ich ihn zum ersten und letzten Male, und zwar hier in Berlin sah, hatte ich ihn nur aus seinen Schriften gekannt, und wie es begreiflich ist, daß wir uns das Bild der Persönlichkeit eines Dichters den wir kennen und lieben aus seinen Werken gestalten, so hatte ich ihn mir in seiner Ausdrucksweise feurig, und in seinen Reden rückhaltlos seine Ueberzeugungen aussprechend gedacht. Ich meinte, er müsse so im Laufe eines Gesprächs etwa wie sein Posa in der berühmten Scene mit König Philipp sprechen. Zu meinem Erstaunen nun stellte er sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Aeußerungen über Personen war, wenn er durch sie irgend Anstoß zu erregen glauben durfte.

Doch half ihm in Berlin die Zurückhaltung nicht viel. Die schlauen Hauptstädter wußten bald, daß seine Frau gegen ihre fein gesponnenen Fragen weniger gewappnet war als er, wie ich denn überhaupt gestehen muß, daß sie auf mich nicht den Eindruck einer geistig bedeutenden Frau gemacht hat, namentlich nicht wenn ich sie mit ihrer Schwester Caroline v. Wolzogen, vergleiche; und so erfuhr man denn von der Frau, was der Mann zu verschweigen für gut achtete. — Den auf ihre Bühne sehr eitelen Berlinern, deren Hauptinteressen sich damals auf Schauspiel und Schauspieler richteten, unter welchen Letzteren sie sich in der That sehr großer Künstler, wie eines Fleck, eines Iffland, einer Bethmann, zu rühmen hatten, lag es besonders daran, Schillers Urtheil über die hiesige Darstellung seiner Stücke zu hören. Nun war grade über die der Thekla im Wallenstein das ganze intelligente Berlin in zwei Parteien getheilt. Diese Rolle wurde von Flecks Gattin dargestellt, einer

hübschen, mit einem weichen und tönenden Organ begabten Frau, die später als Madam Schröck in den Rollen der edlen Mütter und Anstandsdamen alle Stimmen für sich vereinigte, als jugendliche Liebhaberin jedoch von einem Theile des Publikums bis in den Himmel erhoben wurde, während ein anderer sie einer falschen langweiligen Sentimentalität beschuldigte, die bei ihr zur unaustilgbaren Manier geworden sei. So auch in der Rolle der Thekla. Aber von Schiller war nichts darüber herauszubringen. Seine Frau jedoch, so bemerklich ihr auch das Ausweichen ihres Mannes werden mußte, war bald zu der Mittheilung zu vermögen, daß Diesem die Darstellung der Thekla gar nicht behage. Und allerdings konnte dies bei der gehaltenen und gemessenen, wenngleich nicht wenig erwärmenden Art der Recitation, welche Göthe und Schiller auf der Weimarschen Bühne eingeführt hatten, kaum anders sein. —

409. Brinckmann an Caroline v. Wolzogen.

Berlin, 16. Mai 1804.

Gerade während Schillers Anwesenheit in Berlin bin ich weniger, als jemals mein eigener Herr gewesen, und so habe ich den Herrlichen viel weniger genossen, als ich gewünscht hätte. Hinlänglich jedoch, um Ihnen zu versichern, daß meine tiefe Ehrfurcht vor seinem Genius, und meine herzliche Liebe zu ihm, wo möglich vermehrt worden sind. Ich fühle, daß wir Freunde werden, und einander bald völlig verstehen würden, wenn ich je das Glück hätte, von Politik und Hof-Erbärmlichkeiten entfernt, in einem ruhigen Winkel Ihres Landes ein filosofisches Idyllenleben zu führen.

Zur Darstellung seines „Wilhelm Tell“ war Schiller im Jahr 1804 nach Berlin gekommen. Der Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen — ein Fürst, der Großes und Schönes zu würdigen wußte und sein Leben durch den Heldentod verewigte — war unter den Ersten, die dem Dichter Deutschlands Beweise ihrer Achtung gaben. Schiller wurde am Tage nach seiner Ankunft zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Mahle von dem Prinzen eingeladen, der mit liebenswürdiger Sorgfalt sich zuvor erkundigt hatte, welche Speisen und Weine dem Gefeierten besonders angenehm wären. Von seinem Lieblings-Weine — Montranchet, einem weißen Burgunder — wurde ihm nun wacker zugetrunken, und mit schwerem Kopfe verließ der damals schon kränkelnde, an solche Ueppigkeit nicht gewöhnte Dichter das überreichliche Mahl. Am nächsten Morgen war Iffland bei ihm und fand ihn, nach einer schlaflosen Nacht, sehr unwohl. „Haben Sie nichts zu lesen für mich?“ fragte ihn Schiller. „Was hätt' ich,“ erwiederte Iffland, „das Ihnen nicht schon bekannt wäre?“ — „Etwas Neues, ein Manuscript vielleicht, das Ihnen zugeschickt worden!“ gab Schiller zur Antwort.

Kurz zuvor hatte Zacharias Werner seine Bearbeitung der „Söhne des Thales“ der Berliner Theater-Direktion geschickt. Iffland, der den Verfasser nicht kannte, warf bis dahin kaum noch einen flüchtigen Blick auf das Manuscript. Als er nun in seinem Studir-Zimmer nach etwas suchte, um Schiller's Wunsch zu befriedigen, fiel eben dies ihm in die Hände, und Schiller empfing es. Am nächsten Vormittag ward dieser wieder von Iffland besucht. „Wie haben Sie diese Nacht geschlafen und wie geht es Ihnen heut?“ fragte er beim Eintreten. — „Ganz gut!“ antwortete Schiller; „geschlafen hab' ich aber gar nicht!“ — „Wie?“ — „Ja wegen Ihres Manuscripts,“ fuhr Schiller fort, „bin ich die Nacht wach geblieben. Von wem ist's?“ — „Von einem gewissen — Werner!“ entgegnete Iffland. —

„Von einem gewissen Werner —?“ sagte Schiller heftig; „ich möchte schon dieser gewisse Werner seyn. Das ist Ihr Mann, an den müssen Sie sich halten, wenn Sie etwas für die Bühne haben wollen. Ich mag nicht verbürgen, ob dies Stück bei der Darstellung Effekt machen wird; aber fordern Sie ihn auf, einen Glaubenshelden in einem andern Stücke zu schildern; Niemand kann es besser als er!“

Es konnte nicht fehlen, daß ein solches Urtheil Iffland imponiren mußte. Ein damaliger Staats-Minister, dem von je an die Beförderung alles Guten am Herzen lag, erfuhr es, sprach darüber mit Werner's Chef, und dieser wußte bald zu Werner's Versetzung Rath zu schaffen. So kam dieser nach Berlin, wo er dann seinen „Luther“ dichtete.

411. Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen.

Schiller hatte wol nicht ganz Recht, als er auf derselben Stelle, wo ich mit Iffland während der Vorstellung im Theater saß, diesem bei einer frühern Darstellung dieses Stücks gesagt hatte: „Sie erdrücken mir ja mein Stück mit dem prächtigen Einzug!“ So gehandhabt trug er nur dazu bei, das Ganze großartiger und würdiger hervortreten zu lassen und den Effect des Ganzen zu erhöhen.

412. Brief-Auszug.

Bei seiner Anwesenheit in Berlin befand sich Schiller eines Mittags in der Gesellschaft bei der Oberhofmeisterin Gräfin v. Voß. Abends zuvor war die „Jungfrau von Orleans“ aufgeführt worden und nach geschickten und ungeschickten Lobeserhebungen, die von allen Seiten dem schweigenden und wie in sich

gekehrten Dichter zuflossen, wurde auch über das Schauspielhaus gesprochen. Als nun eine Dame sagte: „Wenn der Vorhang aufgeht, ist leider sehr viel Zug zu bemerken!“ war es, als ob dies ihn aus seiner Selbstbetrachtung geweckt hätte, indem er lächelnd ausrief: „Ganz recht, viel Zug, zuviel Zug, es treibt sogar die Handlung auseinander!“ — Es ist bekannt, daß Schiller den übrigens prachtvollen Krönungszug auf dem Berliner Theater nicht vortheilhaft, sondern störend erachtete, weil er zu lange von der Dichtung abwendet. Auch von Madame Unzelmann (der nachmaligen Bethmann) hörte ich, daß Schiller sich gegen sie in ähnlicher Weise vernehmen ließ und hinzugefügt habe: „Man muß dem äußeren Auge nie so viel bieten, wenn man der inneren Anschauung bedarf!“ Ich glaube, er hat vollkommen recht, schon weil es durchweg wahr ist, daß jeglicher Luxus überhaupt der Poesie und Kunst schadet und in unerläßlicher Steigerung Beides endlich ganz verscheucht.

---

13. Iffland an Beyme.

16. Mai 1804.

Gegen Herrn Sekretair Pauli hat Herr v. Schiller gestern geäußert, daß er gern in Berlin zu bleiben wünsche. Mindestens einige Jahre.

Ob es nicht zu bewirken seyn möchte, daß er als Academicien mit einem Gehalt, nach der Kenntniß, die er nun vom Berliner Publicum erhalten habe, und noch erhalten werde, für das National-Theater arbeiten könne?

Im Laufe des Gesprächs hat er ferner geäußert, falls Herr v. Müller aus Wien nicht kommen sollte, würde er für das Studium der Geschichte dem Kronprinz dienen können. Die tiefe Gelehrsamkeit des Herrn v. Müller könne eine Trockenheit in den Unterricht bringen, welche bei Fürsten eben so zu meiden

wäre, wie das Romantische. — Doch war das lezte mehr eine hingeworfene Wendung des Gesprächs. — Was, wenn die Sache in Bewegung käme, den Herrn Herzog von Weimar anbelangte, so könne es diesem nicht auffallen, da er die Verbindung nicht brechen, sondern vorgeben würde, für die Kinder ein Kapital zu sammeln, bedürfe er einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, der ihm dann ohne Bedenken würde zugestanden werden. — Im Betreff des Unterhalts, so mache er in solchem Falle die Forderung nach dem hiesig billigen Bedürfniß. Er sehe z. B. voraus, daß für einen hiesigen Aufenthalt Equipage ihm bei seinem Befinden unvermeidlich sey. Als Herr Pauli äußerte, wie es ihm höchst wahrscheinlich dünke, daß man die Ehre seines Besitzes hier wünschen müsse, hat er gegen den Schluß des Gesprächs gesagt: — „wenn mir nur in Potsdam ein Anlaß oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde."

Herr v. Schiller weiß nun freilich nichts von diesem Bericht, aber irgend eine Mittheilung wird er allerdings muthmaßen.

Sollte der Herr Geheime Kabinetsrath geneigt sein, darauf zu entriren, so würde durch den Weg des Hofrath Greuhm, der sich dort befindet, allerdings die Sache zu führen seyn.

Ich muß noch erwähnen, daß Herr v. Schiller, da er sehr am Katarrhfieber gelitten, nicht früher in der Sache etwas thun konnte und daß unter dem — „von Weimar etliche Jahre Urlaub nehmen" nichts liegt, als die bessere Weise, in der Sache vorzugehen.

---

414. Karl Friedr. v. Beyme an Christ. Gottfr. Schütz.

Steglitz, 15. April 1830.

Mit Vergnügen beantworte ich die beyden in Ihrem sehr geehrten Schreiben vom 7ten d. M. mir vorgelegten Fragen.

Was

1, das Jahr betrift, in welchem Schiller nach Potsdam kam, um zu erklären, daß er seine übrige Lebenszeit in Berlin zuzubringen wünsche; so steht meinem Gedächtniße das Jahr 1804 vor. In diesem Jahre war Schiller in Berlin um einer Vorstellung seines Tell beyzuwohnen. Von da aus kam er auf einige Tage nach Potsdam, wo ich das Vergnügen hatte seinen Besuch in Begleitung seiner Gemahlin und zweyer Söhne in meinem Hause zu empfangen und diese interessante Angelegenheit mit ihm zu verhandeln. Nur darüber bin ich ungewiß, ob es im Frühjahre oder zu Anfang des Herbstes war. Ich habe ihn selbst in meine Loge zum Schauspiel geführt, das sowohl im Frühjahre als im Herbste während der Anwesenheit des Hofes in Potsdam gegeben wurde . . . . .

Die

2te Frage: Erhielt Schiller damals wirklich schon von mir die Nachricht, daß ihm in diesem Falle des Königs Majestät diese ansehnliche Pension von 3000 rthl. geben wollte? muß ich nicht allein auf das Bestimmteste bejahen; sondern auch hinzufügen, daß diese Angelegenheit, nachdem Se Majestät auch den von Schillern, bey der ersten Mittheilung davon, geäußerten Wunsch, zu Erleichterung bey seiner körperlichen Schwäche und Kränklichkeit den Gebrauch einer Hoffequipage zu erhalten, huldreich gewährt hatten, ganz fest mit ihm abgeschloßen war. Er bat nur die Ausfertigung der Befehle an die Behörden und die amtliche Bekantmachung so lange zu suspendiren, bis er die Auflösung seines Verhältnißes in Weimar mit der erforderlichen Zartheit bewirkt haben würde. Er hat selbst die Auszeichnung genoßen, vor Sr Maj: dem Könige und der Höchstseligen unvergeßlichen Königin Majestät in Sanssoucis zu erscheinen und Allerhöchstdenenselben persönlich seinen Dank abzustatten. Es ist zwar wahr, daß nach

seiner Abreise keine Anzeige von ihm eingegangen ist; dieses Stillschweigen konnte aber keinen Zweifel in mir erwecken, da es sich unter obigen Umständen auch aus seiner bald darauf bedenklich gewordenen Kränklichkeit, die auch schon im Frühjahre 1805 seinem Leben ein Ende machte, erklären ließ.

415. Wie der Professor und Historiograph Preuß aus Beymes mündlicher Erzählung wissen will, gab der König dem Schillerschen Ehepaare ein Dejeuner auf Sanssouci, bei dem die Königin durch die ihr eigentümliche Liebenswürdigkeit Schiller und Frau entzückte. Auch der König und die Königin sollen von der Unterhaltung des berühmten Dichters sehr befriedigt gewesen sein.



416. Aus dem Briefwechsel von Wilhelm und Caroline v. Humboldt.

Caroline an Humboldt.

Weimar, 16. Mai 1804.

Lolo und Schiller kommen den 22. wieder, man hat sie sehr in Berlin fetiert, ob es zu etwas Reellem geführt hat, werde ich Dir erst mit ehestem schreiben können. Lolo war alle Abend, wo nicht Schauspiel war, bei der Hagen.

Humboldt an Caroline.

Rom, 26. Mai 1804.

Schillers Abreise ist ein wahrer Geniestreich. Schon öfter haben wir in ihm gesehen, wie es geht, wenn einer, der immer nur in seinen Dichtungen lebt, auf einmal ins Leben eingreifen will. Fast alle Pläne, die wir von ihm noch bisher kannten, waren barock oder wurden so ausgeführt. Ich zweifle daran, daß er Glück in Berlin macht. Man hat schon Vorurtheil gegen ihn, man wird ihn stolz und wenig angenehm finden, und er wird unzufrieden mit der Stadt und den Menschen zurückkommen, wenn nicht die Sucht, die man jetzt in Berlin zu haben scheint, auf einmal alles für Wissenschaft und Kunst zu thun, auch ihm nützlich wird.

Caroline an Humboldt.

Paris, 14. August 1804.

Von Caroline [v. Wolzogen] habe ich Briefe aus Weimar gehabt. Lolo ist dann den 28. Juli mit einer Tochter niedergekommen und sehr glücklich. Aber Schiller hat einen Tag vorher eine solche heftige Kolik gehabt, daß Stark und sein Neveu geglaubt haben, er sei nicht zu retten, und immer eine Entzündung der Eingeweide befürchtet haben. Er selbst soll immer laut geschrien haben: „Ich halte es nicht mehr aus, wenn es nur schon aus wäre.“ Caroline schreibt mir, daß er wieder besser sei.

Humboldt an Caroline.

5. Sept. 1804.

Schillers Übel hat mich sehr erschreckt. Indeß scheint es mir fast ein gutes Zeichen für seine Konstitution überhaupt, daß er kurzdauernde und heftige Übel bekommt, und lieb ist es mir, daß das, an dem er jetzt so fürchterlich gelitten, nicht in der

Anstrengung seiner Arbeiten seinen Grund gehabt haben kann. Denn bewunderungswürdig bleibt es in der That, daß dieses fortwährende Producieren ihn nicht sichtbar angreift. Es ist eine der schönsten Seiten an Schiller. Es zeigt, daß er in dieser schaffenden Phantasie wie in seinem Elemente leben kann, auch braucht er wirklich nicht einmal andere leichtere Beschäftigungen, um besser zu jenen zurückzukehren, wie Goethe so offenbar. Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft bleiben. Er ist immer der einzige gewesen, mit dem ich recht eigentlich habe reden und leben können, dem ich wirklich Genuß gab und von dem ich Genuß und Stimmung zugleich erhielt.

---

417. Aus Briefen von Heinr. Voß d. J.

An Abeken und Solger.

Weimar, 1. Juni 1804.

Auch dem theuren Schiller will ich sein Recht und seine Ansprüche auf meine Liebe nicht vorenthalten, obgleich ich die Ehrfurcht nicht für ihn habe, die ich gegen Göthe fühle. Schiller kömmt mir vor, wie unsereins, und ich bin oft bei ihm, und spreche mit ihm, wo er mir nichts weiter, als ein liebenswürdiger Mensch, nicht Schiller erscheint. Der Mond ist auch schön, aber sagt nicht das Sprichwort, daß er vor der allbelebenden Sonne verschwindet? Schiller ist mir auch recht sehr gut (das hat er mir neulich selbst gesagt) und verlangt, daß ich ihn fleißig besuchen soll.

An Frau Griesbach.

Weimar, 7. Juli 1804.

Wie kann ich Ihnen die Freundlichkeit und die Güte rühmen, mit welcher mich Schillers aufnehmen, so oft ich zu ihnen komme.

Ich mache mir manchmal Vorwürfe, daß ich so oft komme, und kann es doch nicht lassen. Aber ich gehe nur zu Stunden hin, wo ich weiß, daß Schiller unbeschäftigt ist. Wenn ich einmal Schillers Kinder zum Unterricht bekomme, dann will ich durch Treue und Sorgfalt zeigen, wie lieb ich die Eltern habe; früher finde ich dazu keine Gelegenheit; aber das thut auch nichts.

An Abeken.

[21. Juli 1804].

Ich sehe Schiller sehr oft; regelmäßig alle Mittwoche, Sonnabende und Montage nachmittags anderthalb Stunden, aber außerdem noch manchmal des Abends entweder bei ihm oder bei Göthe, oder bei der Wolzogen. Das ist Dir ein liebenswürdiges Weib. Neulich war ich dort eingeladen. Die Schillern fand ich schon da, dann kam Frau von Stein und Amalia von Imhoff (jetzt Helvig). Gegen acht Uhr kam Schiller und unvermuthet auch Goethe. Was das für eine Freude erregte, glaubst Du nicht. Wir blieben bis elf Uhr zusammen. Das war ein seliger Abend. Was haben wir gelacht bei Tische, wo Schiller aus der ‚Tausend und einen Nacht‘ erzählte, und Göthe dazu die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen machte.

An Hellwag.

Jena, 13. Aug. 1804.

Schillers sind jetzt in Weimar [lies Jena]. Sie haben vor 14 Tagen ein allerliebstes Töchterlein bekommen, an dem die zärtlichen Eltern recht große Freude haben. Aber Schiller war sehr krank, ist jetzt freilich genesen, aber noch schwach, und muß sich sehr schonen. Auf der Kindtaufe ging es sehr vergnügt her. Mein Vater hat mit Gevatter gestanden, und das Kind ist nach meinem Vater Luise genannt worden.

An Abeken.

Jena [14.] August 1804.

Schillers sind jetzt in Jena. Diese Reise ward der Frau wegen unternommen, damit sie bei ihrer Entbindung Hilfe und Ruhe erhielte. Der Frau wegen war sie unnöthig, weil die Entbindung leicht gewesen ist, aber dem herrlichen Schiller hat sie vielleicht das Leben gerettet. Er wurde gefährlich krank in den ersten Tagen seiner Ankunft, die beiden Stark haben ihn durch Sorgfalt und gute Behandlung wieder hergestellt. Jetzt ist er genesen, aber noch etwas entkräftet. Ich habe den lieben Mann oft während seiner Krankheit besucht, und habe dann meine herzliche Freude gehabt, wenn ich ihn so heiter fand; manchmal soll er auch unheiter gewesen sein, wie ihn die Griesbach einmal gefunden hat. Aber gestern Abend fand ich ihn so wohl, wie nur jemals in Weimar. . . . .

Vor acht Tagen war Kindtaufe, da waren wir alle versammelt und innig vergnügt. Das Töchterlein ist ein gar holdseliges Geschöpf, es sieht schon so klug und verständig aus, zart und von schöner Gesichtsbildung. Die Taufe wollte dem Mädchen gar nicht behagen; es war recht froh, als sie vorbei war. Vielleicht gefiel ihr der Marezoll nicht, und ich will Dir im Vertrauen sagen, daß ich Gott danke, daß der mich nicht getauft hat.

Schiller hat seine Kinder gewiß so lieb, wie nur die zärtlichste Mutter lieben kann. Der Mann schien mir unaussprechlich liebenswürdig in dem Augenblicke, als er nach der Taufe das Kind mit einem Blicke der tiefsten Empfindung anschaute; er schien sich ganz in Gedanken zu verlieren. Wie das Kind geboren ward, lag Schiller zu Bette. Mein Bruder Wilhelm war zugegen, wie man ihm das Kind hinauf gebracht hat. Der erzählte mir, Schiller sei bei der Betrachtung des Kindes in heftiger und inniger Gemüthsbewegung gewesen. — Als Dichter liebe ich den Mann, aber als Mensch ist mir Schiller noch unendlich viel lieber.

Ich wollte, Du kenntest die Hofräthin Schiller genauer und ihre liebenswürdige Schwester, die Frau von Wolzogen. Jetzt ist auch die Mutter von beiden hier, die Frau von Lengefeld aus Rudolstadt. Die beiden Schwestern halten so sehr viel von einander und sind in Weimar fast täglich beisammen. In einer solchen Familie, da kann es einem recht wohl werden. Die Hofräthin Schiller hat gesagt, ich sollte sie, nach ihrer Zurückkunft, in Weimar noch öfter sehen, als sonst, und Schiller hat mir schon dreimal versprochen, mich zu besuchen. Ich brachte ihn eines Abends, wo ich mit ihm bei Goethe aß, zu Hause und mußte ihm meine Wohnung zeigen. Jetzt kommt er gewiß, und dann ist meine Freude unaussprechlich. —

An Hellwag.

Jena, 17. Aug. 1804.

Der liebe Schiller ist heute recht sehr wohl — er erzählte mir das mit einer recht kindlichen Freude, als ich heute zu ihm kam und etwas furchtsam vorfragte, da ich ihn gestern und vorgestern sehr matt fand. Wie hat der Mann sein Töchterchen unaussprechlich lieb; ich glaube, die zärtlichste Mutter kann nicht liebender sein.

An Boie.

Weimar, 22. August 1804.

Schiller war eine Zeit lang unwohl; aber seit vorgestern erholt er sich sichtbar. Gestern besuchte ich ihn, und blieb auf seine Bitte zum Abendessen; da war er kindlich froh und heiter. Es ist eine Freude, den Mann von seinem Leben erzählen zu hören, besonders, wenn er in seine komische Laune fällt. Da hat er etwas gar Anmuthiges in seiner Miene, ich möchte es ein ernsthaftes Lachen nennen, welches seine majestätische Physiognomie von dem zu großen Ernste etwas herabstimmt und mildert. Von

seiner Herzensgüte könnte ich Ihnen tausend Beweise geben. Der Mann ist ganz Wohlwollen, seine ruhige heitere Seele ist für alles empfänglich, was einem Herzen nur wohl thun kann; er sagt ja in einem Gedichte: Alle Menschen sollen leben — und das ist die fortdauernde Stimmung seines Gefühls; Liebe und Hingebung für jedes mitfühlende Wesen. Ich halte den Dichter Schiller sehr hoch, aber den Menschen viel höher, und die meisten Male, wenn ich bei ihm bin, denke ich nicht an den durch Talente, sondern an den durch Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Menschen.

---

418. Aus Briefen von Stephan Schütze.

An Jariges.

20. September 1804.

Bei Schillern bin ich gewesen. Große Männer verlieren gewöhnlich, wenn man sie persönlich sieht; dies kann ich aber von Schillern nicht sagen. Er hat mir so sehr gefallen, daß meine Vorliebe für ihn nur noch mehr zugenommen hat. Das helle, blaue Auge, die sanfte Sprache dabei, die feine äußere Bildung, die Größe des Körpers und das Erhabene im Anstande — alles dies flößte mir Achtung und Liebe für ihn zugleich ein. Sein rothes Haar störte mich nicht. — Ob er gleich erst von einer schweren Krankheit, der rothen Ruhr, hergestellt war, so fand ich sein Ansehen doch ganz munter, und sein fester Körperbau verspricht ihm noch viele Jahre. Ich schätze ihn jetzt etwa 48 Jahr alt. — Als ich den Brief abgab, hieß es, er wäre noch unpäßlich, ich bat also, daß er die Zeit bestimmen möchte, wenn ich meine Aufwartung machen dürfte. Es währte mehrere Tage, endlich ließ er sagen, daß ich mich des Nachmittags einmal hin bemühen möchte. Damit säumte ich denn nicht. Der

Empfang war freundlich, aber mit Hofmanier. Er trat aus dem offenen Nebenzimmer (wo den Stimmen nach eine weibliche Visite, vielleicht ein Wochenbesuch, zu sein schien). Mitten in der Stube stehend, that er ein Paar Fragen nach Dresden, äußerte sich nur ganz allgemein, und war immer früh wieder fertig, so daß ich nach einer Minute hätte wieder gehen können; indeß, da ich von diesem Poussieren schon im voraus durch Boden unterrichtet war, so ließ ich mich nicht sogleich zurückschrecken, sondern machte, wie bei einer Belagerung, immer wieder aufs neue meinen Angriff, und versuchte nach allen Seiten den Eingang. Ich sagte, ich wäre sehr begierig, welchen Weg die neuere Poesie gehen würde; er antwortete: freilich wäre jetzt die Krisis. Wieder äußerte ich etwas von der Vereinigung der alten und neuen Poesie, und er sagte, daß das freilich mit Behutsamkeit geschehen müsse. Ferner sagte ich, daß ein junger Dichter wegen der flachen Recensionen etc. übel dran sei; darauf antwortete er: jene wären die Richtschnur nicht, und bei Erwähnung des Freimüthigen und der Eleganten: Diese wären partheiisch, sie schreiben ja ums Brod. Das eigene Gefühl müsse einen leiten, und nach den guten Mustern müsse man sich bilden. Ich äußerte etwas über das unpoetische Zeitalter; da sagte er: die Welt oder das Volk möchte sein, wie es wollte, man müßte nur in sich einen kindlichen Sinn bewahren. Diese Aeußerung paßte am besten zu seinem Ton und sanften Wesen. Die Naturmenschen, fügte er hinzu, und die ganz gebildeten Menschen, beide sind empfänglich für die Poesie, nur die halbgebildeten nicht. — Er sagte ferner: ich wollte hier wohl die schönen Künste studieren. Dies fiel mir auf, weil dies gerade im Paß steht; ich gab zur Antwort, daß ich mich vorzüglich für Poesie interessire. Darauf sprach ich auch etwas von Magdeburg und von Kloster Berge, und dachte, ich wollte ihm Gelegenheit zu mancherlei Fragen geben, aber er fragte nichts und lächelte nur zuweilen über eine freie Aeuße-

rung. Als ich sagte, daß ein poetischer Sinn das Land und die Natur liebe, lobte er Weimar und den Park; und beifallend fügte ich hinzu, es wäre mir auch ganz, als ob ich hier auf dem Lande wohne, wozu er wohlgefällig lächelte. Noch sagte ich, ich wäre begierig, seinen Wilhelm Tell zu sehen, worauf er sich ein wenig verneigte, und von der Beschränktheit des hiesigen Theaters sprach, daß indeß die Darstellung selbst doch die Hauptsache wäre. — Nun schien es mir endlich zu unthunlich, noch fernere Angriffe zu machen; ich empfahl mich also, und äußerte noch: wenn ich doch das Glück haben könnte, ihn nur zuweilen zu sprechen etc., worauf er erwiderte: Nun — wenn ich Ihnen damit dienen kann, wird es mir sehr angenehm sein. Damit ging ich, und mit einem Aufwand von Freundlichkeit entließ er mich. — Bei der Menge von Fremden, die, wie ich höre, Göthen und Schillern besuchen, ist es leicht begreiflich, warum diese Männer in ihren Aeußerungen so allgemein so einsilbig sind. Diese Art des Empfangs macht es ihm allein möglich, so viele Fremde vor sich zu lassen; denn ein Paar Minuten sind schon hinreichend, den andern stillschweigend in Verlegenheit zu setzen und ihn zum Rückzuge zu nöthigen. Indeß soll Schiller noch weit zugänglicher sein, als Göthe, bei dem ich deshalb einen Schildknappen mitnehmen will.

An G. W. Becker.

Weimar, 6. Okt. 1804.

Bei meiner Ankunft fand ich keinen der großen und schönen Geister gegenwärtig; alle waren verreist, Goethe nach Lauchstädt, Schiller nach Jena. Schiller kehrte zurück, nachdem er eine schwere Krankheit, die rothe Ruhr, überstanden hatte. Seine Frau aber, mit der er nach Jena gereist war, um sich bei ihrer Niederkunft ärztlicher Hülfe zu bedienen, hat ihn glücklich mit einer Tochter beschenkt. — Der Brief von Ihnen verschaffte mir bei ihm eine

freundliche Aufnahme. Große Männer verliehren gewöhnlich an Interesse, wenn man sie sieht und spricht; dies kann ich aber von Schillern nicht sagen; meine Vorliebe für ihn hat dadurch nur noch mehr zugenommen, und besonders ist mir sein sanftes, mildes Wesen über alle Erwartung gewesen.

---

419. Gries an Hufeland.

Jena, 5. Okt. 1804.

Schillern fand ich heiter und ziemlich wohl, aber noch sehr blaß und abgefallen. Ueber den Attila, den man ihm zugeschrieben hat, war er sehr verwundert und äußerte, es sei gar kein dramatischer Stoff. Ich mochte ihm nicht sagen, daß ich den Tell auch nicht dafür halte.

---

420. Aus Briefen von Heinr. Voß.

An Boie.

Weimar, 10. Okt. 1804.

Göthe und Schiller pflichten meinem Urtheile vollkommen bei. Ich habe sehr ernsthaft mit beiden die Sache [Berufung nach Würzburg] erwogen. . . . Schiller, zu dem ich einmal sagte, ich fühlte mich stark genug, meinen Eltern ein Opfer zu bringen, antwortete „Nein! Sie sind es Ihren Eltern schuldig, hier zu bleiben. Denn sobald Sie ihnen gegen Neigung gefolgt, und in Würzburg nicht an Ihrer Stelle wären, würde es Ihren Vater tief kränken, daß er Schuld an Ihrem jetzigen Loose wäre. Diese Verantwortung, die doch möglich ist, müssen Sie ihm ersparen.“ So sprach der herzige Schiller. . . .

An K. Solger.

Weimar, 10. Okt. 1804.

Den Ernst Schiller nennt der Vater immer seinen ehrlichen Jungen. Der Junge hat verzweifelt viel Kopf; ich habe ihm den ehrenvollen Namen die Nachteule gegeben, der Schiller viel Spaß gemacht hat. Schiller klagte mir neulich halb komisch, daß die Kinder so philistrig wären. Da hättest Du das Lamentiren und das Abwehren der Kinder hören sollen! Sie verstanden den Sinn vollkommen gut, und Carl Schiller, der keine Definition von Philister anzugeben weiß, weiß doch von jedem Menschen, den er kennt, zu bestimmen, ob er Philister ist, oder nicht. So hielt er die Hofräthe Voigt und Ulrich für Philister!

An Christian v. Truchseß.

Heidelberg 1821.

Über Philister laß mich zur Ehre Schillers, der das Wort in Umlauf gesetzt, eine Bemerkung machen. Keinen Stand versteht man darunter, sondern den linkischen, den geistlosen in jedem Stande und Geschäfte, der sich durch thörichte Anmaßung über seine Sphäre erhebt.

An Abeken.

Weimar, 29. Oktober 1804.

Um acht Uhr morgens kam mein kleiner Karl Schiller, um mir in seinem und der Eltern Namen meinen Glückwunsch zu bringen. Zu Mittag schickte er mir durch Karl den ‚Tell' mit der freundlichen Inschrift: Seinem geliebten Heinrich Voß, und zugleich eine Einladung, daß ich am Abend zu ihm zum Essen kommen und dort meinen Geburtstag feiern soll.

An Niemeyer.

Weimar, 12. August 1806.

Nichts konnte Schillern mehr Freude gewähren, als wenn er Andern eine unvermuthete Freude bereitete. So hatte er durch eine listige Combination meinen Geburtstag ausgeforscht, den ich heimlich hielt, um nicht von den Schülern gratulirt zu werden. Er fiel auf einen Montag. Den Sonnabend vorher, als ich ihn im Schauspiel aus seiner Loge abholte, faßte er mich unterwegs bei der Hand und fragte, wie ich denn übermorgen meinen Geburtstag zu feiern gedächte. Ich fragte ihn, wie er denn wüßte, daß mein Geburtstag wäre? — „Man hat so seine eigenen Mittel und Wege, das auszukundschaften," sagte er. „Daß Sie nicht zu Ihren Eltern kommen können," fuhr er fort, „glaube ich der Schule wegen. Da bin ich doch wol der Nächste, um auf Sie Anspruch zu machen." — Ich dankte ihm mehr durch Händedruck als durch Worte und ging seelenvergnügt zu Hause. Von dem Augenblick fing bei mir die Feier meines Geburtstages an. Zu Mittag schickte er mir durch Karl seinen Tell, und als ich ihn aufschlug, fand ich freundliche Worte darauf geschrieben. Um 7 Uhr Abends ging ich zu ihm; und mein Vater hätte mir nicht zärtlicher gratuliren können als dieser Mann. Die kleine Karoline war meinethalben noch eine halbe Stunde länger aufgeblieben und sagte: „Voß, ich gratulire Dir auch." Auf Schillers Studirzimmer ward ein kleiner, einfacher Tisch gedeckt, und im Hintergrunde stand eine Flasche Champagner. Lieber Bruder, der Schiller glich als Hausvater vollkommen meinem Vater; aber den kennst Du nicht; doch hast Du die Luise inne, und einen solchen Abend feierten wir, wie da geschildert wird, mit eben so inniger Liebe und Herzlichkeit durchwürzt.

An Jean Paul.

Heidelberg, 29. Oktober 1817.

Dreizehn Jahre sind es heute, da schickte der herrliche Schiller — ungefähr um diese Stunde [6 Uhr morgens] — sein Söhnchen zu mir mit dem Tell, in den er gar freundliche Worte geschrieben hatte. Wie heimlich war ich mit meinem Geburtstag gewesen, weil ich meinen Schülern, die mich zwei Monate vorher so reichlich beschenkt hatten, nicht neue Lasten aufwälzen wollte! Aber Schiller hatte nach Helmstädt schreiben lassen, und dorther von Bredow mein Geheimniß erfahren. Nun mußt' ich den ganzen Tag bei ihm sein, und eine Feier veranstaltete er mir — nun wahrlich, seinen Sohn hätt' er nicht festlicher feiern können! Ach! es war das erstemal, daß ich diesen herrlichen Mann an meinem Geburtstage sah, und das letztemal; denn nicht volle 6 Monate darauf trug ich ihn unter heißen Thränen an die letzte Stätte, wo er nun in Frieden schlummert. So lang ist er todt, und noch immer erstirbt meine Liebe zu ihm nicht, und kehrt mein Geburtstag wieder, so wird die Liebe am innigsten und regsten. Ich habe schon den Tell, der in einem eignen Verschlosse ruht, hervorgeholt, und kann mich nicht satt sehen an Schillers freundlichen Worten und an der Haarlocke. Und da ist mir's, als stände er lebend vor mir der freundliche, ruhige, immer sich gleichbleibende herzliche Mann, den ich nicht bloß in fröhlichen Augenblicken sah, sondern auch in den traurigsten, den ich — o wie oft! — auf die Maskerade geleitete, und nachher in den Tagen der Krankheit, als recht treuer Pfleger bei Tag' und Nacht, ans — Grab. Noch in jeder Minute kann ich mir seine ganze Gestalt vors Auge führen, was mir nicht mit allen Menschen gelingt, die mir lieb waren oder sind.

An Solger.

Weimar, 10. November 1805.

Heute ist Schillers Geburtstag; wie war ich vor dem Jahre froh! Schon um sieben Uhr morgens begrüßte ich ihn, und wie liebevoll empfing er mich und schloß mich in seine Arme; auch zu Mittage war ich bei ihm. Ach, die schönen Zeiten, wo dieser Edle noch unter uns war! — Schillers Gattin erfüllt mich mit Ehrfurcht; sie trägt ihr Schicksal mit Standhaftigkeit und mit freudigem Mute. Sie lebt nur für ihre Kinder und in der Erinnerung an Schiller.

An Christian v. Truchseß.

Heidelberg, November 1816.

Als Schiller noch lebte, war es mir eines Abends, da wir gewaltige Reiseplane machten, deren Ziel Cuxhaven sein sollte, außerordentlich rührend, als er sagte: „Ich glaube noch nach China zu kommen; freilich wird es schwer halten, aber könnte man mir die Hoffnung mit eiserner Strenge rauben, es würde mich unglücklich machen." Und kaum ein halbes Jahr darauf trug ich seine Leiche zur letzten Ruhestatt; und Schiller hat nicht gesehn, wonach er ewig dürstete, das Meer, dies große Natursinnbild der Unendlichkeit.

An Abeken.

6. Dezember 1804.

Heute vor drei Wochen war Maskerade. Schon acht Tage vorher hatte ich mich mit Schiller verabredet, daß wir uns dort treffen und recht lustig sein wollten. Als ich auf die Maskerade kam, war Schiller schon da — es war halb zehn Uhr abends. Wie freute ich mich. Aber die Freude dauerte nicht lange. Denn wie Schiller die herrschaftliche Loge vorbeispazierte, ward er an-

gehalten und hineingerufen. — Nun schlich ich traurig im Saal umher, sah in die Loge hinein, wie der Fuchs nach den hohen Trauben, und sehnte mich und sehnte mich. Aber ich mußte wohl eine Stunde lang vergebens harren. Endlich nahmen die Fürstlichen ihre Shawls und Pelze und rüsteten sich zur Abreise. Und ehe ich's gewahr werden konnte, wie? war Schiller wieder aus der Loge verschwunden. Da klopfte mir einer auf die Schulter; ich sah mich um und Schiller war's. „Kommen Sie," sagte er, „ich habe Sie schon gesucht; bestellen Sie Champagner, und ich denke, wir suchen uns ein Plätzchen aus, wo es gemütlich ist." Nun führte ich ihn an einen Tisch, wo Riemer, Stoll, Hain und der Schauspieler Becker saßen. Wir beiden füllten nun die beiden übrigen Plätze aus, und auf der Stelle war der Tisch mit neun Champagnerflaschen, rotem und weißem, bepflanzt. Unterdessen war die Schillern es überdrüssig geworden, länger da zu bleiben. Sie schickte nach einander drei Abgesandte an Schiller, um ihn zu bitten, sie nach Hause zu begleiten. Das stand aber dem Schiller gar nicht an; er sagte bei der letzten Botschaft: „Man will mich durchaus fort haben, aber man soll durchaus seinen Willen nicht haben." Da haben wir zusammen gesessen bis gegen drei Uhr, um unsern Trinkkönig herum, den herrlichen Schiller. Du glaubst nicht und kannst es auch gar nicht begreifen, wie liebenswürdig der Mann war. Der Champagner setzte ihn gerade in die Stimmung, in der er das Lied an die Freude muß gemacht haben. Ein solches Wohlwollen und inniges Freundschaftsgefühl, eine solche Treuherzigkeit kannst Du Dir gar nicht vorstellen. Nun versteh' ich erst recht, was er damit sagen will: „Diesen Kuß der ganzen Welt!" und

„Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!"

„Unser theurer und geliebter Schiller soll leben!" riefen wir, wie einstimmig, aus; das machte den Mann nicht wenig froh. Er

wußte gar nicht, wie er's danken und erwidern wollte: Kuß, Händedruck, Miene voll Herz und Seele, alles schien ihm versagen zu wollen, oder vielmehr nicht in dem Grade ausdrücken zu können, wie er's wünschte, denn er häufte eins auf das andere. Denke Dir, wir tranken unsre neun Flaschen richtig aus, schwelgten in Wonne. Ich wollte, daß ich Dir eine gewisse Miene von Schiller beschreiben könnte, die ihm in herzlichen Augenblicken eigenthümlich ist und den Abend gar nicht verließ. Ein eignes Gemisch von Schalkhaftigkeit, Wohlwollen, und das mit unendlicher Anmuth verbunden. Doch wer beschreibt so etwas. Um drei Uhr gingen wir zu Hause, und ich war Schillers, oder, wenn Du willst, Er mein Führer. Denn, als die kalte Luft uns anblies, hatten wir beide einen nöthig. Ich habe noch den folgenden Morgen über all die Schwindeleien lachen müssen, die wir unterwegs mit der größten Ernsthaftigkeit gegen einander fabelten. Vor seiner Hausthüre nahmen wir den zärtlichsten Abschied. „Leben Sie wohl," sagte der Spitz aus mir, „mein unendlich theurer Herr Hofrath," und dabei haben wir uns wohl zwölfmal geküßt. Zugleich gestand ich ihm, daß ich einen kleinen Rausch hätte und den nun ausschlafen wollte. „Auch ich," gestand er dagegen, „habe ein wenig viel getrunken." Noch jedesmal, wenn ich Schiller spreche, erinnert er sich mit Freude an den Abend, der ihn ganz in seine Jugendjahre versetzt habe.

Den Tag darauf traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sagte er mir: „Nun wollen wir bald einen vernünftigen Champagner auf meinem Zimmer haben; und," raunte er mir leise ins Ohr, „da wollen wir unter uns sein," wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wolzogen deutete, die dabei saßen. Zugleich erzählte er mir, es wäre gar schön, wenn man auch im Schauspiel, auf athenische Weise, ein Stück aufführte, wo bloß Männer zugegen sein dürften. „Glauben Sie nicht, daß manches Weib verkleidet herein kommen

würde? Wie wollten wir sie aber anführen," fuhr er fort, „denn nach einer Ankündigung, daß bloß Männer erscheinen dürften, würde man Zoten erwarten, und dann wollten wir ein so moralisches Stück geben, daß man es vor Moral und Rigorismus gar nicht aushalten könnte. Und dann das zweite Mal ein Stück voll Natur und Ungeschminktheit." — So ist Dir der Schiller: er kann manchmal und bei guter Laune sehr unverblümt reden und hat es gerne, wenn ihm ebenso unverblümt erwidert wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin fast täglich bei dem theuren Schiller und leiste ihm in diesen Tagen manchmal Krankengesellschaft, denn er hat einen heftigen Schnupfen. Da erzähle ich ihm denn allerlei Neuigkeiten. Besonders interessiert es ihn, etwas von Stolberg zu hören. Ich habe ihm Idens Briefe vorgelesen und soll sie auch jetzt der Schillern und Wolzogen vorlesen; er hat sich angestrengt, Iden ins Gedächtniß zurückzurufen, aber es ging nicht mehr. „Desto besser," sagte ich ihm, „kennt er Sie und liebt Sie, und verdient es, Sie zu lieben." Und nun erzählte ich ihm, daß Iden mir die erste Liebe für ihn eingeflößt habe.

---

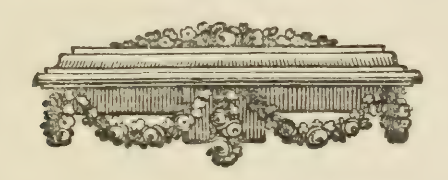
421. In diesen Räumen sah ich ehrfurchtsvoll
Einst*) den erhabnen deutschen Sänger
Wie er mit Wieland, Göschen und
Der edlen Bechtolsheim in freundlich ernstem
Gespräch**) sich also äußerte:
„Nie, hoff ich, wird's in unserm Fürstenhause
An Männern fehlen und an Frauen, die
Dem Schönen huldigen, die Künste pflegen,

*) Im Winter 1804.

**) Hauptsächlich über Volksbildung und was wohlmeinende und aufgeklärte Regierungen dafür tun können.

Und ihres Landes Wohlfahrt sorgsam fördern.
Und kann das wahre Volksglück sicherer
Gedeihen, als wo Licht ist auf den Höhen?
Wo nächtlich dunkle Nebel weichen
Dem hellen Tag, der von den Bergen strahlt,
Das Land umher erheiternd und befruchtend?“

So ungefähr klang das prophetsche Wort
Des großen Dichters! heilig blieb es mir
In der Erinnerung, und schwebte mir
Noch jüngst am Schlusse jener Strophen vor,
Die ich bescheiden der Vergangenheit,
Und was aus ihr erwachsen ist und wird,
Am letzten Wartburgs-Sängerfest geweiht.



422. August Du Vau an Böttiger.

Genf, den 26. November 1804.

Unser Weimar fand ich sehr verödet; nur noch einige Schatten von jenen Times of old. Wieland wird sehr alt, aber wie gut ist er! Schiller erholte sich von seinem Miserere und von der schweren Geburt des Wilhelm Tell, und Goethe lag in Wochen. — Ich ging oft links in der Jakobsgasse traurig vorbei. —

423. Aus den Aufzeichnungen von Karl v. Schiller.

Im May kehrten wir wieder nach Weimar zurück und nach kurzem Aufenthalt giengs nach Jena, wo meine Mutter wegen Doktor Starke ihre Entbindung abwarten wollte. Mein Vater wurde bedeutend krank, so daß man an seinem Aufkommen fast zweifelte, u. namentlich war er an den Tagen vor und nach der Entbindung meiner Mutter sehr schwach. Am 25. July wurde meine jüngere Schwester Emilie geboren. Nach einigen Wochen giengen wir wieder nach Weimar zurück. Lebhaft erinnere ich mich des Christ Abends. Mein seeliger Vater war gerade etwas wohler und trennte [?] sich nicht vor Freude von der Bescheerung, namentlich hatte er eine große Freude an meiner kleinen Schwester Emilie, die $^1/_2$ Jahr alt war, u. als mein Vater sie auf den Arm nehmend um den mit vielen Lichtern brennenden Christbaum herum trug durch ihre ausgestreckten Ärmchen und Jauchzen ihre Freude darüber ausdrückte. Wer hätte damals daran gedacht, daß dieß des Vaters letzter Christag wäre.

---

424. Rudolph war einst kränklich und deshalb zeitig zu Bette gegangen. Als er früh in Schiller's Zimmer tritt, sieht er um den Ofen herum mehrere Einbände von Büchern liegen. Auf sein Befragen, wie diese hierherkämen, erwiederte Schiller: Es wurde mir in der Nacht, als ich noch arbeiten wollte, zu kalt und ich wollte niemand aus dem Schlafe wecken, mir Holz zu bringen; darum habe ich die mir von Leipzig überschickten Bücher zerrissen und damit eingeheizt. Das sind die Rudera.

Ein anderes Mal ist Schiller bei Goethe zu Gaste. Es pflegte nun Schiller gern nach Tische Tabak zu rauchen; er wußte aber daß dem an Weihrauch gewöhnten Goethe das virginische Aroma zuwider war, wollte ihm auch seine Lorbeerkränze nicht um=

qualmen; da fand er einen Ausweg. Er nahm einen Vorwand hinauszugehen, zündete in der Küche sein Pfeifchen an und ging ein Viertelstündchen im Garten rauchend auf und ab. Er wollte nirgends mit seinen Gewohnheiten lästig sein.

425. Ein Besuch im Schillerhause zu Weimar.

Eine hölzerne Treppe, nichts weniger als elegant, führt in den ersten Stock, wo Schiller's Familie bequem und nobel wohnte; noch einige Treppenabsätze höher und man betritt des Dichters eigene Zimmer. Der damalige Besitzer des Hauses, ein freundlicher lieber Alter mit runder Stirn und vollem Gesicht, geleitete uns selbst hinauf, mit geschäftiger Zunge und mit bewegtem Herzen die Einzelnheiten der früheren Einrichtung erläuternd. Ich hätte ihn küssen mögen für die Pietät, die aus seinen Augen strahlte, wenn er von Schiller sprach, diesem betenden Priester der Kamönen, der mit Händeringen seinem heiligen Geschäft oblag. In der Kammer stand noch die Bettstelle, auf welcher der Dichter ruhte. „Nur hatte sie keine Füße", sagte der gute Herr, „sie lag platt mit dem Rumpfe am Boden." — Schiller liebte es nicht, in's Bett zu steigen; er streckte sich nur so hin, wohl wissend, daß seines Bleibens auch in der Nacht nicht immer lange war. Im Traume, oder wenn er wachend ruhte, fiel ihm oft ein Gedanke von Bedeutung ein, den er noch mit der Wirksamkeit der frischen Empfängniß zu Papier bringen mußte. Jede starke Körperbewegung verscheuchte ihm aber den Gedanken, den ihm die Muse wie einen Nachtkuß auf die heiße Stirn gehaucht. Er schob sich vom niedrigen Lager rasch in die Höhe; Licht und Material waren bei der Hand, und wenn das Geheimniß dem Griffel anvertraut war, bog er sich wieder still zurück auf sein Ruhebett. Am Morgen stand es dann da wie ein riesenhafter

Traumgedanke aus einer dem Leben entzogenen Welt des Ideals, und er machte sich an das mühsame Geschäft, gleich in die nächste Arbeit, welche ihm vorlag, die der Nacht abgelauschte Offenbarung irgendwo und wie einzupassen.



426. Aus Briefen von Heinrich Voß.

An Niemeyer.

12. August 1806.

Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkührlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag", statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrstage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besucht er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sei, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sehen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es rührt mich

noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Eines von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner, noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu sein.

An Eichstädt.

Februar 1805.

Goethe und Schiller, die Herrlichen sind nun genesen. Ich habe viel Kummer und Herzeleid um beide gehabt, denn ohne diese wäre mir ja Weimar nichts geworden. Ich habe gezittert bei dem Gedanken sie verlieren zu müssen, wie ich vor 8 Jahren um meinen theuren Vater zitterte, als der zu Tode lag. Es ist doch eine unnennbare Wonne, einen Vater und väterliche Freunde, die man kindlich und fast schwärmerisch liebt, wiedergeschenkt erhalten. Ich kann diese Freude manchmal nicht zu Ende fühlen.

An Abeken.

24. u. 25. Febr. 1805.

Kaum war Goethe dabei zu genesen, so fing der liebe Schiller zu kränkeln an. Der strenge Frost, die schneidende Luft wirkten vorzüglich auf seinen Körperbau, viel aber trug auch Goethes gefährliche Lage dazu bei, ihn aufs Krankenlager zu werfen. Ich fand ihn weinend an dem Tage, wo Goethe so elend war. Die folgenden Tage sah er blaß aus wie eine Leiche, er ging im Zimmer herum, aber seine Füße zitterten, und seine Stimme war matt, wie sein (sonst so glühendes) Auge ..... Ich bot mich am Dienstag [12. Februar] ihm zum Krankenwärter an, und der Gedanke, daß ich bei ihm die Nacht zubringen wollte, schien ihm Freude zu machen; auch war es ihm ein sichtbarer Trost, daß ich ihm von Goethe gute Nachricht brachte. Als ich

um halb zehn Uhr abends zu ihm kam, war er recht elend. Sein Leib war von Blähungen aufgetrieben, dabei hatte er die hartnäckigste Verstopfung; und da er in vier Tagen nichts gegessen hatte, war er noch entkräfteter.

Bis zwölf Uhr blieb auch die Frau oben. Mit dem Glockenschlage zwölf ward er unruhig und trieb die Frau an, zu Bette zu gehn, mit einem Eifer, den ich nicht begreifen konnte. Aber da lernte ich recht seine liebenswürdige Gesinnung kennen! Es war Vorsorge für seine Frau, denn er merkte eine herannahende Ohnmacht, und wollte seiner Frau einen Schrecken ersparen. Kaum war sie fort, so sank er mir in die Arme und lag wie tot da. Ich rieb ihm Schläfe und Brust mit einem Spiritus, und als er sich erholte, gab ich ihm Opium und Naphthatropfen.

Zum letzten Mal habe ich bei ihm gewacht am Geburtstage meines Vaters vom 20. auf den 21. Februar. Da trank er meines Vaters Gesundheit in einem viertel Glase Tokayer und aß auch ein Stückchen Kuchen. Wie schön er aber die Nacht schlief, glaubst Du nicht. Ich wünschte nichts sehnlicher, als daß er sich selbst betrachten und sich über sich freuen könnte, so ruhig und gesund atmete er. Da legte ich mich auch hin, und zwar zu seinen Füßen, indem ich mir zwei Stühle an sein Sofa rückte und den Kopf auf seine Bettdecke legte. Da habe ich ein paar schöne Stunden geschlafen, und als ich wieder aufwachte, lag er noch in derselbigen Stellung, ohne sich auch nur geregt zu haben.

Heute Nachmittag [24. Februar] war Schiller unbeschreiblich wohl und kräftig, wiewohl es ihm noch mit dem Arbeiten nicht recht hat gehn wollen. Wir spielen jeden Tag Schach zusammen, und das macht ihm Freude; er meinte, auf diese Weise käme er wohl zuerst wieder in seine gewöhnliche Thätigkeit hinein.

An Abeken.

9. März 1805.

Schiller ist ganz gesund; seine beiden Jungens besuchen mich alle Tage, da bringen sie ihre Arbeiten mit und sind dann ganz fröhlich, wenn sie nur bei mir sein dürfen. — Nun kommt des kleinen Ernst Geburtstag, da will ich ihm einen schönen Kuchen backen lassen, und den mit sieben Wachslichtern ihm ins Haus schicken.

An Niemeyer.

Weimar, im April 1805.

Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3—4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich grenzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unser einer. Göthe ist mir wie ein Vater, Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller nun ist ein außerordentlich heiterer Mann, der das „desipere in loco“ versteht und als ein „dulce est“ ansieht. Und da solltest Du ihn einmal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute, wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Verfassung, in der er das Lied an die Freude muß gesungen haben. Besonders jene Zeile

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter, seine Liebe und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein Herz drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusammen, brachten

darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, der vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nahm. Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sei bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir sein," fügte er leiser hinzu, „damit wir nicht gestört werden;" wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wollzogen wies.

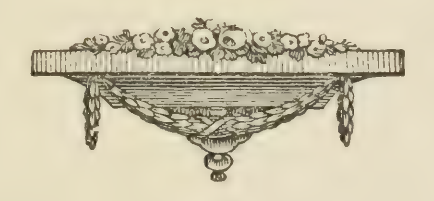
Und diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen das Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Übel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4 mal gewacht und bei Göthe 2mal. Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner liebenswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da wurde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich anfangs bei ihm befremdete, mit heftigem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter, da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hatte er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes, sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innig-

keit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos sein dürften, zu leben wünsche. —

An Göschen.

Jena 1. März 1808.

Nach Schillers Tode habe ich noch den Lear übersetzt; es war einer der lezten Wünsche Schillers gegen mich, und ich glaube dem Auftrag des Verstorbenen durch redlichen Fleiß eine heilige Ehrfurcht gezollt zu haben.



427. Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen.

Schiller kaufte von meinem Vater die hintere Abtheilung unsers Hauses nach der sogenannten Esplanade zu. Das vordere Haus nach der Windischen Gasse zu war Eigenthum meiner Aeltern geblieben. Zwischen beiden war ein Garten, an dem ein Geländer hinlief, innerhalb dessen ein Gang beide Häuser verband.

Eine meiner Schwestern — dieselbe, die von dem Garten aus Schiller am letzten Tag vor seinem Tode, den matten Blick zum Himmel aufgeschlagen, hinfällig am Fenster angelehnt gesehen hat, ein erschütternder Anblick, wie sie oft versicherte — ging zu Anfang von Schiller's Krankheit, wo er sich jedoch noch der freien Luft erfreuen konnte, vor diesem Geländer vorüber.

Schiller, der sich im Garten befand, fragte sie, wohin sie gehe? „Ins Theater, Herr Hofrath", antwortete sie. „Was geben sie denn heute?" fragte Schiller weiter. „Wallenstein's Lager", war die Antwort. „Ach! da bleiben Sie lieber hübsch zu Hause", versetzte Schiller. „Was sehen Sie denn daran! 's ist ja so nur tolles Zeug."

---

428. Aus Goethes Annalen (1805).

Also ward auch dieses Jahr mit den besten Vorsätzen und Hoffnungen angefangen, und zumal Demetrius umständlich öfters besprochen. Weil wir aber beide durch körperliche Gebrechen öfters in den Hauptarbeiten gestört wurden, so setzte Schiller die Übertragung der Phädra, ich die des Rameau fort, wobei nicht eigne Production verlangt, sondern unser Talent durch fremde, schon vollendete Werke aufgeheitert und angeregt wurde ...

Schiller, durch den dreißigsten Januar gedrängt, arbeitete fleißig an Phädra, die auch wirklich am bestimmten Tage aufgeführt ward, und hier am Orte wie nachher auswärts bedeutenden Schauspielerinnen Gelegenheit gab sich hervorzuthun und ihr Talent zu steigern.

Indessen war ich durch zwei schreckhafte Vorfälle, durch zwei Brände welche in wenigen Abenden und Nächten hinter einander entstanden, und wobei ich jedesmal persönlich bedroht war, in mein Übel, aus dem ich mich zu retten strebte, zurückgeworfen. Schiller fühlte sich von gleichen Banden umschlungen. Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschriebene zeugen noch von seinen Leiden, von Thätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff in's Schauspiel zu

gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte: ein Mißbehagen hinderte mich ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthüre um uns niemals wieder zu sehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.

Als ich mich ermannt hatte, blickt' ich nach einer entschiedenen großen Thätigkeit umher; mein erster Gedanke war den Demetrius zu vollenden. Von dem Vorsatz an bis in die letzte Zeit hatten wir den Plan öfters durchgesprochen: Schiller mochte gern unter dem Arbeiten mit sich selbst und andern für und wider streiten, wie es zu machen wäre; er ward eben so wenig müde fremde Meinungen zu vernehmen wie seine eigenen hin und her zu wenden. Und so hatte ich alle seine Stücke, vom Wallenstein an, zur Seite begleitet, meistentheils friedlich und freundlich, ob ich gleich manchmal, zuletzt wenn es zur Aufführung kam, gewisse Dinge mit Heftigkeit bestritt, wobei denn endlich einer oder der andere nachzugeben für gut fand. So hatte sein aus- und aufstrebender Geist auch die Darstellung des Demetrius in viel zu großer Breite gedacht; ich war Zeuge wie er die Exposition in einem Vorspiel bald dem Wallensteinischen, bald dem Orleanischen ähnlich ausbilden wollte, wie er nach und nach sich in's Engere zog, die Hauptmomente zusammenfaßte, und hie und da zu arbeiten anfing. Indem ihn ein Ereigniß vor dem andern anzog, hatte ich beiräthig und mitthätig eingewirkt, das Stück war mir so lebendig als ihm. Nun brannt' ich vor Begierde, unsere Unterhaltung, dem Tode zu Trutz, fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis in's Einzelne zu bewahren, und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaction eigener und fremder Stücke hier zum letztenmal auf ihrem höchsten Gipfel

zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend gearbeitet hatten, sollte, bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes, durch seinen Abschied nicht ganz verwais't sein. Genug, aller Enthusiasmus den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina, das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn geprängslos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weitern Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten. Wie oft mußt' ich nachher im Laufe der Zeit still bei mir lächeln, wenn

theilnehmende Freunde Schillers Monument in Weimar vermißten; mich wollte fort und fort bedünken, als hätt' ich ihm und unserm Zusammensein das erfreulichste stiften können.

429. Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

Im April kaufte mein Vater von dem Oberforstmeister Baron von Stein, der ein bieder teutscher Mann und Freund Goethes und des Vaters war, auf Anordnung des Artztes ein Pferd, da ihm früher die Bewegung zu Pferd so gut bekommen war. Mein Vater probierte es, ward handelseins, und das Pferd kam in unsern Stall, allein mein guter Vater sollte es nicht mehr besteigen; denn am Tage nach dem das Pferd angekommen war, ward mein Vater krank und sollte nicht mehr aufkommen. Während seiner nur wenig Wochen dauernden Krankheit freute er sich stets auf die Zeit wo er wieder ausreiten dürfe. Nach dem Tode des Vaters nahm von Stein das Pferd wieder zurück.

Mein Vater ward aber täglich schwächer und am 9t May wurden wir zu unserm Lehrer, einem Collaborator Eisert geschickt, um da der Vater sehr schwach war, ihn nicht durch unser Lärmen zu stören. Abends nach 5 Uhr so viel ich mich erinnern kann wurden wir nach Hause geholt, und uns gesagt, daß der Vater gestorben seye. Unsere Tante Wolzogen nahm uns an der Hand und führte uns an das Sterbebett unseres theuren Vaters; noch recht gut kann ich mir sein Aussehen erinnern. Wir Kinder kamen dann über die Zeit bis der Vater zur Erde bestattet war zu den Oncle Wolzogen ins Haus.



430. Aus Caroline v. Wolzogens Tagebuch.

Wenige Nächte vor Schillers Tod, träumte ich daß ich eine lange Perlenschnur inder einen Hand hielt, u. eine Perle nach der andern fiel in die andere hohle Hand, so daß ich es noch im Wachen fühlte. Der Tod Schillers war das erste tiefe Unglück in meinem Leben, u. seitdem brach eine Verkettung unglücklichen Geschickes auf mich ein.

Wenige Tage nach seinem Tod träumte ich mit solcher Klarheit daß es mir als Erscheinung dünkte, daß Schiller in mein Schlafzimmer kam, die beiden Hände auf meine Brust legte u. — Patroklus! zu mir sagte.

431. Aufzeichnung von Caroline v. Wolzogen.

Schiller erzählte Lolo, daß in einer Nacht des Fiebers im Feb. 1805, da H. Voß bei ihm gewacht, er in einem Anfall von Ohnmacht geglaubt Tod zu sein, sich Allein in Dunckel eingehüllt vor Gott geglaubt, u. die Rechenschaft seines Lebens vor den Ewigen ablegen wollen — als er aber Voßens Gestalt über sich gebeugt gesehen u. sich noch im Erdenleben gefunden. —

Auch am letzten Morgen seines Lebens riß er sich einigemal auf sah edel in die Höhe als habe er Alle Kraft gesammlet u. sagte einige mal Judex. Am vor Vor Abend sagte er einmal, nach Oben sehend ist das Euer Himmel ist das Eure Hölle, u. sah dann freundlich nach oben als hätte er eine liebe Erscheinung. Die tröstenden Worte daß es immer besser u. immer klärer in ihm werde sagte er mir am Abend vor seinem Todestag.

432. „Was ich als Schönheit hier empfunden
Wird als Wahrheit mir entgegen gehen" —

waren die Worte welche Schiller wenig Augenblicke vor seinem Tode aussprach. Sie bezeugen, wie mir dünket, die Reinheit der Seele welche diesen großen Poeten so sehr auszeichnete.

Daß Herr von Schiller diese Worte aussprach, erzählten mir seine Frau und Schwägerin selbst.

433. Aus Caroline v. Wolzogens Biographie.

Schillers physische Kräfte hatten seit dem Krankheitsanfall in Jena sichtlich abgenommen; seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue, so daß sie mich oft erschreckte; aber sein geistiges Leben blieb gleich stark und rege. Wer mag sich der Ahnung des Schrecklichsten hingeben? Die Hoffnung erhält sich bis zum Aeußersten in irgend einem Winkel unsers Herzens, und pflegt dort ihr zartes Reiß, das bei jedem milden Hauche neue Augen gewinnt. So war es mit uns. Schiller selbst schien auf Alles zu denken, was seinen Zustand erleichtern und das Leben erhalten könnte. Er glaubte, die Bewegung des Reitens dürfte ihm zuträglich seyn. Er hatte ein sicheres Pferd von einem Freund gekauft, und freute sich, es im Frühjahr zu besteigen. Schon früher hatte er auf unser Bitten sich in Jena ein Pferd gehalten, es aber bald wieder verkauft. „Es mache ihm kein Vergnügen", sagte er, „da er allein einen Genuß von dieser Ausgabe habe, und seine Familie ihn nicht theile."

Eine große Sehnsucht nach mannichfacher Weltanschauung auf Reisen wandelte ihn in den letzten Lebensjahren oft an. Wir erfreuten uns an Planen, und suchten den kürzesten Weg zum Meere, was er sehr zu sehen wünschte; aber es blieb bei diesen, und die Gewohnheit des stillen, ernsten Daseyns, die

Freude des Ausarbeitens seiner Dichtungen gewann in den nächsten Tagen wieder die Oberhand. Im letzten Frühling seines Lebens fühlte er ein oft wiederkehrendes Verlangen, die Schweiz zu sehen, und die Heimath Tells mit seiner Schilderung zu vergleichen. Dahin waren nun unsre Plane gerichtet; er hörte sie an; aber mehrmals sagte er: „Alle Projecte, die ihr für mich macht, laßt nur nicht über zwei Jahre sich hinaus erstrecken." Ach, hätte er wenigstens dieses gehoffte Ziel erreicht!

Auch Bauerbach wiederzusehn, wo er die ersten Tage der Freiheit verlebt, wünschte er in den letzten Jahren. Das kleine grüne Thal in der Waldumgebung lag ihm freundlich vor der Phantasie. Die Sorge, ihn dort bei einem Krankheitsanfall nicht gehörig verpflegt zu wissen, und andere kleine Aeußerlichkeiten hinderten die Ausführung des Planes. Wie lasten alle kleinen unbefriedigten Wünsche der Hingeschiedenen auf dem Herzen der Trauernden! Jede Freude, die sie dem Geliebten nicht zuwenden konnten, schärft den herben Schmerz!

Unser innerliches Leben war im letzten Winter sehr reich. Eine unaussprechliche Milde durchdrang Schillers ganzes Wesen, und gab sich kund in all seinem Urtheilen und Empfinden; es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm. Ich las damals den Livius, und die römische Geschichte war oft der Gegenstand unsrer Gespräche. So bemerkte er einst: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit der Menschen erblühen könnten, mit der römischen Republik untergegangen sey, habe nothwendig etwas Neues entstehen müssen; das Christenthum habe die Geistigkeit des Daseyns erhöht, und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht eröffnet."

Ueber Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit waren wir früher oft in Zwiespalt. Er achtete das Buch, aber meinen lebendigen Sinn dafür erkannte er nicht ganz. „Ich weiß nicht,

wie es mir ist", sagte er mir, als der letzte Frühling für ihn begann, „dieß Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb." Noch erinnere ich mich eines Gesprächs über den Tod, welches Schiller mit den schönen Worten schloß: „Der Tod kann kein Uebel seyn, da er etwas Allgemeines ist."

Den Unterricht der Söhne und ihre Fortschritte beobachtete er genau, und machte nach eines jeden Eigenthümlichkeit Plane für ihre künftige Existenz. Auf meinem letzten Spaziergange mit ihm im Park, sagte er: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich!"

Wenige Wochen vor der letzten Krankheit hörte er die Mlle. Schmalz bei mir singen; ihr seelenvoller Gesang rührte ihn sehr; sie sang die schöne Arie Zingarelli's aus Romeo und Julie. Ombra adorata aspetta; und Schiller sagte mir: „nie habe ihn ein Gesang auf diese Weise ergriffen." Es schien, als habe die herannahende Auflösung alle Organe seines Geistes und Gefühls geschärft.

Als ich das letztemal mit ihm ins Theater fuhr (es wurde ein Schrödersches Stück gegeben), äußerte er: sein Zustand sey ganz seltsam; in der linken Seite, wo er seit langen Jahren immer Schmerz gefühlt, fühle er nun gar nichts mehr." Man fand bei der Section den linken Lungenflügel total zerstört.

Am ersten Mai kündigte sich die letzte Krankheit Schillers als ein Katarrhfieber an, wie wir solche bei ihm gewohnt waren. Er selbst schien sich auch nicht bedenklicher krank zu fühlen, als bei ähnlichen Anfällen. Er empfing einige Freunde auf seinem Zimmer, und schien sich gern durch sie unterhalten zu lassen. Herrn v. Cotta's Besuch, der auf der Durchreise nach Leipzig über Weimar kam, erfreute ihn; alle Geschäfte sollten bei seiner Rückkunft abgemacht werden.

Da das Sprechen seinen Husten vermehrte, suchten wir ihn ruhig zu halten: auch sah er es am liebsten, wenn meine Schwester und ich allein um ihn waren. Der gute Heinrich Voß erbot sich zu Nachtwachen; doch blieb Schiller lieber allein mit seinem treuen Diener.

Der Demetrius beschäftigte ihn immerwährend, und die Unterbrechung dieser Arbeit beklagte er sehr. Sein Arzt hatte ihn noch in keiner ähnlichen Krankheit behandelt. Starke hatte immer die Cur geleitet, und dieser war mit der Großfürstin in Leipzig. Er suchte unsre Aengstlichkeit deßhalb zu stillen, und sagte uns, daß alle Recepte vollkommen passend seyen, daß er ganz nach Starkens Methode behandelt werde.

Bis zum sechsten Tage war sein Kopf ganz frei; er selbst schien nicht an nahe Gefahr zu glauben, und äußerte sogar, er habe in diesen Tagen viel über seine Krankheit gedacht, und glaube nun eine Methode gefunden zu haben, die seinen Zustand verbessern müsse. An Anstalten für die Zukunft der Seinen, wenn er nicht mehr wäre, dachte er gar nicht. Mein Mann war mit der Großfürstin in Leipzig; er sehnte sich sehr nach seiner Zurückkunft; vielleicht hegte er den Wunsch, sich gegen diesen über Manches auszusprechen.

Am sechsten Abends fing er an, oft abgebrochen zu sprechen, doch nie besinnungslos. Sein Blick auf die Gegenwart blieb klar. Alles Heterogene mußte entfernt werden. Zufällig hatte sich ein Blatt des Freimüthigen in sein Zimmer verirrt. „Thut es doch gleich hinaus, sagte er, daß ich mit Wahrheit sagen kann, ich habe es nie gesehen. Gebt mir Mährchen und Rittergeschichten; da liegt doch der Stoff zu allem Schönen und Großen." Die Contes de Tressan hatte er immer geliebt; doch konnte er ein anhaltendes Vorlesen nicht ertragen.

Als ich am Abend des siebenten zu ihm kam, wollte er, wie gewöhnlich, ein Gespräch anknüpfen, über Stoffe zu Tragödien,

über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen erregen müsse. Ich antwortete nicht mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit, weil ich ihn ruhig halten wollte. Er fühlte es, und sagte: „Nun, wenn mich Niemand mehr versteht, und ich mich selbst nicht mehr verstehe, so will ich lieber schweigen.“ Er schlummerte bald darauf ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?“ rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe, als begrüßte ihn eine tröstende Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als ich Abschied nahm, sagte er zu mir: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist.“

Den Morgen des achten hatte er leidlich zugebracht, still und oft schlummernd. Als ich gegen Abend kam, vor sein Bett trat, und fragte, wie es ihm gehe? drückte er mir die Hand, und sagte: „Immer besser, immer heitrer.“ Ich fühlte, daß er dieß ganz in Bezug auf seinen innern Zustand sagte. Es waren die letzten an mich gerichteten Worte, die ich von den theuern Lippen vernahm. Er verlangte, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Mit heiterm Blick schaute er in den schönen Abendstrahl, und die Natur empfing seinen Scheidegruß. Seine Kinder verlangte er selten zu sehen. Die jüngste Tochter, die man ihm noch am achten, Morgens gebracht, hatte er mit Freude und Wohlgefallen betrachtet. Sein treuer Diener, der die Nächte bei ihm zubrachte, sagte, daß er viel gesprochen, meist vom Demetrius, aus dem er Scenen recitirt. Einigemal habe er Gott angerufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Der Ewige erhörte seine Bitte. Am neunten früh trat Besinnungslosigkeit ein; er sprach nur unzusammenhängende Worte, meistens Latein.

Ein ihm verordnetes Bad schien er ungern zu nehmen; doch war er in Allem, was zu seiner Wartung geschehen mußte, ergeben und geduldig. Der Arzt hatte nöthig gefunden, daß er ein

Glas Champagner trinke, um die mehr und mehr sinkenden Kräfte zu heben. Es war sein letzter Trunk. Seine Brustbeklemmungen schienen nicht sehr schmerzlich. Wenn er, davon ergriffen, auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, schien uns aber nicht zu kennen.

Das ist wohl der zerreißendste Schmerz für ein Menschenherz, die schöne Harmonie des Geistes zerstört, das zarte Band, das auf Erden an die Geliebten bindet, zerrissen zu sehn, die Augen, aus denen beseelende Liebe leuchtete, mit starrem, irrem Blick auf uns geheftet zu erblicken! Aber es ist ein Schmerz, der den Geist aus den Banden der Erde löst und ihn das Ewige zu umfassen drängt.

Gegen drei Uhr trat vollkommene Schwäche ein; der Athem fing an zu stocken. Meine Schwester kniete an seinem Bette, sie sagte: „daß er ihr noch die Hand gedrückt." Ich stand mit dem Arzte am Fuße des Lagers, und legte gewärmte Kissen auf die erkaltenden Füße. Es fuhr, wie ein elektrischer Schlag über seine Züge; dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte sein Antlitz; seine Züge waren die eines sanft Schlafenden.

Mein Arzt und Freund, der Doctor Herder, der Schillern innig liebte, sagte mir nach der Section, der er beigewohnt, „daß, wenn er auch von diesem Fieber hätte genesen können, er doch, nach dem Zustande der Lunge, nicht länger als ein halbes Jahr gelebt und schwere Beängstigungen erduldet haben würde."

Den Monolog der Marfa im Demetrius fand mein Mann auf Schillers Schreibtisch; es waren wahrscheinlich die letzten Zeilen, die er geschrieben.

Die Trauer war in Weimar allgemein, und Beweise der herzlichsten Theilnahme strömten uns von allen Seiten zu. Es war ein Theaterabend; kein Schauspieler wollte spielen, und in dem reinsten Gefühl eines solchen Verlustes setzte Mlle. Jagemann es durch, daß das Theater geschlossen blieb.

Das Leichenbegängniß war dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet; aber zwölf junge Männer höheren Standes nahmen die Leiche den gewöhnlichen Trägern ab, und von liebenden Freundesarmen wurde sie zur Ruhestatt getragen. Es war eine schöne Mainacht. Nie habe ich einen so anhaltenden und volltönenden Gesang der Nachtigallen gehört, als in ihr.

Mein Mann war auf die Unglücksnachricht, die ihn in Naumburg traf, herbeigeeilt; er kam noch an, um sich dem Trauerzuge auf dem Kirchhof anzuschließen.

---

434. Henriette v. Knebel an ihren Bruder Karl Ludwig.

Weimar 15. Mai 1805.

Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so ganz verdorbenen und aufgelösten Körper angetroffen hätten, alles verknorpelt, nur den kleinsten Rest von Lunge und — stelle Dir vor! — gar kein Herz mehr, nichts mehr, nichts als ein Stückchen Haut. Ich glaube, daher kommt es, daß ich Schillern nie anreden konnte, so gern ich ihn auch sprechen hörte; ich habe mich oft über mich geärgert, aber jetzt muß ich mich selbst entschuldigen . . . . Wenige Stunden vor dem Tod sagte Schiller, daß ihm alles so heiter wäre, so schön sähe er alles. Dies waren seine letzten Gefühle und Worte. Er starb eigentlich sehr glücklich. Zuletzt war es nur, als wenn ein elektrischer Schlag über sein Haupt käme, so geschwind veränderten sich seine Züge.

---

435. Aus Briefen von Charlotte v. Schiller.

An Friederike v. Gleichen-Rußwurm.

Weimar den 31ten May 1805.

Er ist heiter von uns gegangen und der lezte Blick, mit dem er mich ansah, war voll Liebe; was er übrigens litt, fühl ich, hat nur das Menschliche gelitten. Seine Seele war schon über das Leben hinweg. — Er muß unendlich gelitten haben und schweigend, so zeigte sichs. Sein Muth, mit dem Er das Leben ertrug, ist auch mir eine schöne Lehre für das meinige.

An Fritz v. Stein.

Weimar, den 1. Juni 1805.

Er ahnete nicht die nahe Trennung, wenigstens sagte er mir es nicht. Aber als seine hohe Natur unterlag, als der Krampf sein Gesicht verstellte, da hob ich den gesunkenen Kopf auf, ihn in eine bessere Lage zu bringen, und er lächelte mich freundlich an, und sein Auge hatte den Ausdruck der Verklärung. Ich sank an seinen Kopf und er küßte mich. Dies war das letzte Zeichen seiner Besinnung; ich aber schöpfte Hoffnung daraus. Indem ich mit meiner Schwester im Nebenzimmer sitze, und sage, daß ich diesmal doch seiner guten Natur traute, so ruft uns der Bediente, der letzte Augenblick nahte, ach, vergebens wollte ich seine kalte Hand erwärmen, es war umsonst.

Lieber, lieber Freund, es ist schrecklich, daß ich das erleben mußte, und doch danke ich Gott, daß ich bis zum letzten Augenblicke Muth und Hoffnung behielt. Den vorletzten Tag, nachdem er viel phantasirt hatte, kam Caroline an sein Bett und fragte, wie es ginge. Da sagte er: „heitrer, immer heitrer!" Diese letzte Stimmung kann uns tröstlich seyn, wie der Gedanke, daß ich bis ans Ende treu bei ihm aushielt.

An Christophine Reinwald.

Anfang Juni 1805.

Dieses muß ich dir noch erzählen, wie schön das Gebet unsres Lieben erhört wurde. Er rief in der Nacht aus: Du von oben herab bewahre mich vor langem Leiden! Dies Gebet ist schön erfüllt worden und gibt mir neuen Muth und Vertrauen, daß auch für mich die Vorsehung wacht und mich auch leiten wird bis zum Grabe.

So leicht und schnell, wie sein Geist rein und erhaben war, hat ihn nach den langen Leiden des Lebens Gott von uns gerufen. Eine lange tödtliche Krankheit hätte seinen Geist tief gebeugt und der Anblick unseres Schmerzens.

An Louise Franckh.

Weimar den 12. Juni 1805.

Sein Geist ist um mich und gibt mir Muth in die Seele, das Leben ohne ihn zu tragen! Er gab mir ein Vorbild, wie ich leben soll, denn er, mit den unendlichen Leiden seines Körpers, vergaß in der Nähe seiner Geliebten sich selbst und war heiter, liebend, theilnehmend. Er wurde immer milder, immer zufriedener mit seiner Lage, seinen Umgebungen, sah das Leben immer mehr aus einem höheren Gesichtspunkt an. —

Liebe, gute Louise! Ich fühle mit Schmerz, aber mit Ergebung in Gottes Fügung, daß er uns nicht leben konnte, daß sein Leben, hätte es auch gefristet werden können durch ein Wunder, doch nicht ohne völlige Kränklichkeit, ohne Versiegung seines hohen Geistes hätte dauern können. Alles war in ihm zerstört; seit dem vorigen Jahr im Julius, wo er die fürchterliche Kolik hatte, daß G. R. Stark, wie er jetzt selbst gestand, ihm keine halbe Stunde mehr Leben gegeben hätte, hat er sich nicht wieder recht erholt. Weil ich ihn schon öfter so krank gesehen hatte, hoffte ich auch jetzt, freute mich seit der Zeit über jeden Beweis seiner

Kräfte, ach Gott! und umsonst! Husten, Katarrh, Fieberanfälle hatte er seit der letzten Krankheit beinahe immer; dreimal diesen Winter kam der Fieberanfall, und der letzte dauerte 9 Tage. Er war viel ruhiger als sonst, nahm Theil, so lange er konnte, an unsern Gesprächen, verlangte nach den Kindern; von Dienstag bis Donnerstag phantasierte er beinahe immer, wollte nichts essen und wenig trinken; in den ersten Tagen brach er Alles von sich.

Wir machten ihm begreiflich, daß er sich baden müsse; er that es, und das erste Bad bekam ihm so gut, daß er sagte, er habe nun völliges Vertrauen zu sich und wüßte nun, wie er sich behandeln müsse in der Zukunft. Ich mußte an Cotta in Leipzig schreiben, daß er besser sei; Cotta hatte ihn krank gefunden, als er hier durchreiste; meine Schwester sollte es Wolzogen schreiben; kurz er war heiter und voll Vertrauen. Aber dieß war Montags; von Montag Nacht schlief er wenig mehr; Dienstag und Mittwoch phantasierte er noch viel. Aber Ernst und Emilie ließ er kommen, freute sich über die Kleinen; kurz, wenn er sich seiner bewußt war, war er liebevoll, freundlich.

Meine Gesundheit beunruhigte ihn schon lange; weil ich beständig Neigung zum Katarrh habe, viel angegriffen war, mußte ich immer etwas gegen den Husten nehmen in seiner Gegenwart, und er sprach auch mit dem Arzt über mich, daß er mit mir nach Brückenau wolle, in ein Bad 20 Meilen von hier, das man uns rühmte . . . Ach Gott, warum ist er, um den ich gern mein Leben hingegeben, nun nicht mit uns! Den einen Abend ging ich nahe zu ihm: da nahm er meine Hand und sagte: Liebe Gute! — — Von mir nahm er ein, wenn er noch so sehr phantasierte, verlangte auch oft nach meiner Schwester, die mit treuer Liebe ihn pflegen half. Kurz, wenn er sich selbst fühlte, fühlten wir seine Liebe. Sein letztes Zeichen von Bewußtsein war, daß er mich anlächelte mit einem Blick, den ich malen möchte, aber nicht ausdrücken kann, so heiter himm-

lisch! Ich hob seinen Kopf auf die bessere Seite, und er sah mich so an und küßte mich — ach Gott! dieß war das letzte Zeichen seines Gefühls für mich! Dieser Blick gießt Frieden in mein Herz, wenn die Welt ihm zu enge wird. Dafür, daß ich Hoffnung hatte bis zuletzt, danke ich Gott, denn ich hätte sonst den Muth verloren, hätte ihm nicht beistehen können. Den letzten Tag schlief er gegen Nachmittag ein; ich saß, um ihn nicht zu wecken, in der Nebenstube mit meiner Schwester und sagte leise: „da er jetzt schläft, habe ich Hoffnung, denn seine Natur ist gut;" (ich rief mir die gute Natur unsrer geliebten Eltern zurück); ich hatte Hoffnung — als der Mensch, den wir an das Bett gesetzt hatten, da wir hinausgingen, uns rief, und der Krampf verzog sein Gesicht, nach wenigen Minuten war er kalt, und ich suchte umsonst die geliebte Hand zu erwärmen. Sein Geist, der vielleicht noch seiner Hülle näher war, hat auch da meine Liebe noch gefühlt! —

Nun fürchte ich nichts mehr in der Welt, da ich das einzige Wesen mußte sterben sehen und leben muß. Es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und der Tod hat alle Schrecken verloren auf einmal. Er winkt mir freundlich, ich kann mich innig sehnen nach diesem Moment. So lange ich kann, will ich für unsre Kinder leben und wirken, um ihm zu zeigen daß ich seiner Liebe werth war, denn sie sind sein theures Erbtheil. Sie sind gut und brav und lieben mich herzlich. Ich will vor allen Dingen ihre Constitution stärken und sie nicht in die strengen Regeln der Erziehung beugen, denen gewiß die starke Natur ihres Vaters unterlag; denn das Leben in der Akademie, der Mangel an ganz freier Bewegung des Körpers war gewiß der erste Grund zu unseres Geliebten Kränklichkeit. Er gab in seiner Jugend zu wenig auf sich Achtung, und als er in Mannheim das kalte Fieber so gewaltsam curierte, war es der zweite schlimme Einfluß auf seinen Körper. —

Bei meinen Leiden ist mir der Rückblick auf mein Leben mit ihm ein Trost, denn ich suchte mit Allem, was in meinen menschlichen Kräften stand, von ihm abzuwenden, was ihm hätte nachtheilig sein können. Ich habe seinen Geist, seine volle rege Thätigkeit unterhalten, indem ich nur für ihn lebte. Ohne mich wäre er vielleicht nicht so lange der Welt geblieben. Dieser schöne Zweck des Lebens ist nun nicht mehr für mich; ich muß meine Kinder an mein Herz drücken und fühlen, warum ich noch lebe, wenn mir mein ganzer Verlust einfällt. — Wenn wir an sein Leben denken, liebe Luise, wenn wir denken, wie hundertmal thätiger und wirkender er lebte und in der Nachwelt leben wird als eine ganze Generation von Menschen, so sollten wir nicht klagen über seine Thätigkeit des Geistes. — Er war nicht wie andere Menschen, die sich mühsam anstrengen, um etwas hervorzubringen; wenn er etwas hervorbrachte, so ward es ihm leicht, und er war am glücklichsten in diesem Moment! Ich suchte nur die ängstlichen Vorstellungen gern von ihm zu entfernen und alle Rücksichten, daß sein Geist nicht sollte gehemmt werden. Ich fühlte aber immer, daß ich diesem Geist keine Fesseln anlegen könne, und suchte lieber ihm das wirkliche Leben nicht drückend zu machen durch Störung seiner Wirksamkeit. Ich hätte jedes Schicksal mit ihm getheilt und hätte alle Aufopferungen ihm gebracht, das kann ich mir sagen. Andere, die seinem Geist nicht so nahe lebten, hielten das, was der Erguß seines Wesens war, für künstliche, gefährliche Anspannung. Er hat lange nur noch durch seinen Geist gelebt, so zeigte es sich leider, wie Alle sagen. —

---

436. Aus einem Brief an Gruber.

Weimar d. 13. May 1805.

Ich eile, mein verehrter Freund, Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, die zwar schmerzlich, aber eben so wichtig ist. Am

9. Abends 6 Uhr war die unglückliche Stunde, wo der Tod den geliebten Schiller aus unserer Mitte riß. Wir standen erstarrt bey dieser Nachricht, denn eben jetzt hatte er nicht lange gelegen. Als er im vorigen Sommer von Berlin, wo er der Aufführung seines Wilhelm Tell beygewohnt hatte, nach Jena zurückkam, wo seine Gattinn ihre Niederkunft erwarten sollte, war er krank, und nicht ohne Gefahr. Diese Gefahr ging aber vorüber, er hat in den letzten Tagen über nichts geklagt, als daß es in diesem Jahre doch auch gar nicht Frühling werden wolle, obschon er sonst unter den schmerzhaftesten Krämpfen gearbeitet hatte. Wir hatten daher eben jetzt alle die schönsten Hoffnungen gefaßt, als mit einem Male die schreckliche Nachricht kam. Donnerstags am Morgen fing er an heftig zu phantasiren, redete viel von Soldaten und Kriegsgetümmel, rufte aber noch öfter den Nahmen Lichtenberg, in dessen Schriften er kurz vorher gelesen hatte. Gegen Mittag ward er ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus welchem er noch ein Mal zum Bewußtseyn auf kurze Zeit erwachte, welche er zum schmerzlichen Abschied und zu der Anordnung benutzte, daß man seine Leiche ohne alles Gepräng, ganz in der Stille, und aufs einfachste zur Erde bestatten möge. Er ward sogar wieder munter, und äußerte: jetzt ist mir das Leben so klar, so vieles hell und erklärt. Bald darauf sank er wieder in Schlummer, um nie wieder daraus zu erwachen.

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
  Mit purpurnem Kusse Hain und Feld,
Säusle nieder, Abendroth, und flöte
  Sanft in Schlummer die erstorbne Welt.
Morgen — ach! du röthest
  Eine Todtenflur,
Ach! und du o Abendroth umflötest
  Seinen langen Schlummer nur.

Seine Leiche ist geöffnet worden, man hat die Lunge meist destruirt, die Herzkammern fast ganz verwachsen, die Leber ver-

härtet, und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt gefunden; für Gall hat man einen genauen Abdruck seines Schädels genommen. Eigentlich sollte er am Sonntag erst begraben werden, weil aber seine Leiche zu schnell in Verwesung überging, mußte man ihn in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag begraben. Seiner eignen Anordnung zu Folge sollten ihn Handwerker tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler wollten ihrem großen Mitbruder auch im Tode noch ihre Liebe und Achtung beweisen, und nahmen den Handwerkern den Sarg ab. Ich nenne Ihnen von diesen Freunden des unsterblichen Dichters nur zwey, die Ihnen bekannt seyn werden, den Professor Voß, und den Mahler Jagemann. In feyerlicher tiefer Stille ward der Sarg, zwischen 12 und 1 Uhr zu Mitternacht, auf den Kirchhof getragen. Der ganze Himmel war umwölkt und drohte Regen, schaurig durchzog der Sturm die alten Dächer der Grabgewölbe und die Fahnen ächzeten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, — die Leiche Schillers ruht in dem Landschafts-Kassen-Gewölbe — da zerriß der Sturm plötzlich die dunkle Wolkendecke, der Mond trat hervor mit ruhiger Klarheit, und warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuern Uiberresten. Man brachte den Sarg in die Gruft, der Mond trat wieder hinter die Wolke und der Sturmwind brauste heftiger.

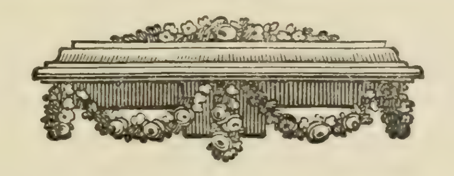
---

437. Die Leichenöffnung am Tage nach seinem Tode bewies augenfällig, daß seine Parce auch schon den letzten Flocken am Rocken ausgesponnen hatte. Bei einer solchen Verzehrung und Zusammenschrumpfung der edelsten innern Lebenstheile, bei einer solchen Beschaffenheit der Lunge und Ausdehnung der Gallenblase, war ohne eine Rückkehr in Mutterleib keine Genesung, nicht einmal eine Fristung möglich. Nur das bleibt wunderbar, daß der auch seinem Körperbau und Organismus nach vom Prometheusfinger

der Natur kräftig und stark gezeichnete Mann, der aber früh schon in diese Form gewaltig eingriff, in diesem Zustand noch so thätig und rüstig seyn, und noch in den letzten Tagen, wo er mit nichts, als der zögernden Frühlingssonne unzufrieden war, sich mit einem Werk beschäftigen konnte, das er schon im voraus unter seinen gelungensten zählte. Allein, er hatte leiden gelernt, und die ihm nahe waren, wußten, daß er oft zwischen den erschöpfendsten Krämpfen an seinen trefflichsten Erzeugnissen, Meisterstriche that. Seine herrlichsten Erscheinungen kamen ihm gewöhnlich erst nach der alten Geisterstunde, nach Mitternacht, zuweilen erst

ad galli cantum, consultor ubi ostia pulsat.

Er liebte und schätzte den edeln Hufeland, als einen seiner erprobten Freunde in der genußreichen Periode seines ersten Weimarischen Lebens. Aber Hufelands Makrobiotik war ihm stets ein Aergerniß, und er erlaubte sich zuweilen halb im Scherz, halb im Ernst allerlei Bemerkungen darüber, die eine entschiedene Abneigung gegen alle prosaische Lebens-Verlängerung verriethen.



438. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers.

Acht Tage vor seinem Tode besuchte er noch das Theater. Ich stand am Eingang desselben, als er kam. Er grüßte mich mit den Worten: „Guten Abend, Genast! Goethe hat mich bis an das Palais begleitet; er kommt heute nicht, aber ich will mir das Stück doch ansehen. Kotzebue ist zwar nicht mein Mann, aber er kennt das Theater." Ich war erschrocken über sein blasses

Gesicht mit fast gläsernen Augen. Den andern Tag ging ich in geschäftlicher Beziehung zu ihm. Der Bediente sagte mir, daß sein Herr eine sehr schlimme Nacht gehabt habe und zu Bette läge. Trotzdem empfing er mich mit seiner gewohnten Milde. „Ja, ja, mein lieber Genast, da liege ich wieder," sagte er. „Mit Goethe geht es heute auch nicht gut; ich habe zu ihm geschickt. Seine kräftige Natur hilft ihm über Alles hinaus; er wird genesen; wer aber weiß, was uns die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben." Darauf gab er mir einige Befehle und reichte mir zum Abschied die Hand, die fieberisch brannte. Mit tiefer Wehmuth verließ ich sein einfaches Stübchen, um ihn nur auf der Bahre wiederzusehen. Am 9. Mai hauchte er seinen unsterblichen Geist aus.

Unser Jammer war groß, aber keiner wagte, sein Dahinscheiden Goethe mitzutheilen, und doch wußte man nicht, wie man es anfangen sollte, ohne seinen Befehl die nächste Vorstellung zu sistiren. Endlich legte sich die Jagemann ins Mittel und erklärte dem Herzog unumwunden, daß sie in ihrer Stimmung nicht Komödie spielen könne. Darauf wurde auf Befehl des Herzogs Sonnabend den 10. Mai die Bühne geschlossen. Statt des Theaterzettels erschien den andern Tag folgende, aus einer Kanzlei hervorgegangene Bekanntmachung:

„Weimar, den 10. Mai 1805

„Bei der traurigen Stimmung, welche durch das Ableben des allgemein geschätzten und um das deutsche Theater so sehr verdienten Herrn Hofrath von Schiller, allhier, besonders bei dem Personale des fürstlichen Hoftheaters hervorgerufen worden, wird auf Ansuchen desselben die morgende Darstellung mit gnädigster Zustimmung ausgesetzt."

Alle diese Vorkommnisse waren Goethe, der selbst bettlägerig war, bis nach der Beerdigung Schiller's verheimlicht worden;

erst Sonntag den 12. theilte sein Sohn August ihm die Trauerkunde mit. Darauf soll er den Befehl ertheilt haben, Niemand, wer es auch sei, zu ihm zu lassen.

Einige Zeit darauf führten mich dringende Geschäfte zu ihm; mit Zittern und Zagen trat ich den Weg an. Er empfing mich mit ernster Miene, äußerte aber kein Wort über Schiller's Dahinscheiden. Als ich seine Befehle eingeholt hatte, wollte ich mich entfernen, da rief er: „Noch eins! Sagt dem, der die sonderbare Annonce über den Tod meines Freundes verfaßt hat, er hätte es sollen bleiben lassen! Wenn ein Schiller stirbt, bedarf es dem Publikum gegenüber wegen einer ausgefallenen Theatervorstellung keiner Entschuldigung." Ich wußte recht gut, wer sie verfaßt hatte, schwieg aber wohlweislich, um einen sonst hochverdienten Mann nicht bloßzustellen. Es war eben damaliger Kanzleistil, Goethe's Entrüstung hielt sich aber doch nicht gegen ihn zurück. Längere Zeit ging Goethe nicht in das Theater.

---

439. Kirms an Böttiger.

10. Mai 1805.

Am Mittwoch vor acht Tagen [1. Mai] sprach ich Schiller zum letzten Mal im Theater. Es ist dieses für das deutsche Theater ein nicht geringer Verlust. Für unser Theater wäre er größer, wenn wir Goethe verlören; ich könnte ohne Stütze diese Geschäfte ferner nicht versehen.

---

440. Aus Robinsons Erinnerungen.

The dates of occurrences about this time are uncertain but an event now took place the date of which is contained in every modern biographical dictionary; The death of Schiller.

Before I speak of this howewer I will remark that among the

causes of regret arising out of my residence at Jena is this that I did not take more pains to be received into the society of the great poets of Weimar. I saw Schiller as I did the others occasionally; but I did not push myself into their notice — This I need not indeed regret — The only conversation I recollect having had with Schiller arose from my asking whether he did not know English as I saw German translations of Shakespeare among his books. He said, I have read Shakespeare in English, but on principle not much — My business in life is to write German and I am convinced that a person cannot read much in foreign languages without losing that delicate tact in the perception of the power of words which is essential to good writing — I also asked him whether he was acquainted with Lillo — He said he began a play on the story of George Barnewell He thought highly of Lillo's dramatic talent — I told him the story of Fatal Curiosity which he thought a good subject — By the bye Werner after this worked up a mystical play on this subject He calls it the 23rd of February on which day for several generations horrid events take place in a doomed family — a frightful piece as all Werner's plays are.

Schiller during all the time I was at Jena was in poor health — Tho' his greatest works were produced at that time, he lived very retired and his habit was to write at midnight, having intoxicated himself for the purpose with coffee — The report of his being in great danger had been for some time circulated at Jena.

The 10th of May was Fries's last day at Jena — and as usual I went with him to take after dinner coffee at Zwätzen and I left the party early to keep an engagement to take tea with Knebel at Fahrenkrüger's — While there a person came in with the news Schiller ist todt — Knebel sprang up and in a loud voice exclaimed, whilst he struck the table violently

with his fist — Der Tod ist der einzige dumme jung — It was ridiculous and pathetic — Dear Knebel's passions were always an odd combination of fury and tenderness — He loved Schiller and he gave to his feelings immediate and unconsidered expression — He had no other word for them now than the comic student word of offence, the prelude to a duel — Death is the only fool. —

441. Fichte an Wilh. v. Wolzogen.

Erlangen 1. Juni 1805.

Innigst erschüttert hat mich und meine Frau, welche letztere die Freiheit nimmt den beigeschlossenen Brief an Frau von Schiller beizulegen, die Nachricht vom Tode unsers theuren Schiller. Ich hatte an ihm noch Einen der höchst seltenen Gleichgesinnten über geistige Angelegenheiten. Er ist hin. Ich achte, daß in ihm ein Glied meiner eignen geistigen Existenz mir abgestorben sei.

442. Aus Briefen von Johann Dietrich Gries.

An Hufeland.

Jena 26. Juli 1805.

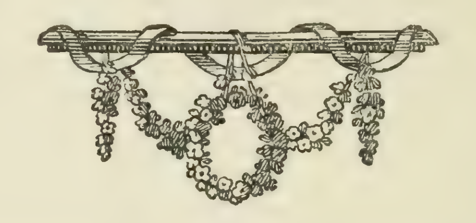
Sie können sich denken, wie sehr Schillers Tod mich gebeugt hat. Ich habe an ihm einen Lehrer und, ich darf wohl sagen, einen Freund verloren. Ohne seinen Rath würde ich nie gewagt haben, diese Bahn zu betreten; seine Aufmunterung galt mir mehr als der Beifall einer halben Welt. Er war es, der

„Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu muthigem Gesang entfalten konnte;
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Ihm dank ich ihn, denn ihm gehört es zu."

An Charlotte v. Schiller.

Jena, den 18. April 1813.

So oft ich mich meiner frohen Jugend erinnere, fallen mir die glücklichen Tage wieder ein, wo ich Schillers Umgang, Aufmunterung und Belehrung genoß. Wenn ich in meinen Bestrebungen nicht ganz unglücklich gewesen bin, so habe ich es wahrlich ihm allein zu verdanken. Sie wissen es ja, mit welcher himmlischen Güte er ein strebendes Gemüth an sich zu ziehen, aufzumuntern, anzuregen wußte. Auch ist mit ihm mein Bestes dahin gegangen. Seit er uns verließ, habe ich es fast nicht mehr gewagt, mich in eigenen Dichtungen zu versuchen. Ich begnüge mich, mir durch Uebertragung fremder Arbeiten einiges, wenn gleich nur untergeordnetes Verdienst, zu erwerben.



443. Aus Briefen von Joh. Heinr. Voß d. J.

An Griesbach.

Weimar, 13. Mai 1805.

Gott wird es mir verzeihen, wenn ich am Donnerstag Abend, als ich um 10 Uhr die Nachricht erfuhr, wider seine weise Vorsicht gemurrt habe. Ich war bitter gegen das Schicksal, bis ein heißer Thränenstrom besseren Empfindungen Platz machte. Ich murre nicht mehr, ich bin voll dankbarer Gesinnung, daß uns der liebe Mann so lange gelassen wurde; aber getröstet bin ich nicht. Die Sektion hat gezeigt, daß er nicht länger leben konnte. Der Tod hat die Rechte an seiner Hülle in Anspruch genommen,

die ihm die lebende Natur nicht länger versagen konnte. Ungerecht wäre es, hier bitter sein zu wollen; aber getröstet bin ich nicht, und werde es so bald nicht, und will es auch nicht werden.

Vorgestern wurde die sterbliche Hülle zu Grabe gebracht. Dieser Mann, der in seiner Braut von Messina am Grabe des Manuel den Cäsar zur Mutter sagen läßt:

„Er lebt in deinem Schmerz ein selig Leben!"

dieser Mann durfte nur von solchen beerdigt werden, die auch seinen Verlust schmerzlich zu fühlen wußten. Das ist geschehn; und ich bin überzeugt, daß wir darin den Willen des Verewigten, wenn er anders je hieran gedacht hat, erfüllt haben.

Gestern wurde ihm die letzte Feierlichkeit erwiesen, und unter Tönen aus dem Mozartischen Requiem haben wir den irdischen Abschied von ihm genommen. Die Kinder waren mit in der Kirche; die kleine Emilie lachte während der Trauerrede, und bewegte die Herzen aller Anwesenden mehr, als die Worte des Redners, die — Worte waren.

An Wilh. Voß, Abeken, Dethleffen und Solger.

Weimar 22. Mai 1805.

Bis jetzt ist der seelige Schiller, der liebenswürdigste Mann, den die Erde trug, der Eine Gegenstand, der meine ganze Seele füllt. Ich denke nur an ihn bei Tage und bei Nacht; aber ich suche ihn nicht mehr, wie in den ersten Tagen nach dem Tode. Ich habe mich gewöhnt an den Gedanken ihn irrdisch verloren zu haben, und suche jetzt nur auf eine andere Weise mir ihn zu erhalten, durch eine treue und heilige Erinnerung, und in diesem Streben habe ich schon wahrhaft frohe Stunden wieder genossen. Ich bin sehr reich, durch das schöne lebendige Bild, welches ich von ihm im Herzen trage, und es schwebt mir stets

vor, wie die Gestalt eines Heiligen. Jede Kleinigkeit von dem Manne, die mir, als er lebte, gleichgültig schien, gewinnt jetzt hinterher eine tiefe Bedeutung, und ich halte alles fest um auch nichts zu verlieren. Fast noch liebenswürdiger scheint mir der Mann jetzt, da er nicht mehr ist, und um jede Erinnerung, die ihn betrift, fügt sich eine Art von Glorie. . . . . Wie wohl wird mir, so oft ich mit Innigkeit an ihn denke, den Herrlichen, oder eins seiner Werke lese und ihm nachempfinde, oder von ihm träume, und herzliche Gespräche mit ihm führe. Vor 4 Nächten spazierte ich mit ihm im Lande Dithmarsen. Ich wollte ihn so eben an den Deich führen, und fragte mich schon, wie der niegesehne Anblick der majestätischen Elbe und des Meers auf seine Seele wirken würde: — allein da erwachte ich. — Dieser Traum ist der Nachklang so manches heitern Gesprächs, das ich mit Schillern führte. Nie hat er den Anblick des Meers genossen, und da habe ich ihn öfter ermuntert einmal nach Cuxhaven zu reisen. Wir machten dann halb ernstlich halb scherzhaft Reisepläne, die nach Jahresfrist sollten von Statten gehn, und da erzählte ich ihm denn auch von den gastfreien Dithmarsen, und von der Liebe, die er als herrlicher Schriftsteller auch in meinem Vaterlande habe. Er sagte dann wohl, daß er sich sehnte nach dem Anblicke des „großen Wasserelementes", und ich sagte ihm einmal, er müsse schon deshalb eine solche Reise machen, damit er nur sich selber verstünde, und einmal recht empfände, wie schön er gedichtet habe:

> Ich höre fern das ungeheure Meer
> An seine Ufer dumpferbrandend stoßen.

So denke ich an alle Gespräche, die ich mit diesem herrlichen Mann geführt habe. Alle Mittwoche, Sonnabende und Montage war ich Nachmittags regelmäßig anderthalb Stunden bei ihm, und Gott weiß, ich freute mich schon des Morgens beim Erwachen auf diese Nachmittagsstunden. Und wenn ich dann zu ihm kam,

Gott! wie war der Mann immer freundlich und liebreich. Ich konnte es oft nicht lassen, wenn ich fortging, ihm einen herzlichen Kuß auf seinen Mund zu drücken. Schiller hat es auch gewußt, wie unendlich ich ihn lieb hatte, und deswegen war ich ihm auch nicht gleichgültig. Wie freute er sich, wenn ich Nächte bei ihm wachte in seinen kranken Tagen, und wie oft hat er sich nicht in Worten, sondern durch sprechende Thaten als meinen wohlwollendsten und treusten Freund bewiesen. —

Wie froh sind wir wieder zu andern Stunden zusammen gewesen, auf Redouten und in anderweitigen Zusammenkünften; da war der Mann wie ein Jüngling von 20 Jahren, so ausgelassen fröhlich, so unbefangen in seiner Freude, so offen, theilnehmend, liebreich, wie das alles in seiner schönen Miene wie ausgeprägt zu sehn war. Kaum ist es ein halbes Jahr, als wir beide und 5 andere auf einer Redoute 9 Champagnerflaschen ausleerten, und als Schiller so recht behaglich und seelig war, und keine Scheu hatte, das auf dem großen Saale vor 500 philisterhaften Angaffern zu äußern, wo denn wohl mancher Erzschuft nicht hat begreifen können, aus waserlei Geist solches geschähe. — Wollte ich von seinen heiteren Momenten erzählen, so würde ich unter 20 Bogen nicht fertig. — Wie habe ich den Schiller wiederum von andern nicht bloß liebenswürdigen, sondern ehrwürdigen Seiten kennen gelernt, was er war als Gatte und Vater. Wie konnte er seine Kinder herzen und küssen und mit ihnen spielen, sich mit ihnen auf die Erde wälzen; nie vergesse ich den innigen Blick, den er manchmal auf seine jüngstgeborne Emilie warf. Es war als konnte er sein ganzes Glück nicht ausschöpfen, was er in ihrem Besitze empfand, mit solcher Wehmuth, Freude und Innigkeit hingen seine Augen auf ihrem Anblicke. Den 8n Mai, ein Tag vor seinem Tode, kam er wieder aus 24 stündigem Fantasiren zu sich, und sein erstes Wort war, daß seine Emilie ihm sollte gebracht werden. Die Schillern sagte

mir, es wäre gewesen, als ob er das Kind habe segnen wollen. Da hatte der Mann nur noch 24 Stunden zu leben, und er fühlte es, daß er eigentlich noch nicht aufhören müßte diesem Kinde Vater zu sein.

Lieben Freunde, ich habe an diesem Manne, diesem cunning'st pattern of excelling nature viel, sehr viel verlohren. Aber ich habe auch schöne Erinnerungen von ihm erhalten, die ich zu verlieren nicht einmal im Stande wäre. Auch für mich hat er gelebt, wie für jeden, auf den er mit seinem edlen Herzen gewirkt hat durch Schrift und Wort. Ich bin sehr dankbar gegen Gott, daß ich diesen Mann kennen lernte und zu lieben Gelegenheit fand. Mag mein Schmerz ihn verloren zu haben auch groß sein, wie er ist, meine Wonne ihn gekannt zu haben ist doch größer und jener schöne Vorzug eines warmen Herzens ihn noch nach dem Hinscheiden herzlich lieben zu können. Ich habe mir eine Haarlocke von ihm geben lassen, die ich mir zu einem Ringe will flechten lassen. Diesen Ring, einen herzlichen Brief von ihm, den ich in Neujahr nach Jena erhielt, und mein Manuskript vom Othello, wo Er dies und jenes hinein corrigirte, will ich als wahre Reliquien von ihm bewahren. Auch einen Tell besitze ich von ihm: er schenkte ihn mir mit einigen freundlichen hineingeschriebenen Worten zu meinem letzten Geburtstage, der Abends in seinem Hause gefeiert wurde.

Zwei Tage nach seinem Hinscheiden ward er begraben.

Schneider hätten ihn tragen sollen, aber dies zu dulden, ziemte uns nicht. Vierzehn junge Leute, und gewiß lauter solche, die es würdig waren den Verstorbenen zu lieben, haben ihn zu Grabe gebracht. Um 1 Uhr Nachts trugen wir die geliebte Last an den Ort hin und nahmen Abschied von ihm. Den folgenden Nachmittag ward ihm, in der Kirche eine Feier begangen. Nicht die frostige Rede hat die Gegenwärtigen bewegt, sondern der Anblick der kleinen Emilie, die während der Rede so recht herzlich lachte,

und der übrigen Kinder, die ihrem Vater bittre Thränen weinten. Diese waren es, die uns den Verlust versinnlichten, nicht die Schilderung des Geistlichen, die weit ehr auf den Hoffrath Voigt gepaßt hätte. Ich will über diesen würdigen Geistlichen nicht spotten, denn was er sagte, war gut und ernstlich gemeint; aber konnte der durch Worte befriedigt werden, der des Verstorbenen Bild im Herzen trug?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch daß ich den Schillerschen Kindern etwas sein kann, ist mir ein großer Trost. Der selige Schiller sah seine Knaben so gern unter meiner Aufsicht, und sie haben großes Zutrauen in mich gesetzt und lieben mich innigst. Ich hoffe durch einigen Unterricht, und durch aufmunternden Umgang auf sie wirken zu können. Den ältesten nehme ich täglich auf meinen Spaziergängen mit, und dann sprechen wir von seinem Vater. Wohl dem Knaben, daß er in aller Unschuld noch nicht weiß, wie viel er verlohren hat. Er betrauert jetzt nur einen freundlichen, liebreichen Vater, den andern Werth seines Vaters ahnet er nur erst. Wenn ich dazu beitragen kann, daß er seinen Vater, je älter er wird, je mehr kennen lerne, so werde ich mich glücklich schätzen. Ich werde den Knaben griechischen Unterricht geben. „Voß," sagte mir neulich der kleine Ernst, „zieh doch in unser Haus, Du kannst in Papas Zimmer wohnen." Da habe ich den Jungen mit Thränen in den Augen recht herzlich geküßt. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sonnabend über 8 Tagen wird Othello gegeben. Ich habe mich vormals darauf gefreut als ein Kind zum heilgen Christ, aber jetzt ist es mir sehr gleichgültig, oder vielmehr traurig, denn ich soll ihn ohne Schillern sehn. Ich sagte einmal zu Schillern, wenn der Othello aufgeführt würde, da wollte ich mich nicht wie sonst unter den gemeinen Pöbel unten hinsetzen, sondern oben erscheinen, wo er wäre, und an demselben Abend hatte mich

Schiller auch scherzhaft unter die dramatischen Schriftsteller als Mitglied aufgenommen. — Wilhelm und Abeken, Ihr Beide habt die frohe Laune sowohl, als den Ernst dieses Mannes gekannt, und seine nicht zu nennende Liebenswürdigkeit. Preist Euch deshalb glücklich, wie ich Euch preise.

An Friedrich Karl Wolff.

28. Juli 1805.

Ich habe traurige Tage gehabt, lieber Freund; ich habe einen Freund verloren, wie ich keinen wieder erhalte, den herrlichen Schiller. Ich habe es zum ersten Male in meinem Leben gefühlt, was es heißt, Prüfungen dulden, als dieses edle Herz gebrochen war. Sein Tod kam mir unerwartet, bis etwa drei Tage vor seinem Heimgange, wo ich's leider nur zu sehr vermuthete. Doch baute und hoffte ich noch auf die Kernnatur, die in seinem Körper wohnte. Zehn Wochen vor seinem Tode lag er schon einmal krank, wiewohl damals keiner an seinen Tod dachte. Ich kam in der Zeit nicht von seinem Bette, meine Schulstunden ausgenommen, und wachte bei ihm vier Nächte in einem Zeitraum von elf Tagen. — Ich habe damals oft vor Freuden geweint, als ich den Mann zusehends genesen und ihn sich dessen mit solcher Kindlichkeit freuen sah — und da ahndete ich nicht, daß ich in kurzem auf seinem Grabe ganz andere Thränen weinen sollte! — Schiller war ein Mann, der durch seine Redlichkeit imponirte und bei aller Ernsthaftigkeit und Eckigkeit eine so schöne, gesellige, heitere Natur, wie ich das selten vereint gesehen habe. Und alles, was in ihm wohnte, war in seiner edlen Gestalt, in seinen himmlischen Mienen ausgedrückt! — Nie war er liebenswürdiger als bei einem kleinen Trinkgelage von etwa sechs Freunden und am liebsten jungen Leuten. Siebenmal haben wir jungen Leute ihn so unter uns

gehabt auf Redouten und Picknicks, und jedes Mal wird mir, so lange ich lebe, die heiligste Erinnerung sein. Schon hatte ich fünf Laubthaler gespart zu einem kleinen Schmause der Art auf meinem Gartenhause, und Schiller wartete nur auf den ersten Frühlingstag, um unter uns jungen Leuten den heiteren, geselligen Abend zuzubringen, aber sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag. Gottlob, daß er nur sechs Tage krank gelegen hat und nur wenig gelitten. — Seine Kinder sind auch mir zum Erbtheil zugefallen, ein schönes, lebendiges Erbtheil. Die Knaben haben eine unbegrenzte Liebe zu mir, und die beuge ich, soviel ich kann, zu ihrem Besten. Jeden Tag spreche ich mit ihnen von ihrem Vater, und ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich diese guten Knaben in das Heiligthum der Werke ihres Vaters einführen kann. — Lieber Wolff, wenn ich bei Ihnen säße, wie wollte ich Ihnen viel von diesem theuren Manne erzählen. Ich habe beständig bei ihm über den Menschen den Dichter vergessen. Dieser war groß, aber jener unendlich viel größer. — Und dieses Herz, in dem noch so viele Triebe des Guten und Schönen schlummerten, dieses Herz schlägt nicht mehr. Das ist sehr traurig, sehr traurig.

Noch vor einem Vierteljahr etwa, ehe er starb, machte ich mit ihm Pläne zu einer Reise nach Kuxhaven. Ich hatte ihm so oft vom Meere erzählt, einem Anblick, den er nie genossen hatte. Er hatte wahrlich eine Sehnsucht nach dieser Anschauung, denn nie habe ich ihn einen Wunsch mit größerer Innigkeit äußern hören. „Sie müssen das Meer sehen," sagte ich auch einmal zu ihm, „um Ihre eigenen Werke, wo Sie vom Meere reden, verstehen zu lernen." — Wie würde jener große Gegenstand noch auf seine große Seele gewirkt haben! Da er schon aus bloßer Ahndung mit solcher Kühnheit dichtete:

Ich höre fern das ungeheure Meer
An seine Ufer dumpferbrausend stoßen.

An Wilhelm Iden.

Weimar d. 31. Jul. 1805.

Wie ist mir doch in diesem Augenblick das Andenken an meinen theuren, Geliebten gegenwärtig — den edlen Schiller, dessen Bild mir wie ein lebendes vor der Seele steht; sie haben ihn vor 12 Wochen ins Grab gelegt, und ich weine noch oft um ihn. — Hättest du ihn gesehn in seinen letzten Tagen! — ich habe das Bild eines großen Mannes im Herzen; groß war er im Leben, als Vater, Gatte, Mensch, Dichter, aber nie so groß wie in seiner Todesstunde, da war er das Bild der Vollendung; denn so kann nur ein vollendeter Mensch heimgehn!

Du sollst viel von Schiller hören; ich bin in Muße einen recht langen Brief zu schreiben, und ich will nur von Schillern erzählen. Du liesest das gern, und ich denke ja an nichts in der Welt lieber, als an diesen Heiligen, ich freue mich ja jeder Gelegenheit, die mich nöthigt an ihn zu denken, und wohl mir, daß ich Freunde, wie Iden und Abeken habe, denen ich mein ganzes Herz ausschütten kann. — Ehe ich aber fortfahre höre die Veranlassung zu diesem Briefe.

Seit Neujahr, wo Schiller so sehr kränkelte, bin ich täglich und oft mehrere Tage hindurch stündlich bei meinem Geliebten gewesen. Da suchte ich alles hervor, was zu seiner Aufheiterung beitragen konnte. Jeder Brief wurde ihm vorgelesen. Einmal brachte ich ihm deine Briefe, in denen du über Stolberg schreibst, und da du etwas unleserlich schreibst, las ich sie ihm selbst vor. Sie thaten eine außerordentlich schöne Wirkung auf ihn, er sprach mit Liebe von Stolbergen, und vom Briefsteller. Ich erzählte ihm, du seist sein Schüler gewesen, nannte ihm auch das Jahr; er hat sich angestrengt, dich ins Gedächtnis zurückzurufen, was aber vergebens war. Ich sprach ihm von deiner Liebe zu seiner Persönlichkeit und seinen Schriften, sagte ihm mehrere Äußerungen, die ich von dir in Betref

Schillers gehört zu haben, mich besinne, und sagte, „daß du ihn nicht bloß liebtest, sondern auch Beruf und Fug hättest, ihn zu lieben, weil du so braf wärst (verzeih mir, daß ich dir das alles wiedersage; es soll kein Compliment für dich sein, sondern dein Herz soll sich dessen nur freun). — Nun hat Schiller seiner Frau von diesen Briefen erzählt, und sie äußerte gegen mich den Wunsch, ich möchte ihr auch diese Briefe vorlesen. Lange fand sich dazu keine passende Gelegenheit. Erst gestern Abend kam ich dazu, und las sie ihr und ihrer Mutter. — Als ich an die Stelle deines lezten Briefes kam:

> „So wie man die Kleinen durch Gesang in Schlaf lullt, so kann ich mich auch in manchen Augenblicken beruhigen und erheitern, so oft ich sein gedenke"

wischte sich die Hofräthin, die an ihren Mann dachte, eine Thräne aus den Augen, und ich selber war auch so innig bewegt, daß ich nicht in demselben Athem fortlesen konnte. — Und als ich da zu Hause kam, dachte ich bei mir, Morgen Abend soll mein guter Iden einen langen Brief erhalten.

Wie preise ich mich glücklich zu einer Zeit nach Weimar gekommen zu sein, wo es mir noch vergönnt war, ein ganzes Jahr lang mit Schillern den vertrautesten Umgang zu haben. Ich kann mit voller Überzeugung sagen, er hat auch für mich gelebt, denn er hat mich zu einem besseren, freieren Menschen gemacht, und er lebt noch fort für mich, denn ich trage in meinem Herzen einen unendlichen Schaz kostbarer Erinnerungen, die ich alle an den theuren, heiligen Namen Schiller knüpfe. Und wäre ich wohl einer unwürdigen That fähig, während ich seiner Gedenke? Solche Männer scheiden nicht von uns in der Todesstunde; und es ist wahr und schön, wenn Jesus sagt: „ich will euch meinen Geist senden, ich will hinfort unter euch sein". Ich fühle seine Gegenwart mit allen Sinnen, jeder Spaziergang wird mir durch ihn geheiligt, jede häusliche Freude, die wir in seinem

Hause genießen, wie neulich der Geburtstag des jüngsten Kindes, wird durch seine empfundene Gegenwart feierlicher und schöner, und vollends, wenn ich mit seinen beiden Knaben spazieren gehe, wenn ich die holden Jungen, die ich nur mit dem 12 und 9 jährigen Andreas [Stolberg] vergleichen kann, auf meinem Zimmer um mich spielen oder arbeiten sehe, da fühle ich mit wehmütigem aber doch frohem Herzen des Vaters Gegenwart. — Seit dem Hingange Schillers ist mir jede Kleinigkeit von ihm, die in der Erinnerung weilt, von Werthe, sein ganzes Wesen und Dasein steht mir vor Augen, und Alles ist, wie mit einem Frühlingsglanze umgeben.

Ich habe Schiller den Dichter und Schriftsteller geehrt und geliebt, wie wenige, aber Schiller der Vater war mir mehr, und ein eben so zärtlicher Gatte und Freund war er. Oft habe ich ihn mit seinen Kindern spielend gefunden, wie klammerten sich die Jungen an ihn, wie küßten sie ihn! manchmal lag er mit ihnen an der Erde, und war da ihr Spielcamerad. Den Blick vergesse ich mein Lebelang nicht, mit dem er einmal in der lezten Krankheit sein jüngstes Kind anblickte. Es war eine Wehmuth und Zärtlichkeit, die mir das Herz durchbohrte. Da ward ich zum erstenmal inne, daß Schiller glaubte, er müsse von den Seinen scheiden. Zwei Tage vor seinem Tode fing er an zu phantasiren, und lag in diesem Zustande 24 Stunden; als er wieder zu sich kam, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen, und küßte es mit Inbrunst und Thränen in den Augen. Wenige Stunden darauf war sein Herz gebrochen.

Ich bin viel um ihn während seiner Krankheit gewesen, besonders aber in der vorlezten, von der er genas. Da habe ich in einem Zeitraum von 10 Tagen 4 Nächte bei ihm gewacht. Diese gehören zu den schönsten meines Lebens. Da habe ich ihn von so viel liebenswürdigen Seiten kennen gelernt, daß ich noch jezt kaum begreifen kann, wie ein Mensch so liebenswürdig sein

kann. Von diesen Nächten wollte ich dir Tage lang erzählen. Und nie war sein Muth gebeugt, nicht einmal war er launisch oder unwillig. Er spaßte über seinen Zustand, und freute sich, daß er noch so männlich auf den Füßen stehn könne. Ich erzählte ihm einmal, während er ein wichtiges Krankengeschäft verrichtete, launige Dinge, um ihn munter zu erhalten, das erwiederte er mit ähnlichen eben so komischen. Nachher schlief er ein, und als er da so sanft und ruhig auf dem Sofa athmete, da hatte ich eine so kindische Freude, daß ich mich kaum zurückhielt, ihn auf das Herzlichste zu küssen.

Einmal in dieser Zeit komme ich Abends halb 5 Uhr zu ihm; ich fand ihn schlafend, sezte mich zu ihm, und las, bis er aufwachte. Endlich geschah dies, nach einer Stunde etwa. Er blickte erstaunt umher, und fing nun recht herzlich zu lachen an: „Ich wollte Ihnen eben guten Morgen sagen, und merke, daß es Abend ist". — Und nun erzählte er, daß er von vier Uhr Morgens an, „wie ein Eisbär" geschlafen habe.

Einsmals, wie ich bei ihm wachte, fiel es ihm ein, daß ich keine Pfeiffe hätte. „Sie müssen rauchen, sagte er so treuherzig, mir schadet das gar nichts." Da hatte ich nur Mühe, dieses abzulehnen.

Noch schöner ist folgender Zug. Ich hatte Schillern an einem Donnerstage gesagt, daß ich den folgenden Abend bei ihm wachen wollte, und er äußerte dabei eine große Freude. Am folgenden Tage war ich während er zu Mittag nach seiner Art speiste, bei ihm, und ging fort mit den Worten: „Um 9 Uhr werde ich mich einstellen". Nun wollte er's zu meinem großen Befremden nicht zugeben, und warum? — Denke dir, der gute Mann hatte gehört, es sei eine große Redoute den Abend, und wollte mir „dem Redoutenfreunde" meine Freude nicht rauben. — Nach langer Überredung und Betheurung, ich könnte ohne ihn auf keiner Redoute Freude haben, ließ er es sich gefallen, und freute

sich nun von frischem, daß ich bei ihm wachen wollte. Nun sprach er von früheren Redouten, wo wir zusammen poculirt hatten, und sagte äußerst froher Laune: „Auch heute wäre ich in Ihren Kreis auf der Redoute getreten,“ fügte aber gleich darauf hinzu: „Da hätten Sie doch wohl sich entsezt, und geglaubt, es sei nicht ich, sondern mein eben abgeschiedener Geist, der Sie heimsuchte!“

Denke dir, guter Iden, mein Talent Schokolade zu kochen habe ich bei Schillern noch einmal benuzt. Ich habe ihm in einer von jenen Nächten Schokolade im Ofen gekocht, und erzählte ihm, während ich bei diesem Geschäfte kniete, und den Topf rührte, von unseren Zusammenkünften im Bretterkruge. Und das machte dem Manne eine gar große Freude, bei solchen Gelegenheiten pflegte ich immer Geschichten und Anecdoten aus seinem Leben herauszulocken, denn er bezahlte alles, was man ihm zum besten gab.

Als er während dieser Zeit so zusehends genaß, da hättest du die kindliche Freude des Mannes sehen sollen. Wie fröhlich war er, als er zum erstenmal das Theater wieder besuchte, wie heiter erzählte er mir den folgenden Tag, daß ihm der Ausgang gar nicht geschadet habe u. s. w. Da sagte er auch einigemal, daß er mich bald auf meinem neuen Zimmer besuchen wollte, und einmal, als ich ihn von Göthen zu Hause brachte, führte ich ihn an meine Hausthüre, dir er sich merkte. — Nun sann ich schon auf ein kleines Fest, womit ich ihn nach meinem Vermögen auf meinem Gartenhause bewirten wollte. Ich hatte schon 4½ Laubthaler bloß für Champagner gespart, und wartete nur auf den ersten Frühlingstag, aber sein Todestag kam früher als der erste Frühlingstag.

Ich habe einige herliche Reliquien von ihm. Sein Stehpult, an dem er 9 Jahre gearbeitet, hat mir die Hofräthin geschenkt, ferner seine beste Tabakspfeiffe. Seinen Wilhelm Tell hat er mir selbst geschenkt, und gar freundliche Worte hineingeschrieben,

und dann besitze ich einige Briefe von ihm, die er mir nach Jena hin geschrieben. Einen, den er an meinen Vater schickte, habe ich dir durch Abeken zukommen lassen; o halt ihn ja in Ehren. Hier schicke ich dir auch einige Haare, die von seinem heiligen Haupte sind. Du legst gewiß einen Werth darauf. Du pflegtest mehrmals in Eutin zu sagen: „An dem Manne ist alles liebenswürdig, selbst sein Tabacksfleckchen unter der Nase.“ Das hab' ich ihm einmal wiedererzählt, und er hat herzlich darüber gelacht. Ja wohl war an diesem heiligen Manne alles liebenswürdig!

Schiller hat eine Gattin und vier Kinder hinterlassen, zwei Knaben, (die ich so gerne meine Lebendige Erbschaft nenne) und zwei Mädchen von 4 (!) und 1 Jahr. — Der älteste Knabe, Karl, ist ein schöner Junge von 12 Jahren, schlank gewachsen, lebhaft, freundlich und unbeschreiblich herzlich, recht das Ebenbild seines Vaters, wiewohl ihm der hohe dichterische Geist fehlt. So war Andreas St[olberg] in seinem 12 Jahre, so muß der selige Schiller etwa im 12ten Jahre ausgesehn haben. Der zweite Ernst ist ein gar biederer Knabe, der die Züge seiner Mutter hat, ein äußerst kluger Junge, von tiefem Geiste, doch ohne Dichtertalent.... Ich freue mich schon auf die Zeit, wo ich mit diesen Kindern die Schriften ihres Vaters lesen und sie mit dem Geiste derselben vertraut machen kann. — Neulich fragte mich Karl: „Sage mir Voß, ist denn der Papa wirklich der größte Dichter gewesen, das hat mir gestern Adolf erzählt.“ — Du kannst denken, welche Antwort ich dem Jungen gab, und er fiel mir darauf um den Hals, und küßte mich, und wußte mir seine Freude nicht genug auszudrücken. Ein andermal sagte er mir mit großer Freude, „Professor, ich habe eine neue Tragödie angefangen, wenn ich sie fertig habe, sollst du sie lesen“. Auch der kleine Ernst schreibt Tragödien, die bei ihren manchen Ortografischen Fehlern gar wunderlich lauten. Der selige Schiller

sagte einmal vor einem halben Jahr bei Tische in Gegenwart seiner Kinder: „sie haben auch gar keine Poesie, es sind rechte Philisternaturen". — Da hättest du die Kinder hören sollen: „Papa, ich bin kein Philister, ich will kein Philister sein, hieß es." Nun fragte ich den Ernst, was ist denn ein Philister? „Es ist ein garstiges Ding", antwortete er mir mit Heftigkeit. Da rufte ihn Schiller zu sich, drückte ihn an sein Herz und küßte ihn. — Schiller sah seine Kinder gern in meiner Aufsicht, dieß seh' ich als eine Auffoderung an, für die Kinder, wie für meine Brüder zu sorgen. Ich gebe ihnen den Griechischen Unterricht, und wenn ich sie darin weit gebracht habe, werden sie mein Stolz sein. — Das 4 jährige Mädchen Karolinchen ist ein gutes Kind, voll Empfindung; wenn sie die Mutter weinen sieht, weint sie auch, und fragt zuweilen: „kömmt denn der Papa gar nicht wieder?" — Mich fragte sie einmal: „Hast du den Papa auch mit weggetragen? hast du ihn zum lieben Gott hingetragen?" Die kleine Emilie ist ein wahrer Engel, und hat des Vaters Züge. Sie kann noch nicht sprechen, aber ihre Mienen sind Sprache; ich kann mich nicht satt sehn und küssen an diesem holdseligen Wesen. Als dem Vater in der Kirche die Leichenrede gehalten wurde, lachte und kreischte sie vor Freuden, und rührte dadurch die Anwesenden Mehr als die Worte des Geistlichen, die freilich nur Worte waren.

Vorigen Sonntag fuhr ich mit der Schillerschen Familie auf einen Tag nach Jena zu Griesbachs. Als wir den Abend zurückfuhren, amüsirte ich die Kinder, indem ich ihnen die Wolken entzieferte. „Ich sehe eine Schüssel mit Krebsen" sagte der kleine Ernst u. s. w. Karoline sah in den Wolken eine Stadt mit Thürmen und Häusern. In dieser Stadt erblickte sie auch ein großes Haus: „wer wohnt darin, fragte die Mutter" — „der liebe Gott antwortete das süße Kind, aber der Papa wohnt auch darin". — Nun, auf diesen Kindern ruht der Segen des

Vaters. Es sind Kinder von seinem Fleisch und Blut, aber auch Kinder von seinem Herzen. Ich habe bei Schillers Tode selbst geringe Leute weinen sehn, den Friseur und Barbier, und den Logenschließer im Theater. — Die Schauspieler konnten nicht spielen nach seinem Tode vor Trauer, und selbst als sie zum ersten mal wieder auftraten, spielten sie mit schwerem Herzen. — Mir ist auch oft so, als wenn Schiller nur auf eine Zeitlang weg wäre, aber gefaßt bin ich jezt sehr, auch wenn mir sein Verlust noch manchmal das Herz schwer macht, und mit banger Sehnsucht erfüllt.

An Hellwag.

Jena 26. August 1805.

.... Schiller, der edelste Mann, den die Erde trug, ist nicht mehr. Ganz Deutschland trauert um ihn, aber keiner so wie seine Freunde und täglichen Hausgenossen. Deutschland ahnete sein edles Herz aus seinen unsterblichen Schriften, seine Freunde fühlten den milden Einfluß desselben unmittelbar. Daß ich in seiner Todesstunde mit Gott und der Vorsehung gehadert habe, wird Verzeihung verdienen, ich konnte es einmal nicht begreifen, daß ein solches Herz brechen mußte; jeßt hat auch mir die Zeit den herben Kummer gemildert, und ich labe mich an den schönsten Erinnerungen, und freue mich im Stillen meines Glückes, daß ich noch ein ganzes Jahr lang unter den Augen eines solchen Mannes leben durfte. Schillers Geist wird noch lange in Weimar fortwirken. Schillers Wittwe flößt mir die tiefste Ehrfurcht ein, die man nur in Gegenwart eines Menschen empfinden kann, der von stiller Ergebenheit und Demuth durchdrungen ist. Ich hoffe, sie noch einmal wieder glücklich zu erblicken, denn ihr sind zwei kostbare Freuden geblieben, die Erinnerung an Schiller, und 4 allerliebste Kinder, die Ebenbilder des Vaters an Gesichtszügen und am Herzen. —

An Abeken.

Weimar 10. u. 11. Mai 1806.

Der liebste von allen Menschen, die mir durch den Tod entrissen sind, ist Schiller. Gestern an seinem Todestage hat mich die Erinnerung an ihn gar nicht verlassen können; ich ging im Park spazieren, alle Plätze, wo ich je mit ihm gewesen war, schienen mir ein Heiligthum zu sein, denn sie gaben mir Empfindungen, die man an heiligen Orten nur fühlt. Aber der Glockenschlag Sechs machte mich grausen, es war der Augenblick seines Todes. — Die Hofräthin zu besuchen, fühlte ich gestern nicht Muth genug, aber heute will ich sie sehn. Die kleine Emilie, die nun läuft und spricht, ist ein allerliebster Engel; das Kind hat so viel Ausdruck der Güte und des Geistes in seinem Gesichtchen. Wenn Schiller jetzt einen Blick auf seine Kinder herabwerfen könnte, so würde er mit ihren Fortschritten im Guten zufrieden sein. Welch eine innere Freude habe ich, daß ich dazu beigetragen, daß ich auch in Zukunft noch viel beitragen kann, seine Kinder recht brav zu machen. In solchen Augenblicken, wo ich dies fühle, fühle ich auch, daß ich Schillers Freund gewesen bin. Das ist der höchste Gipfel meiner beseligenden Liebe zu diesem einzigen Manne.

Hast Du schon das Bild unseres Schillers gesehen, welches der Kupferstecher Schmidt gearbeitet hat? Es ist herrlich, es drückt ganz Schillers Charakter aus. Ich kann mir Schiller in allen Situationen bei diesem Bilde denken: seine ernste Miene, wenn er eine Scene aus der „Braut von Messina" vorgelesen hatte, — seine sanfte Miene, wenn er mit seiner kleinen Emilie spielte, — seine heitre Miene, wenn er mit uns auf Weimarischen Redouten pokulirte.

Schiller ist mir wie eine in mir festgewurzelte Idee.

An Christ. Niemeyer.

Weimar 12. Aug. 1806.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir schon geschrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruktion, aber demungeachtet heiter und sogar fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einige Male auf- und abgegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können." Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er: „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher?" Ich beruhigte mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Ängstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein!" versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?" fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. — Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seien ihm während der kurzen Ohnmacht wol hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Öffnung so unruhig nnd bange mache. Ich rieth ihm, nur einen Versuch zu machen, und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie

haben Recht," erwiederte er, „Gelegenheit macht Diebe," und folgte meinem Rath. Als er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Positur gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung, und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun", sagte er ganz gleichmüthig, „bin ich gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln." Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — „Ach!" sagte er mir am folgenden Tage, „die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde." — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine gestrige Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. Endlich erfuhr ich, es sei Maskerade, und Schiller wollte mir, dem fleißigen Maskeradengänger, nicht diese Freude rauben. Diese Liebe rührte mich zu Thränen. „Mein bester Hofrath," sagte ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen es für mich ist, bei Ihnen zu wachen." Als er nun meinen Vorsatz sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir freundlich die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun fing er wieder an zu scherzen. „Sie hätten," sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen nachgeschlichen;" worauf er nach einer kleinen Pause lächelnd hinzufügte: „Nicht wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sei gestorben, und es wäre mein Geist, der Sie

heimsuchte?" Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde bei ihm „schmarotzen". Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum ersten Male wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reiseplane, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere," sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thlr., die kann ich nicht daran wenden." Wir machten einen Reiseplan nach Kuxhaven, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsern, in deren Hütten es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblickes sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige, unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kuxhaven; ich fasse ihn unter dem Arme und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schiller starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in die Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal, ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuren Vorangegangenen.

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Hofe. Ich half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Aussehens und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. Zwei Tage darnach war er zum letzten Mal im Schauspiel. Als ich am Schlusse des Stückes, meiner Gewohnheit gemäß, in seine Loge hinaufging, um ihn zu Hause zu führen, hatte er ein heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er zu Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich zu erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn matt auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlafen und Wachen. „Da liege ich wieder!" sagte er mit hohler Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewies keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dankes. Sein Zustand wurde von Tage zu Tage gefährlicher und schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Augen lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. Das Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach einer, als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich mit matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine Fieberphantasie und verharrete in diesem Zustande 24 Stunden. Als sein Bewußtsein zurückkehrte, ließ er sich sein jüngstes Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach dem Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unaussprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitterlich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte,

daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bett und sprach mit großer Geisteskraft, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphta; aber die letzte Silbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Charakter seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupte des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken.

Die Angst und den Schmerz der Gattin und der ältesten Kinder beschreibe ich Dir nicht. Karl, der älteste, ganz das Ebenbild des Vaters, lag auf dem Boden, und wehklagte vom fürchterlichsten Schmerz zerrissen. Der kleine Ernst saß in der Ecke, die Hände gefaltet und weinte ruhiger. Karolinchen wußte nicht, was das Ganze zu bedeuten hatte. Der Tod, von dem sie keinen Begriff hatte, war ihr nicht fürchterlich. Sie sagte ganz ruhig: „Der gute Papa ist todt.“ Als sie aber die Mutter weinen sah, da fing sie auch an zu weinen, und verbarg ihr Gesicht im Schooße der Mutter. — Wie mir war, weiß ich noch nicht zu sagen. Als ich zum Bewußtsein zurückkehrte, fand ich mich auf meinem Zimmer. Wie ich hingekommen bin, weiß ich nicht. Ich konnte nicht begreifen, was ich begreifen mußte.

Von der Beerdigung laß mich schweigen. Den Tag darauf fragte mich die kleine, vierjährige Karoline: „Voß, hast Du auch

den Papa mit weggetragen? Hast Du ihn zum lieben Gott gebracht? Hat er den Papa freundlich aufgenommen?" — Ein andermal sagte sie: „Voß, Du mußt der Mama nichts vom Papa sagen, sonst weint sie; aber der Papa wird wohl bald zurückkommen." — Nicht lange nach dem Tode ging ich mit den Kindern spazieren. Ich amüsirte sie, indem ich ihnen in den Wolken allerlei Bilder zeigte, die ihre kindliche Phantasie geschäftig ausmalte. Sie sahen Dörfer und Städte am Wolkenhimmel. „Da sehe ich ein großes Schloß!" rief Ernst. Karoline sah es lange an. „Ja!" rief sie endlich, „es ist das Haus vom lieben Gott; aber der Papa wohnt mit darin." — Du kannst Dir leicht denken, daß eine Mutter von solchen Kindern noch Freude am Leben hat. Es sind liebenswürdige Kinder, ganz würdig ihres Vaters, Kinder seines Geistes und Herzens. —

Lieber Bruder, ich habe mich heiter und traurig geschrieben; heiter durch die Erinnerung an den liebenswürdigsten aller Menschen; traurig, daß nirgends mehr auf Erden zu finden ist, was in heiliger Erinnerung fortlebt. Nur wer reich war, konnte einen schmerzlichen Verlust empfinden. Ich fühle es noch, daß ich durch Schiller reich bin; drum ist mir auch sein Verlust heilig. Wer Schiller nicht persönlich gekannt hat, dem ist das Bittere seines persönlichen Verlustes erspart worden; aber er trägt auch den unversieglichen Schatz nicht im Busen, den Schillers vertraute Freundschaft mir gewährt hat. Ich tausche nicht mit ihm. Schiller ist nicht mehr; aber was Schiller auf mich gewirkt hat, lebt fort, und so ist er für mich nicht gestorben; und seine Gestalt, seine Milde, sein gemüthliches Wesen, — Alles lebt noch frisch in meinem Herzen und wirkt noch unaufhörlich in mir zu guten Entschlüssen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schiller hat über Anmuth und Würde geschrieben. Das hat mehreren wunderlich gedäucht. Mich aber befremdet es keines-

wegs; denn „Anmuth und Würde gesellt“ war sein Charakter. Und soll ein großer Mann nicht etwas beginnen, in dem sich sein Charakter ausprägt? Selbst im Gange, in seinen seelenvollen Mienen lag Anmuth und Würde; diese gebot Verehrung, jene erweckte herzliche Liebe; aber eben diese Liebe für ihn fühlte man stets hervorstechender als die Verehrung; und so, möchte ich auch sagen, war die Anmuth auch noch der überwiegende Theil, der sich nie verläugnete. Es ist keine Dichterfiktion, wenn Schiller singt: „Diesen Kuß der ganzen Welt!“ sondern ein Hauptzug seines Charakters: denn alle Menschen sah er wie seine Brüder an, und möchte sie mit den Armen seiner Liebe umfangen. Ja, und hätte er in der Schöpfung allein dagestanden, er hätte Seelen in die Felsensteine geträumt. Auch die leblose Natur ist von der Glut seiner Liebe durchdrungen. Deutschland bejammert den Mann, und Wenige haben ihn gesehn, noch Wenigere gekannt. Es würde des Grams kein Ende gewesen sein, wenn ihn seine Verehrer persönlich gekannt hätten und, statt durch seine Gedichte mittelbar, durch sein Herz unmittelbar wären begeistert worden. —

Habe ich nicht recht gethan, daß ich meinem Iden den Othello dedicire? Er war es, der mir zuerst Liebe für Schiller einflößte, denn Iden war sein Zuhörer gewesen. „An dem Manne ist alles liebenswürdig; selbst sein Schnupftabaksfleckchen unter der Nase kleidet ihn hold“, pflegte Iden zu sagen. Und es ist wahr. Schiller hatte vom beständigen Schnupftabaksgebrauch ein solches perpetuirliches Fleckchen. Es ist Abend geworden, herzlieber Freund, und wie ich in der Dämmerung in meinem Zimmer auf- und abgehe, fällt mir noch so manches ein, was ich nicht umhin kann Dir mitzutheilen. Du, Guter, wirst wol ebenso wenig müde, von Schiller was zu hören, als ich, von ihm zu erzählen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Überirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!“ Das war alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth, es ihm zu melden. Meyer war bei Goethe, als draußen die Nachricht eintraf, Schiller sei todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben, ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann, — alles dieses läßt ihn wenig tröstliches erwarten. „Ich merke es“' sagt er endlich, „Schiller muß sehr krank sein,“ und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagt er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?“ Der Nachdruck, den er auf das „sehr“ legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie an laut zu schluchzen. „Er ist todt?“ fragt Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ antwortet sie. „Er ist todt,“ wiederholt Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen.

An Charlotte von Schiller.

Heidelberg, den 15. April 1807.

In seinen Schriften hat sich Schiller selbst das edelste Monu-

ment seiner Größe und Göttlichkeit gesetzt; aber seine menschliche Seite — und diese war an dem Göttlichen die göttlichste — fordert auch ein Monument, welches nur Sie errichten können. Wer kennt Schiller als Gatten, als Vater, als Dulder, als Hausvater, als Freund, als heiteren Gesellschafter! und so viele Eigenschaften, für die ich bei ihm keinen Namen weiß, die nicht genannt, aber von einem liebenden Gemüthe auf das vollkommenste dargestellt werden können. Aber ohne Rücksicht auf das Publikum, schreiben Sie einzig für Ihre Kinder. Karl, der seinen herrlichen Vater am meisten kannte, war doch zu jung, als daß er ihn ganz hätte kennen können; und manche Erinnerung wird in seinem Gedächtnisse schwach werden, manche ganz verlöschen. Von Ernst und Karolinchen gilt dieß noch weit mehr, und besonders für das kleine arme Emilchen, die ihren Vater ja gar nicht gekannt hat. Schreiben Sie für die, schenken Sie der Kleinen auf diese Weise ihren Vater wieder. Nur Sie können eine Darstellung liefern, in der sich Schiller selbst mit Freuden würde erkannt haben. Dieß ist der Wunsch, verehrte Frau Hofräthin, der mir seit einiger Zeit am Herzen liegt, und der vor einigen Tagen beim Anblicke von Schillers Bilde, welches mir die Griesbach schickte, sich so lebendig erneuerte. Dieß Bildniß hat mich mit wehmüthiger Freude erfüllt; es hat etwas von den traurigen Zügen, die ich auf Schillers Gesichte sah, als ich die erste Nacht bei ihm zubrachte. Auch in der Haltung des Kopfes liegt etwas Leidendes. Ich sah Schiller auch in fröhlichen Stunden, und die Miene, die er dann hatte, war gewiß seine wahre, ursprüngliche; aber auch dieß Bild hat Wahrheit für andere Zustände seines Lebens, in denen der Schmerz vorwaltete. Die Ruhe, die in dem Gesichte herrscht, erquickt mich; ich habe es ohne Thränen im Auge nicht aus der Hand legen können.

444. Karl Graß an Charlotte v. Schiller.

Neapel den 10. August 1805.

Wer wird über Schiller ein treffendes Gemälde, wie es zu wünschen wäre, entwerfen? Welche ihm eigenthümliche Milde und Humanität zeichnete ihn aus! Mit seinem Geiste und seinem Herzen schloß er sich gleich innig an zwei verschiedene Welten. Bei Schiller dem Menschen vergaß ich den hochfliegenden Geist, und seinem Geiste folgend verlor ich sein Individuum. Unvergeßlich wird es mir bleiben, was mir Schillers Mutter in der Solitude bei Stuttgart aus Briefen des Sohnes an die Mutter mittheilte, und wie sie über seine Kindlichkeit sprach. Schiller war einmal im Jünglingsalter eine kurze Zeit abwesend gewesen. Er fand die Mutter in einer großen Gesellschaft. Die Lebhaftigkeit seines Herzens riß ihn hin. Er flog, sie nur sehend, der Mutter in die Arme und konnte sich kaum wieder von ihr losreißen.

Schreiben Sie selbst Erinnerungen über Schiller nieder — nicht fürs Publikum — sondern als ein Vermächtniß an Ihre Kinder. Eine weibliche Hand sollte doch auch dem Manne eine Cypresse pflanzen, der das Lob der Frauen so schön sang! Wer könnte das am besten?

---

445. Aufzeichnungen von Charlotte v. Schiller.

4. August 1805.

Er war oft so leidend, fühlte tief, wie schmerzlich es sei, das Leben unter dem Gefühl der Krankheit zu tragen, und doch gewöhnte sich sein Geist endlich über das körperliche Gefühl zu siegen. Er ergriff muthig jeden Anlaß, seinen Geist zu beschäftigen, und sobald er das drückende Gefühl des Schmerzes überwinden konnte, errieth man aus seinen Gesprächen nicht seine

Leiden. Immer thätig, strebte sein Geist rastlos nach Wahrheit. Sein Leben war ein Bestreben, sich zu vervollkommnen. Selbst seine vollendetste Arbeit genügte seinem Geist oft nicht; er hatte immer den Willen in sich, noch vollkommener zu werden. Aber er verzagte nicht kleinlich muthlos an seiner Kraft, sondern war mit sich nicht uneins. Es gab keinen Menschen, der, ohne stolz zu sein, so erhaben über das Urtheil der Welt war. Das Lob Anderer munterte ihn nur in so ferne auf, als es ihn freute verstanden zu werden. Aber kein Lob konnte ihn bewegen, etwas in seine Arbeiten aufzunehmen, was er nicht für vollkommen gut gehalten hätte.

Februar 1806.

Es ist eben so unmöglich Schillers Bild zu entwerfen, als wie einen Naturgegenstand, als das Meer und den Rheinfall zu malen. — Groß und schön wie ein höheres Wesen stand er da; sein Herz, seine Liebe umfing die Welt, die er erblickte; aber die Welt kam seinem Geist nicht nahe. Sie erschien ihm nur in dem Spiegel seiner reinen Seele wieder. Er war einfach und liebenswürdig in seiner Erscheinung, klug und bedeutend immer; kein fades Wort sprach sein Mund aus. Seine Unterhaltung war immer tief; er erschuf Alles in seinem Gemüth mit größerem Reichthum, als es Andern erscheinen kann. Jedes Gespräch war beinahe eine neue Schöpfung seines Geistes. Man wurde empor getragen über die Welt und die Dinge und kam sich selbst auf einem höheren Standpunkt stehend vor. Er war duldsam gegen jede Geistesverirrung; nur Leerheit und nichtige Anmaßung war ihm zuwider; jeder falsche Anspruch war ihm zur Last; deßwegen mag ihn mancher Mensch anders gefunden haben, als er ihn erwartete, weil er diesen Naturen unzugangbar war. Reine vorurtheilsfreie Naturen, die das, was sie fühlten, rein aussprachen, die mit Wahrheit und Innigkeit ihren Zweck verfolgten, diese

ehrte er, sie mochten noch so entfernt ihm sein, und suchte mit Liebe und Theilnahme ihnen behülflich zu sein. Es war als sei er allmächtig, und man fühlte, sobald er mit dem Kummer des Gemüths bekannt sei, so könnte sein kräftiger Geist auch Hülfe schaffen. Man hätte ihm alles frei gestehen können, selbst ein Verbrechen.

Er war stolz, aber nicht auf kleinliche Vorzüge, sondern er fühlte nur, was er sei, was er leiste. Für kleine Schmeicheleien, für Lob war er nicht empfänglich; er freute sich nur, wenn er anerkannt wurde, weil er gern Menschen fand, die ihn verstanden. Er wußte immer was er leisten wollte, und daher vertraute er auch seiner eigenen Kraft, die ihn zum Ziel führen würde. Er hat sich nach Niemand gebildet, sondern ist sich immer selbst gefolgt. Zwei Geister, die große Kräfte haben, müssen sich in ihrer Bahn begegnen, aber keiner braucht den andern in seinen Kreis hinein zu zwingen. Nur Menschen, die den Reichthum solcher Naturen nicht zu fassen vermögen, können behaupten, Schiller habe sich nach Goethe gebildet. Ein vereinigtes Streben großer Kräfte kann mehr Wirkungen hervorbringen, aber zwei solche genialische Naturen können sich nicht nach einander bilden.

Wenn man Goethe's und Schillers Gespräche hörte, so bewunderte man immer an Goethe den Reichthum, die Tiefe und die Kraft seiner Natur; aber an Schiller immer die hohe geistige Kraft, die Resultate der Natur in eine geistige Form zu bringen.

Welche Macht sein Geist über den Körper gewann, zeigte seine Kränklichkeit, sein langes Leiden. Er vergaß aber stets durch die Thätigkeit seines Geistes den Körper; oft wenn er gelitten was kein Anderer ertragen hätte, fand man ihn heiter, ruhig, und durch seine Reflexionen über fremde Gegenstände gelang es ihm, sich zu vergessen; durch seine Liebe für seine Geliebten, seine Kinder vermochte er oft seinen Schmerz zu lindern; in der frohen Unbefangenheit seiner Kinder vergaß er oft, welchen Schmerz seine Brust bewahrte. In seiner Liebe war er

edel und fein, zart und theilnehmend, und doch fest und selbständig; immer muthvoll, wenn er zum Handeln kam. — Man möchte wohl sagen, daß Jahrtausende dazu gehören, um einen Geist wie den zu wiederholen.

---

18. März 1806.

Es gab nicht leicht eine schönere Gestalt. Das Graziöse, das ein beständiges Beobachten seiner selbst, das Leichte, das ein Leben in Gesellschaft hervorbringt, das oft Ziererei wird, davon war er ganz entfernt. Edel und ernst war sein Anstand, man sah, daß er militärisch erzogen worden, an der Haltung seines Körpers. Eine natürliche Feinheit hatte ihn früh alles Unedle verachten lehren; so war auch seine Erscheinung in der Welt und Gesellschaft. Er war niemals ängstlich in großen Zirkeln; denn sein Geist konnte nicht etwas, was nur scheint, ehren; er wußte das Gute aufzufinden und das Schlechte durch eine Art Kälte zurück zu stoßen; aber nie war er verlegen und ängstlich, und die Convenienz drückte ihn nicht, weil sich sein Geist in jede Form fügen konnte. Er zeigte sich gern am Hof zum Exempel, weil er da verschiedene Naturen und Menschen beobachten konnte, und er sich da frei fühlte, weil ihn nichts blendete. Bei dieser Gelegenheit sei es gesagt, daß wohl nie ein Gemüth wieder erscheint, daß so viel Liebe und Wohlwollen in sich trug, den Menschen wohl wollte, ohne Furcht und Scheu vor ihnen zu haben. Es war aus seiner eigenen Seele gegriffen, was er von seiner Muse sagte, und ist auch auf sein Verhältniß mit der Welt und ihrem Urtheil zu beziehen:

Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.

Zurückhaltend war er nur gegen die Menschen, die zudringlich waren, und jeder falsche Anspruch war ihm drückend; deßwegen ging mancher Calcül derer, die Eindruck machen wollten, ganz bei ihm verloren.

446. Notizen für Körner von Charlotte v. Schiller.

1. Der Ruf Schillers, nach Tübingen war nicht officiell, und nur eine Art Frage ob Schritte für ihm geschehen sollten. Und von hier bekam er damals keine Zulage bey dieser Gelegenheit.

2. wünschte ich daß die dauernde verbindung mit dem Primas, der sich bis zu letzt auch thätig theilnehmend zeigte, noch näher bezeichnet werden könnte, und ausgesprochen, daß dieser Freundschaftliche Antheil, einen schönen tröstenden Einfluß in Schillers Gemüth bewahrte. —

Ein Zug der eigend auffallend ist, ist mir immer die Beobachtung, daß Schiller im Lager gebohren wurde, wenn seine Mutter nicht geeilt hätte nach ihrer Wohnung zu kommen. Es war ein Lustlager bey Marbach, wo die Frau ihren Mann noch gern besuchen wollte, der lustige Lärm, und das laute Toben der Soldaten, ließ ihr den Anfang der Schmerzen vergeßen und sie hatte kaum Zeit ihre Wohnung zu erreichen.

Das lebendige Gefühl von diesem Leben, hat sich Schiller oft daher erklärt. Auch als Knabe war er mehrere Tage mit dem Vater in einem Lustlager und seine Reminiscenzen in Wallensteins Lager, sind daraus entstanden. In aeltern Jahren hat er nie wieder das kriegerische Leben so nahe gesehen.

Ich habe dieses nur hingeschrieben, wie es mir beyfiel. Sie werden damit machen was Ihnen gut dünkt. —

447. Aus Briefen von Charlotte v. Schiller.

An Frau Griesbach.

Brückenau, den 9. Julius 1805.

Schiller, der Alles mit Wärme und Eifer behandelte was er ergriff, erschöpfte auch in sich die Situationen ganz, um sie darzustellen, ohne seine gleichförmige Stimmung fürs Leben zu verlieren. Seine Zurückgezogenheit hat man ihm, glaube ich, als

Melancholie ausgelegt; weil er sich wenig für fremde Wesen, die er im Flug sah, mittheilte, so hat man dies für schwarze Ansicht der Welt erklärt im Allgemeinen. Seine Freunde, die ihn in jeder Situation sahen, müssen wie ich gefühlt haben, daß sein Geist immer bei den größten körperlichen Leiden seine Kraft und Ruhe nicht verlor, wo andere Menschen verzweifeln. Ich habe doch ihn in jedem Moment seines Lebens beobachten können, so lange ich mit ihm war, und ich kann sagen, ich habe ihn unruhig gesehen, aber nie melancholisch. Seine jugendlichen Produkte haben mehr diesen Geist, dies gebe ich zwar zu, aber es ist nicht gerade, weil er die Welt unglücklicher ansah, weil ihn sein Schicksal drückte, daß er sich aussprach, sondern weil seine jugendliche Phantasie die Bilder dunkler ausmalte.

An Cotta.

Weimar 2. Juni 1809.

Wie gelang es seinem Geist nach jedem schmerzlichen Anfall über die Leiden zu siegen, und es waren so erhebende Momente, wenn ein Krampf Anfall vorüber war wie da so gleich sein Geist geschäftig war, und sich aussprach, und so einem das Uebel wieder vergeßen ließ. Von der höchsten Angst kam man oft zu dem reinsten Gefühl seiner selbst, u. der menschlichen Zufälle. — Und das Leiden verschwand. — Wie hätte er sonst so viel leisten können, wenn sein Geist nicht diese Gewalt selbst über das Gefühl des Leidens ausgeübt hätte! —

An Caroline v. Humboldt.

Rudolstadt, den 6. Julius 1822.

Diese Art von Gesprächen, von Entwicklung der Ideen, die immer eine belehrende Gestalt gewannen, und wo jedes Gespräch eine eigene philosophische Abhandlung hätte sein können, war in

Schillers Umgang so belebend, so eigenthümlich, und es wird Niemand wieder so sprechen! Du verstehst mich, wie ich dieß, so lange ich lebe, vermissen werde!



448. Aus dem Nachlaß Carolinens v. Wolzogen.

Was in Schillers Umgang besonders rührend war, für den, der es zu fassen vermochte, ist seine edle Feinheit. Die Wolke, die jeden Dichter umgibt und in der sich die Gestalten der umgebenden Welt auf eigne Weise brechen und färben, hing für ihn vor dem reinen Äther-Blau eines edlen Gemüths und ungeschwächter moralischer Kraft. Auch drang der Ätherschimmer innerer Hoheit durch seine Gebilde. Seine lasterhaften Charakter selbst haben deshalb vielleicht etwas Gigantisches, wie unter den frühen Jugendprodukten Franz Moor, in der mittleren Epoche Philipp; in der späteren sind Geßler, Elisabeth und Burleigh rein objektiv gehalten. Die Eigenheit eines Menschen, der notwendige Kreis, in den Standpunkt und eindringende Begebenheiten ihn oft bannen, war Schillern schnell klar und entschieden. In seinem Lächlen über die Schwachheiten der Menschen war eine Art von sanftem mitleidigem Wohlwollen, und nirgends eine Spur der kalten Menschenverachtung, die im ehrnen Egoismus des eignen Busens thront. Mit Mühe äußerte er Haß und alle widrige Empfindungen, er entfernte sich, und war sein Gefühl einmal verletzt, so war der Bruch entschieden. Alle halben Weltmotiven waren ihm unmöglich, er konnte nur in der Wahrheit leben; da nur erblühten die Gestalten seiner Einbildungskraft.

Allgemeines über Schillers Charakter und Persönlichkeit.

Der Geist Schillers, das Leben und die Natur desselben stellt sich in seinen Werken dar, der Charakter in der Behauptung der Wahrheit und der Ehre, das ganze Leben hindurch, in der Stellung zu Welt und Menschen; die eigenthümliche Güte des Herzens durchathmet den stillen Kreis der Freundschaft und der Familie. Dieses Letztere vorzüglich habe ich gesucht aufzufassen. Wie ein Mensch liebt und geliebt wird, gibt uns das Bild seines eigentlichen Wesens.

In welcher Weise der Gehalt seines Daseyns sich in seinen Geisteswerken ausdrückt, und in das innere Gewebe ihrer Gestaltung greift, wird dem klaren und tiefen Blicke, dem etwas von productiver Imagination zu Theil ward, nicht entgehen. Mächtig war seine Wirkung als Dichter. Jedes rein fühlende Herz schlug ihm zu, jeder klare und hohe Geist begegnete dem seinen. Eine große Gesinnung, wie das Bedürfniß eigner Selbstachtung, war unserm Freunde angeboren; von der Wahrheit konnte er nie weichen. Daß er durch diese hohe Sittlichkeit besonders tief und allergreifend wirkte, ist das reinste Resultat, das sich junge Gemüther, die auf der Bahn der Dichtkunst ihm nachzuwandeln streben, aus der Betrachtung seines Genius ziehen können. Die Form war in Schiller immer nur ein Kleid der Seelenschönheit. In allen Gegenden Deutschlands tönen seine Lieder; allen Herzen ist sein Bild zugleich mit den Ideen und Gefühlen des ewig Guten und Wahren eingeprägt. Alle gebildeten Nationen streben, sich seine Geisteswerke in ihrer Sprache anzueignen. Wie reich wurde das Leben mit ihm! Jeder der seines Umgangs auch nur auf kurze Zeit genoß, fühlte sich vom Zauber seines Gesprächs hingerissen, das, immer schaffend und neue Ideen weckend und entwickelnd, zu hohen und zarten Lebensansichten führte. Es war, als redete er nur, um zu denken. Es freute ihn, sich verstanden zu fühlen; aber oft lieh er auch den

Zuhörenden eine größere Kraft des Verstehens, als sie besaßen. Er schaute den Menschen gern ins Herz, und hatte zarte Empfänglichkeit für Freude und Schmerz, die es bewegten. Das Kantische Moralgesetz, jeden Menschen als Zweck, nie als Mittel zu betrachten, war der Ausspruch seiner eignen Natur. Mild begegnete er jedem rein menschlichen Gefühle, das in seine Sphäre drang. Jede Existenz, die sich nicht mit falscher Anmaßung kund that, nahm er freundlich auf. Wahre Leiden suchte er hülfreich, wie er's vermochte, zu heben oder zu mildern.

Die Kenntniß der menschlichen Natur, die er sich durch das Studium der Medicin erworben, nutzte er gern im Aussinnen von Hülfsmitteln gegen physischen Schmerz. Er floh den Anblick des Leidens nicht; die Thätigkeit, zu der es ihn aufrief, stumpfte die Dornen des Mitleids in der eignen Brust. Die Kraft eines tröstenden Wortes kannte er, und sie lag immer auf seinen Lippen. Alle Klänge, von menschlichen Herzen ausgehend, tönten von dem so reich und voll besaiteten Wesen wieder, und zarte Theilnahme verklärte seine Züge. Lavater, den man wohl immer als einen Kundigen der menschlichen Natur anerkennen wird, sagte zu Schillers Frau, als er sie in Jena besuchte: „Ich habe mir Ihren Herrn ganz anders gedacht. Jede Muskel seines Gesichts drückt Delicatesse aus."

Leidenschaftliche Stimmungen anzuschauen, zog ihn an; aber immer waltete der menschliche Antheil vor; er begegnete ihnen schonend, mildernd, in jede Individualität eingehend. Selbst für die kleinen Leiden gedrückter Eitelkeit suchte er eine milde Auslegung. Dabei fühlte er alle Schwächen und Thorheiten schnell. Den leisen Zug um Mund und Wange, der den Kampf zwischen Spott und Gutmüthigkeit verrieth, sah ich auf keinem menschlichen Gesichte lieblicher. Sein feiner Tact und sichrer Verstand, der das Können und Vermögen eines Jeden, so wie dessen Stellung zur Gesellschaft leicht abwog, gab ihm ein zartes Gefühl für

das Lächerliche. Er überließ sich diesem für den Moment, und scherzte, von ihm angeregt, im vertrauten Kreise; aber ein Beschäftigen damit war ihm zuwider. Freude an Fehlern Anderer, ein Genuß des eignen sie entdeckenden Scharfsinns, deuteten ihm auf eine niedere Naturanlage. „Freude am Lächerlichen müsse nur wie ein Dithyramb durch die Unterhaltung fliegen", sagte er. Die Linie, wo der Spott an Bosheit gränzt, und Neckerei in Schadenfreude übergeht, ließ er nie überschreiten.

Die großartigere Weise, in der ausgezeichnete Geister Alles, was auf Erden geschieht, wie ein Spiel betrachten, wußte er zu würdigen. „Wer über Alles lachen könnte", sagte er, „würde die Welt beherrschen." Er selbst hatte scharf in den gewöhnlichen Weltlauf geblickt, wo kleinliche Tücke und Gemeinheit oft für den Augenblick über das Große siegt, und an der Wurzel des Edlen nagt. Darüber ereiferte er sich nicht. Aber das Unrecht haßte er, und bekämpfte es, wo er vermochte.

Ein reines Auffassen seines Geistes in seinen Werken war ihm willkommen und wohlthätig; aber alles affectirte und absichtliche Lob wies er mit sicherm Tacte ab; es ward nie ein Mittel der Annäherung an ihn. Was der Mensch an sich selbst war, galt ihm einzig; und von jedem falschen Streben, was ihn verwirren konnte, suchte er ihn zurück zu führen. Doch drückte er strenge Wahrheit in milder Form aus, zeigte andere Wege, leitete auf Studien und Lebensweisen, die zu glücklicherm Erfolg führen konnten. Wahrem Talent suchte er förderlich zu seyn; es konnte ihn innig und anhaltend beschäftigen, Jedem auf der Bahn, die er zu durchlaufen vermochte, fortzuhelfen. Ein ächtes Talent überwinde alle Schwierigkeiten, war sein Glaube, und man thue ihm selbst wohl, wenn man es Prüfungen unterwerfe. Er ließ es sich recht angelegen seyn, in Allen, die ihm nahe standen, die Aufmerksamkeit auf jedes Bedeutende, das sich darbot, zu schärfen. Beim Durchsehen fremder Arbeiten, wie ich es an meinen eignen

kleinen literarischen Producten erfahren und bei bedeutenderen gesehen, setzte er nie etwas hinzu, aber er strich aus; und das Ganze bekam eine neue Gestalt in Deutlichkeit und Präcision, nach den Regeln des guten Styls. Vor Entzweiung mit seiner äußern Lage warnte er jeden Jüngling. Diener, Handwerksleute, jeder, der mit ihm ein Geschäft hatte, und Worte mit ihm gewechselt, faßte Zuneigung zu ihm. Klarer Verstand und milder Sinn sind eine allgemein verständliche Sprache.

Er pflog gern Umgang mit Menschen aus allen Classen. Ein kaltes Abstoßen, ein Entfernen Anderer aus seiner höhern Bildungssphäre ward nie bei ihm verspürt. Angenommene, conventionelle Würde war ihm ganz fremd. Geist und Wohlwollen, da wo ihm nicht entschiedener böser Wille entgegen trat, erfüllten, wie Licht und Wärme, seinen Kreis. Die Eigenheiten in jeder Menschen-Natur beobachtete er gern; Alles, was Charakter andeutete, zog ihn an, und mit Lust griff er Züge in der Natur auf für seine Dichtungen. Seelenlose Formen der Geselligkeit, gebundnes Weltgespräch, Pedanterie, falsche Ansprüche in jedem Sinn waren ihm unerträglich; er entfloh solcher Unterhaltung, sobald er's vermochte. Wahrheit und Herz im ungeschminkten Ausdruck der Natur zogen ihn immer an; sie sind der Gehalt schöner Formen, der Lebensquell des Umgangs; ihrer bedurfte er, um sich behaglich zu fühlen. Unmanier und Rohheit, die sich in den Sälen der sogenannten großen Welt wie auf dem Marktplatze des Volkes finden, waren ihm ganz feindliche Pole; ja er ertrug noch eher den Zwang leerer Formen, die doch immer ein Anerkennen des Bessern und Streben nach demselben andeuten. Er selbst wollte in seinem Benehmen nie gegen die Formen anstoßen, und dieß gab seinem Eintreten in einen fremden Kreis einen Ausdruck der Schüchternheit.

Schillers große, in richtigem Verhältniß gebaute Gestalt, etwas von militärischer Haltung, was ihm aus der Akademie ge-

blieben war, dazu die Freiheit des Geistes und das in ihm immer lebendige Gefühl des Idealen, das ihn über alles Kleinliche und Gemeine erhob und sich im Aeußern ausdrückte, gab seiner Erscheinung etwas Edles, dem selbst jene Schüchternheit wohl anstand, ja sie sogar liebenswürdig machte. Der wohlgerundete Kopf ruhte auf einem schlanken, etwas starken Halse, die hohe und weite Stirn trug das Gepräge des Genius; zwischen breiten Schultern wölbte sich die Brust; der Leib war schmal, und Füße und Arme standen zu dem Ganzen in gutem Verhältniß. Seine Hände waren mehr stark als schön, und ihr Spiel mehr energisch als graziös. Die Farbe seiner Augen war unentschieden, zwischen blau und lichtbraun. Der Blick unter dem hervorstehenden Stirnknochen und den blonden, ziemlich starken Augenbraunen warf, nur selten und im Gespräch belebt, Lichtfunken; sonst schien er, in ruhigem Schauen, mehr in das eigne Innere gekehrt, als auf die äußern Gegenstände gerichtet; doch drang er, wenn er auf Andre fiel, tief ins Herz. Von seiner etwas gebogenen und ziemlich großen Nase sagte er im Scherz, daß er sie sich selbst gemacht; sie sey von Natur kurz gewesen; aber in der Akademie habe er so lang daran gezogen, bis sie eine Spitze bekommen; es war wirklich ein etwas unsanfter Uebergang daran sichtbar. Sein Haar war lang und fein und fiel ins Röthliche. Die Hautfarbe war weiß, das Roth der Wangen zart. Er erröthete leicht. Das Kinn hatte eine angenehme Form, und trat etwas hervor. Die Unterlippe, stärker als die obere, zeigte besonders das Spiel seiner momentanen Empfindung. Sein Lächeln war sehr anmuthig, wenn es ganz aus der Seele kam, und in seinem lauten Lachen, das sich verbergen zu wollen schien, lag etwas rein Kindliches.

Die ähnlichsten Bildnisse Schillers sind: Danneckers Marmorbüste, auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar: ein Oelgemälde von Graf, im Besitz des Staatsraths Körner in Berlin,

und ein anderes von einer Stuttgartischen Künstlerin, Simanowitz, welches die Geheime Kirchenräthin Griesbach in Jena besitzt. Nach beiden letzteren sind gute Kupferstiche erschienen, nach dem ersteren von Müller in Stuttgart, nach dem zweiten im Weimarischen Industrie-Comptoir.

Schillers Stimme war nicht hell noch vollklingend, doch ergriff sie, wenn er selbst gerührt war, oder überzeugen wollte. Etwas vom schwäbischen Dialekt hat er immer beibehalten. Er las seine Schauspiele und Gedichte gern selbst vor. Von eigentlicher Lesekunst besaß er wenig, und legte auch keinen Werth darauf. Der Geist sollte nur zum Geiste sprechen, und das Herz zum Herzen. Seine Stimme folgte nur der innern Rührung seines Gemüths, und wurde tonvoller, wie dieses sich lebendiger regte. Sein Gang hatte gewöhnlich etwas Nachlässiges, aber bei innerer Bewegung wurde der Schritt fester.

Aller Cynismus in Kleidung und Umgebung war ihm, seit er auf sich zu achten anfing, und dieß geschah früh, zuwider; die Kleider einfach, aber gewählt; besonders hielt er viel auf feine Wäsche. Sein Schreibtisch mußte wohl geordnet seyn. Er liebte sehr Blumen um sich; Lilien hatte er vor Allen gern; Lila war seine Lieblingsfarbe. Seine Antipathie in der Natur waren Spinnen; er fühlte ein physisches Unbehagen, wenn sich ihm eine näherte.

Beim fröhlichen Mahl im Kreise vertrauter, ihn ansprechender Menschen überließ er sich gern einem heitern, aber mäßigen Genusse des Weines. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er sagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerstöre. Beim Schreiben trank er nie Wein; oft Kaffee, der ermunternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines glücklichen, heitern Kindes ergötzt. Trat er, von

einer gelungenen Arbeit aufstehend, in den Kreis der Seinen, dann war er empfänglich für Alles, was ihn umgab.

Der zarten Erscheinung der Freude, die, wie der Bogen der farbigen Iris, schnell und flüchtig das Menschenleben umspannt, begegnete er, bei wem sie sich auch wies, immer mit heiterer Theilnahme; sie zu zerstören, war ihm unmöglich; ja er konnte selbst kindlich lustig seyn. Wenn ihn kein überwiegendes Interesse des Geistes fesselte, war er aufmerksam auf alle Umgebungen. Keine sinnvolle Aeußerung, keine graziöse Bewegung entging ihm. Was sich nicht unbequem machte, sollte sich frei und heiter in seiner Nähe fühlen; und unbequem war ihm nur der Stumpfsinn, das Kleinliche und Gemeine. Seinem eignen Gefühl der Freude lag immer hoher Ernst nahe; was sein Gedicht an die Freude vielleicht am tiefsten ausspricht. Die Flucht des Lebens, nach einem alten Aesthetiker der Grundstoff der Tragödie, schwebte immer vor seiner Seele. Die innere Stimmung beherrschte meist sein Vermögen die Außenwelt anzuschauen, ja verschloß oft das Gefühl für dieselbe und ihren Genuß. Die schönste Natur konnte von ihm unbeachtet bleiben, wenn die Gestalten in seinem Innern lebendig waren. Es ist eine Frage, ob vielfältige Weltanschauung ihm genützt und den Kreis seiner Productionen erweitert haben würde. Erst im späteren Leben regte sich in ihm ein Verlangen darnach.

Wenn ihm ein Kunstwerk im rechten Moment vor das Auge kam, genoß er es lebhaft. Daß das Anschauen der alten Bildwerke schon in Mannheim und Dresden dunkel auf ihn gewirkt, zeigen seine Dichtungen aus jener Zeit. Als sie ihm durch Goethens und Meyers Umgang, durch die Entwicklung ästhetischer Ideen recht verständlich geworden, sah er sie, wie besonders bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden der Fall war, mit neuem aufgeschlossenem Sinne. Die Musik wirkte nur dunkel auf ihn; er hatte sie nie geübt; aber er sagte, daß sie seine dich-

terischen Stimmungen angenehm belebe. Die erste Gluckſche Oper, die er hörte, entzückte ihn. „Man wirft mir oft meine Unempfänglichkeit für Musik vor", sagte er; „aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen seyn mag, daß ich ungerührt blieb."

Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er seyn können. Er gefiel sich oft in dem Gedanken, im vorgerückten Alter zu einem Staatsamte tüchtig zu seyn, und glaubte, es mit Interesse und Nutzen verwalten zu können. Unterwerfung unter irgend eine nicht mit Mäßigung und Weisheit wirkende Macht war ganz gegen seine Natur. Hätte Schiller dem Welt-Eroberer gegenüber gestanden, er würde, wie der edle Greis Wieland, im vollen Bewußtseyn der Menschen- und Dichterwürde, von jener hohlen, kolossalen Größe ungeblendet geblieben seyn, die zusammenstürzen mußte, da sie nicht auf Gerechtigkeit und Wahrheit ruhte.

Zu dem, was man in der Welt sein Glück machen nennt, hatte er gar keine Anlage. Eines äußern Motivs wegen etwas zu thun, was seiner Ueberzeugung, ja oft nur seiner momentanen Stimmung widersprach, war ihm unmöglich. Freiheit und ein unbeschränktes Leben in seiner Ideenwelt ging ihm über Alles. Einen günstigen Moment zu ergreifen, wo das Glück sich fassen ließ, hielt ihn eben dieses Uebergewicht des inneren über das äußere Leben ab. Ich hörte ihn sagen, es gehe ihm wie Rousseau, dem die besten Bonmots erst einfielen, wenn das Gespräch geendet war. Seine Phantasie konnte ihm oft die Wirklichkeit anders darstellen, als sie war, wie es wohl allen genialen Naturen zu Zeiten begegnet; Verhältnisse, Lagen, Empfindungsarten, die in der Natur und im Weltlauf sich als unhaltbar zeigen, konnte er als möglich, als dauernd denken; von Freunden konnte er oft zu viel erwarten; aber sein schöner Verstand kehrte immer zur

Billigkeit, zum Maß und reiner Ansicht zurück. Nach dem ersten, oft schmerzlichen Gefühle der Täuschung im Verhältniß zu Andern erkannte er den Grund des Nichtgenügens und Mißverstehens in sich selbst, und Achtung und Freundschaft blieben ungestört. Nie hat Schiller schonungslos ein Verhältniß der Freundschaft und Liebe zerrissen; Vertraulichkeit, auch wenn sie aufgehört hatte, blieb ihm heilig. War er von dem Unwerth oder dem bösen Willen eines Bekannten überzeugt, so brach er den Umgang nach offner Erklärung ab. Kein literarisches Verhältniß ging ihm über ein menschliches. Wesenloser Schein, und das Zersplittern der Zeit und des Lebens in Kleinlichkeiten und Eitelkeiten war ihm zuwider. Aber wenn eine solche Existenz ihn auch verletzend berührte, so warf seine gute Natur den Tropfen des Unmuths bald wieder aus. So war es mit literarischen Angriffen. Seinen guten Humor konnten sie nie lange stören. Mit der Feder konnte er schärfer seyn, und sich dem Reize des Witzes mehr überlassen, als er es Angesichts des Gegners vermocht hätte. Es kostete ihm immer Ueberwindung, etwas Bitteres und Hartes zu sagen. Sein Haß gegen Formeln, zumal wenn sie das Gefühl des Heiligen in hohle Worte binden und beschränken wollten, war kalt und streng abschneidend. War er einmal zu einer ungerechten, leidenschaftlichen Aeußerung über seine Freunde hingerissen worden, so kehrte er bald und wärmer zu ihnen zurück. Sich, wo er liebte, im vollkommenen Vertrauen zu erschließen und hinzugeben, war Bedürfniß seines Herzens. Das Leben schien ihm öde, wenn dieses ungestillt blieb. Mangel an Zartheit und edler Sitte war ihm an Frauen ganz unerträglich. Schiller glaubte, wie Plato, an eine Liebe, der das Alter nichts rauben kann. Das geistig Schöne sprach immer mächtig seinen innern Sinn an, und in der Liebe ging ihm die Idee der Unsterblichkeit auf.

Der Weise, dessen Ideen ein Element wurden, in dem sein

Geist athmete und lebte, der ihm in den Jahren der Krankheit, wo die productive Kraft der Dichtung schlummerte, Gesellschafter, Freund und Tröster war, hatte ihm auch Beruhigung für alle Ereignisse im äußern Leben gegeben. Ein philosophisches Gespräch mit gleichdenkenden Freunden zog ihn von allen Sorgen ab, und beschwichtigte oft ein physisches Leiden. Beschränkung der äußern Lage trübte seine Stimmung selten; und immer schaute er auf den Reichthum seines Geistes, als auf einen sichern Schatz. Die Natur habe ihm einen bodenlosen Leichtsinn gegeben, sagte er oft; und wenn er Andere durch kleine Sorgen gequält und ängstlich mit der Zukunft beschäftigt sah, pries er diese Gabe seines freundlichen Genius.

Ob er gleich größtentheils von seinen schriftstellerischen Arbeiten lebte, so hat gewiß Niemand weniger als er um Geld geschrieben. Wenn er eine Arbeit ausführte, so legte er die ganze Kraft seines Geistes hinein. Nie war er ein Diener der Zeit, auch strebte er nicht, ihr Lenker zu seyn. Er stand unter der Herrschaft seines Geistes, der nur das Gesetz der Wahrheit und Schönheit anerkannte.

Daß Schiller immer auf sich selbst stehen, daß er seine äußere Lage sich selbst bilden mußte, hat vielleicht auch dem Genius in ihm seine Eigenthümlichkeit bewahrt und ihm Selbstständigkeit gegeben. Hätte er, wie andere Dramatiker, in der Atmosphäre und Gunst eines mächtigen Beschützers und Versorgers gelebt: wer kann entscheiden, ob nicht Dankbarkeit und Liebe den freien Schwung seines Geistes gehemmt hätten? — Wie anders würde Calderon gedichtet haben, hätte er nicht am spanischen Hofe gelebt! So stand Schiller allein in der Welt, nur auf den Laut der großen Natur in seinem Innern horchend, den die Stimme der Nation im Widerhall zurück gab. Der Schutz, die Theilnahme, die er von Höhern erfuhr, waren nie hinreichend, seine äußere Existenz zu gründen und zu sichern, und gewannen nie dauernden

Einfluß auf ihn. Eigne Einsicht blieb seine Regel, und seine Geistesproducte gediehen in ungekränkter Natur. Er hatte immer nur die Wirkung auf das große Ganze, auf die Menschheit im Auge.

Das ist wohl ein schönes Leben zu nennen, wenn die Gefühle des Jünglings sich als die Grundsätze des Mannes zeigen und bewähren. Man begeht eine Ungerechtigkeit an genialen Naturen, wenn man die sichre Folge und Haltung im Handeln, Fühlen und Meinen von ihnen begehrt, welche nur Verstandesmenschen eigen seyn kann, die immer bereit sind, ihre Individualität in bestimmten Zahlen mit der umgebenden Welt in Rechnung zu stellen. Jene umgibt eine eigne Atmosphäre. Das Vorhandene ist für sie nur da, insofern sich sein Bild in ihrem Dunstkreise spiegelt, und, von ihrem eignen, innern Lichte berührt, neue Lichter und Zauberfarben erzeugt. So ist's in der Liebe, so in der productiven Imagination.

Mißverhältnisse mit der Außenwelt können sich erzeugen, die oft in entscheidenden Augenblicken die Lebensbahn verirren und in Abgründe stürzen. Glücklich der, der, wie Schiller, fest in der Idee der Wahrheit und Schönheit ruht, und sich mit seinem Innern immer wieder aus dem reißenden Strome zu retten vermag, um an dem grünen, blumenreichen Ufer reiner Menschlichkeit zu landen! Im großen Gewebe des Menschengeschicks, in welchem Vernunft und Gefühl in ihren reinsten und höchsten Momenten die Hand der allwaltenden Güte erblicken, stehen diese höher begabten Naturen als tröstende, leitende Gestirne über der Nacht der Zeiten, und Jahrhunderte hindurch strahlen und erwärmen ihre segenvollen Kräfte. Schiller sagte einst in einer schwermüthigen Stimmung: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich nicht über sein Daseyn beschweren." Vielleicht sagt ein Dichter dasselbe nach Jahrhunderten von einem seiner Werke.

Wenn man das kurze Leben von sechsundvierzig Jahren betrachtet, dessen Hauptmomente von mir dargestellt sind, insofern sich Documente und glaubwürdige Zeugnisse der Erinnerung dazu fanden, so wird man über den Reichthum productiver Kraft, den es enthält, staunen, und ihm schwerlich ein anderes vergleichbar finden. Zudem waren noch die letzten vierzehn Jahre durch Krankheitsanfälle getrübt, die das Leben bedroheten und die heitre Kraft des Geistes hemmten.

Schillers Leben fiel in die Umgestaltung Europa's, in eine schwere, für unser Vaterland leidenvolle Zeit. Wie er die großen Zeitmomente einsah und fühlte, zeigt manche Stelle in seinen Dichtungen. Er starb im Jahre vor der Schlacht, deren Donner er, wenn er gelebt, gehört haben würde, die unsre bis dahin ruhige Heimath in die äußerste Bedrängniß brachte. Hätte er die große deutsche Zeit des Jahres dreizehn erlebt, wie würde ihn der Geist und der Muth, mit dem unser Volk Thaten übte und Opfer brachte, erfreut haben!

Da das geistige Leben eines Volkes in seiner Sprache liegt, in der Masse von Begriffen und Gefühlen, in den Ideen, die sie auszudrücken vermag, so kann man sagen, daß Schillers Geist mächtig auf die Erhaltung und Regeneration des deutschen Sinnes gewirkt hat.

Das Leben der Dichter, sagte er selbst, kann kein bedeutendes Interesse haben, da es nur ein innerliches ist. Das seinige war vielleicht innerlicher als das der meisten anderen; aber eben in dieser stillen, innerlichen Tiefe, an der die Gegenwart machtlos vorüberzog, hat es eine rührende Einfalt und Größe. Das Höchste aller Zeiten stand immer vor seinem Geiste, und zu dem Höchsten und Besten wollte er auch die Gemüther der Menschen erheben.

Die welthistorische Wirkung der Christuslehre, die reine, heilige Gestalt ihres Stifters, die unendliche Tiefe der Natur erfüllten ihn mit Ehrfurcht, die gegen das Ende seines Lebens

immer inniger und tiefer wurde. Wahrheit und Liebe waren die Religion seines Herzens; Streben nach dem Reinsten auf Erden und nach dem Unendlichen und Ewigen ihr Erzeugniß, das eigentliche Leben seines Geistes; der, obgleich nicht lange auf der Erde weilend, doch in allen für das Höhere empfänglichen Gemüthern die Ueberzeugung zurückließ, Wenige seyen edler gewesen, Wenige haben reicher und nachhaltiger gewirkt, wie er.

So steht das geistige Bild meines Freundes vor meiner Seele, und viele befreundete Herzen werden es, hoffe ich, in meiner Schilderung, wenn auch nicht erreicht, doch nicht verfehlt finden.

---

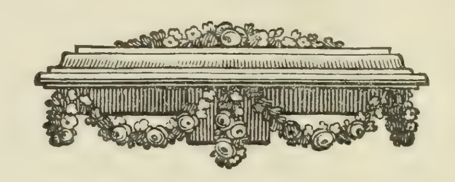
450. Caroline v. Wolzogen an Gustav Schwab.

[25. Jan. 1840.]

Einen Willen Gottes fühlte Schiller oft persöhnlich nah. Ich hatte in meinen Leben Züge von immediater Gotteshülfe, er glaubte an diese u. sagte es sei wahrhaft alttestamentarisch. Auch wandte sich im Leiden sein Blick nach Oben. „Vor der unergründlichen Tiefe der Natur stehe ich immer mehr staunend u. ergriffen sagte er mir, in den lezten 90ziger Jahren. Mir schiens man hatte ihm beim ersten Religions Unterricht mit harten Dogmen gequält — Glauben sollen, ist ja jeden Denckenden unmöglich — aber die heilige Gestalt des Erlösers verehrte er, sie kam ihm immer mehr ans Herz u. trat aus allen Menschenwahn leuchtend hervor, in Geist und Liebe. Ich sagte Ihnen schon, daß er Christus in dem Glauben der Weltgeschichte als die Versöhnende Stimme aus dem Ewigen Leben unläugbar erkannte. Daß diese eben in wilder Grausamkeit der römischen Welt ertönen mußte. Ihm, wie in seinen Moses einen Plan unterzulegen, war ein Gedanke, dem er nicht weiter verfolgte.

Unsterblichkeit — war ja schon in seinen frühern Briefen

in Julius u. Raphael — sein herrschendes Gefühl — diese Hoffnung umschwebte sein Sterbebett; wie ich anführte in seinen Leben. Seit seinen Studium Kants, standen die Grundideen, Gott Freiheit, u. Unsterblichkeit in seine Seele fest.



451. Caroline von Humboldt an Charlotte von Schiller.

Rom, den 8. Julius 1805.

Außer unserem Kreise ist noch Reinhart, mit dem es mir immer wohl wird, Schillers Namen zu nennen, denn er hängt an ihm wie an einem Bruder. Er war abwesend in Neapel, als die Nachricht seines Todes zu uns kam; aber wie er zurückkam und ich ihm den Brief gab, den Schiller in den unsrigen eingeschlossen hatte, wie hat der starke Mann, dem wohl selten Thränen in die Augen kamen, geweint. Er hat mir Schillers Brief zu lesen gegeben, und wie in einer Art Ahnung des letzten Zeichen des Lebens steht darinnen: „Wenn der Himmel uns kein frohes Wiedersehen mehr schenken sollte, um was ich ihn oft bitte, so sende ich euch in acht Jahren meinen ältesten Sohn, damit ihr mir einen tüchtigen Maler aus ihm zieht.“ Reinhart, glaube ich, schriebe dir selbst gern, allein er scheut sich dir weh und weher zu thun; aber er diente dir und deinen Kindern gern mit seinem Blut.

An Mad. de Staël.

ce 25 Mai 1805.

Je Vous écris dans un moment de profonde douleur, Madame. Imaginez, Schiller est mort, j'en reçois la nouvelle dans ce moment. C'étoit le seul homme que j'aimois beaucoup sur cette terre; c'étoit celui auquel toutes mes idées se rattachoient toujours, avec qui j'ai passé des années dans l'intimité la plus douce, avec qui j'ai discuté sans cesse ce qu'il y a de plus élevé et de plus profond dans les idées; le seul homme peut-être qui se sentoit un besoin de vivre avec moi. Il n'y a pas deux ans encore qu'il m'écrivit une lettre très-mélancolique sur notre séparation, et cela est irréparable à présent. Il n'est plus. Vous n'avez pas pû le connaître tel qu'il étoit, il n'avoit point, comme Goethe, cette imagination vaste qui embrasse tous les arts à la fois, qui se représente l'univers sous toutes les formes variées de la peinture, de la musique et de la poésie; la sienne étoit toute entière dans les idées et dans l'éloquence. La parole étoit le seul moyen que la nature lui avoit donné, il existoit tout entier en elle, et certainement jamais homme a sû en faire un tel usage, a sû la faire valoir et briller comme lui. Il n'y a jamais eu un homme qui comme lui ne se nourrissoit jamais que de ce qu'il y avoit de plus noble et de plus élevé, qui vivoit uniquement dans la sphère des idées, dont rien qui eût été ou commun ou vulgaire, n'approchoit jamais. La gloire même n'avoit jamais un attrait visible pour lui. Ce n'étoit jamais que le désir de parvenir par des routes plus directes et plus élevées à ce qu'il y a de plus sublime dans l'art et de plus profond dans la pensée et de plus intime dans le sentiment. Ce feu là seul le dévoroit intérieurement. On peut dire hardiment qu'il n'y a jamais existé un homme tel que lui, on pourroit le prouver par les sublimités et par les défauts de ses ouvrages. Cette activité éternelle et toujours occupée à creuser les profondeurs de l'existence humaine par la

pensée et de les peindre avec toutes les couleurs de l'imagination, cette ardeur à suivre toujours la même route sans regarder jamais en arrière, ce désintéressement total, cette impartialité absolue, cette existence toute entière en idées et en sentimens et détachée de toute passion, de tout goût même vulgaire, tout cela est rentré dans la nuit du néant avec lui. Oh! que cette mort m'attachera de nouveau à Rome et à sa solitude. . . . . . . Schiller aimoit prodigieusement Rome et les anciens Romains, c'étoit son projet favorit de vouer un jour des années entières à écrire une histoire de l'ancienne Rome. S'il reste quelque chose de son être qui conserve la conscience de ce qu'il fut, sa pensée errera souvent autour des sept collines, de ce point qui est l'image la plus grande et la plus vive du néant des choses humaines, le centre de notre histoire et de notre culture. Ma femme a déjà dit que notre Guillaume ne seroit plus seul, et en effet il l'aimoit beaucoup. Il passoit en général volontiers son tems avec ses enfans et ceux de ses amis; c'étoit le seul homme vraiment doux, vraiment humain, vraiment compatissant, que j'aye jamais vû. Cette incertitude cruelle qui nous fait ignorer, si la perte de ce qui nous fut cher, peuple une autre sphère qui va nous recevoir également, ou si la mort ne fait que détruire pour ne renaître jamais!

An Goethe.

Rom, den 5. Juni 1805.

Ich freute mich kaum Ihres Briefes, mein innig geliebter Freund, als ich durch Fernow die schreckliche Nachricht von Schiller's Tode empfing. Nichts hat mich je gleich stark erschüttert. Es ist das erste mal, daß ich einen erprüften Freund, mit dem sich durch Jahre des Zusammenseins Gedanken und Empfindungen innig vermischt hatten, verliere, und ich fühle jetzt die Trennung, die Entfernung, in der wir in den letzten Jahren lebten, noch

schrecklicher. Seinen letzten Brief schrieb er mir im September 1803 über meines Wilhelm's Tod. Er war über meinen Schmerz sehr bewegt, aber was er darin wünscht und hofft, ist in Erfüllung gegangen. Er ist hingeschieden, ohne selbst einen von denen, die ihm zunächst lieb waren, verloren zu haben. Seine schwächliche Constitution, sagte er, lasse es ihn hoffen. Wäre er selbst nur uns nicht so früh entrissen worden! Jetzt denke ich oft, er hätte die letzten Jahre seines Lebens hier zubringen sollen. Rom würde einen großen Eindruck auf ihn gemacht haben, er hätte das mit sich hinübergenommen. Er hätte sich auch vielleicht länger erhalten, der strenge Winter scheint ihm doch verderblich gewesen zu sein, vielleicht auch die ewige Anstrengung, die nachgelassen oder doch milder gewirkt hätte, wenn er seinen äußern Sinn durch große Umgebungen getragen, seine Einbildungskraft durch eine ihrer würdigere Natur um sich her unterstützt gefühlt hätte. Wie einsam Sie sich fühlen müssen, kann ich mir denken; und doch beneide ich Sie unendlich. Sie können doch sich noch den Ton der Worte seiner letzten Tage zurückrufen; mir ist er wie ein Schatten entflohen, und ich muß alles, was ihn mir lebhaft zurückruft, aus einer dunkeln Ferne mühsam herbeiholen. . . .

Sagen Sie mir doch bald, ob sich unter Schiller's Papieren noch etwas uns Unbekanntes erhalten hat? Ich glaube es zwar nicht, es war nicht seine Art, etwas lange liegen zu lassen. Es schmerzt mich jetzt, daß er in den letzten Jahren so wenig Prosaisches geschrieben hat. Der Schriftsteller spricht in der Prosa mehr unmittelbar sich selbst aus, und nach ihm, nach einem Laute seines Wesens sehne ich mich. Wie aber in Leben und Kunst alles so wenig unvollendet bleibt! Jedes Schauspiel Schiller's ist eigentlich ein neuer Versuch; er ging immer von der Liebe zur Kunst, immer von dem Wunsche, ihr eine neue Seite abzugewinnen, aus, und kaum möchte ich sagen, daß die große Reihe seiner dramatischen Productionen ein Resultat darüber vollendet hätte. In

jedem ist ein sichtbarer Fortschritt, wenigstens immer einer, durch den man dem Ziel, das er sich vorsteckte, näher kommt; hätte er gelebt, er hätte endlich gewiß klar gesehen und sich bis zum Gipfel hinausgearbeitet; nach ihm wer kann auf dieser Bahn weiter gehen? in wem ist diese Verbindung kritischer und intellectueller Kraft? Es wäre schrecklich, wenn die deutsche Poesie ihren Zenith schon wieder erreicht haben sollte, da beinahe wir sie entstehen sahen. Und doch ist es gewiß so. Erhalten Sie sich jetzt uns, mein Theurer. Verlieren wir auch Sie einmal, so ist überall Nacht und Verwirrung.

An Körner.

Rom 8. Junius 1805.

Mir ist es in der That, als hätte ich auf einmal eigentlich den Leitstern aller meiner intellektuellen Richtungen verloren, und ich wage es noch nicht zu entscheiden wie es eigentlich auf mich wirken wird. Wenn ich bis jetzt etwas schrieb, wenn ich nur einen Entwurf machte zu schreiben, dachte ich mir eigentlich ihn als einzigen Beurtheiler und Richter. Alles Beste in mir war immer an ihn gerichtet, und zugleich gab er mir auch immer die Stimmung und Kraft. Mit unendlicher Wahrheit sagen Sie, mein Lieber, daß in seinen Dichtungen das Persönliche eine so große Wirkung ausübte. Wirklich sprach er die Menschheit nur immer in ihren höchsten Momenten aus und erschien bei weitem mehr individuell, als Göthe. Wenn Sie unter dem Idealischen das Gebiet der Ideen verstehen, so weiß ich ihn nicht besser zu charakterisiren, als daß er von diesem Idealischen durchdrungen war, und kaum je von etwas Anderm nur leicht berührt wurde. Geradezu etwas über ihn zu schreiben, denke ich nicht.

An Wolf.

20. Juli 1805.

Sie schreiben mir viel von Goethe, was mich herzlich freut, aber kein Wort von Schiller, ob Sie ihn noch sahen oder nach seinem Tode in Weimar waren. Mich hat sein Tod unendlich niedergeschlagen. Ich kann wohl behaupten, daß ich meine ideenreichsten Tage mit ihm zugebracht habe. Ein so rein intellectuelles Genie, so zu allem Höchsten in Dichtung und Philosophie ewig aufgelegt, von so ununterbrochen edlem und sanftem Ernst, von so parteilos gerechter Beurtheilung wird ebenso wenig in langer Zeit wieder aufstehen als eine solche Kunst im Schreiben und Reden. Sie, der Sie ihn oft und gern sahen, theurer Freund, fühlen das gewiß gleich stark mit mir.

An Goethe.

12. April 1806.

Was Sie über Schiller sagen, habe ich tief gefühlt. Auch mir ist sein Tod wie etwas vorgekommen, was mich vom Leben mehr abreißt, mich wenigstens fremdartiger gegen die übrige Welt stellt. Seine Lehre — denn es war Eigenheit seines Geistes eine zu geben und auszusprechen — stand eigentlich im Widerspruch mit der Welt, wurde bald übersehen, bald verkannt. Aber solang er lebte, war sie, wenigstens für uns, seine Freunde, das eigentlich Geltende. Jetzt, da er dahin ist, haben die andern die Uebermacht. Alles gäbe ich drum, wenn er Rom gesehen hätte.

An Schweighäuser.

6. April 1808.

Daß Schiller meine Stanzen gesehen hätte, wünschte auch ich, aber fast zweifle ich, daß sie entstanden wären, wenn er gelebt hätte. Der Gedanke an ihn, als einen für mich unwiederbringlichen Verlust hat mich immer während der Arbeit tief ge-

rührt und begeistert. Es war mir, als müßte ich mich gegen ihn, auf eine Weise aussprechen, die unserm langjährigen Umgang, seiner und meiner Art zu empfinden angemessen wäre. Wirklich kann ich sagen, daß alle Anstöße, die ich von außen und durch andre bekam, mit ihm mir verloren gegangen sind, und daß ich durchaus allein stehen geblieben bin. Göthe und ein gewisser Körner in Dresden waren die einzigen, die in gleicher Vertraulichkeit mit ihm und mir lebten, und nicht nur daß auch wir jetzt so weit getrennt sind, so ist auch Göthe nur in sich, nicht gerade im Verkehr mit anderen beweglich, und Körner bedurfte immer selbst mehr fremden Impulses, als er ihn selbst zu geben im Stande war.

An Körner.

Wien, 26. Jan. 1811.

Ihr Anerbieten, liebster Freund, Ihnen wenigstens, wenn auch nur in Form eines Briefes, einige Gedanken über Schiller mitzutheilen, schlage ich nicht aus und nehme es nicht an. Der Gedanke spricht mich sehr freundlich an, aber je kürzer etwas der Art ist, desto mehr muß es von der Stimmung des Augenblicks abhängen. Warten Sie also nicht und erlauben Sie mir, nichts zu versprechen. Man hält alsdann manchmal weit eher. Auch ohne die herzliche und tiefe Liebe, die ich zu Schiller hegte, kann ich nie ohne große Erschütterung an die Zeit meines Lebens mit ihm denken. Ja, ich gestehe es offenherzig, nicht ohne Schaam. Mein ganzes Leben seitdem kommt mir leerer, unbedeutender und weniger befriedigend vor und doch habe ich nicht umhin gekonnt, in dieser langen Zeit Entwickelungen in mir selbst zu erfahren, die mich minder deutlich fühlen lassen, daß ich auch jene Zeit hätte anders aufnehmen und anders bearbeiten können. Ich habe mir überhaupt oft gedacht, daß es sehr gut wäre, wenn man seinen Tod drei, vier Jahre vorher wüßte. So

lange man das Leben als eine unbestimmte Größe ansieht, kann man nicht anders, selbst im höchsten Alter, als es wie ein Continuum zu behandeln, sehr vieles zu thun was nur auf das Leben selbst, nicht auf seine höheren Zwecke Bezug hat, auch für dieses vieles zu beginnen, oft zu wechseln, wie der Strom, der dem Meere zugeht, immer fortzufließen, und natürlich da oft, sehr oft, sich etwas zu verlaufen. Ganz anders aber wäre es, wenn man das Leben als eine geschlossene Größe betrachtete. Alles Unnütze würde weggeschnitten, die Spannung wäre größer, weil sie kürzer wäre, die Welle strömte in sich zurück und man wüßte, was man gewesen wäre und werden könnte. Sie wundern sich vielleicht, wie ich diese Betrachtung gerade an Schiller anknüpfe. Aber es geschieht nur, weil es gerade Schillers Eigenthümlichkeit mehr als jedes andern Menschen war, sein Streben und sein Leben als etwas Unendliches zu betrachten, in dem es ihm genug war, wenn jedes seiner einzelnen Werke einen bedeutenden Moment bezeichnete, ohne daß er je, das erste innere täuschende Feuer zur Arbeit ausgenommen, nur dachte, daß irgend Eins das höchste Resultat dessen wäre, was er der Kunst gegenüber hervorbringen konnte. Es lag dieß unmittelbar in der höheren Ansicht, die Schiller von allem geistigen Wirken hatte. Jedes erschien ihm immer in seiner ganzen Unermeßlichkeit, alle in ihren vielfachen Verbindungen oder vielmehr in ihrer unzertrennlichen Einheit. Nie hat Jemand die Menschheit höher und nie immer so ganz in der Flüchtigkeit ihrer ewig wechselnden Erscheinung aufgenommen. Dieß rastlose geistige Fortbewegen eignete ihn auch so vorzugsweise der Poesie und in ihr der dramatischen. Es war eigentlich seine Eigenthümlichkeit. In Gang, Miene, Gespräch, in Allem drückte es sich aus. Selbst die Kenntniß der Wirklichkeit und der Natur schöpfte er nicht aus der Anschauung, sondern schuf sie mehr durch seine eigene Phantasie. Sie hatte daher auch oft eine andere Farbe, schien minder treu

als sie es war. Bewunderungswürdig war dann zugleich an ihm die Ruhe und Milde. Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, manchmal im Gespräch so werden ließ, wie ich nie einen andern gesehen habe und mir keinen Andern, wenigstens nicht höher, denken kann. Es ist wirklich unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Andern, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkommen, wie beschäftiget mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen an irgend einer Seite, wie wenig begeistert durch das augenblickliche Gespräch und dadurch fruchtbar an neuem Stoff, wie nur immer mit dem Herumdrehen des alten beschäftiget. Alles das läßt sich vor dem Publicum nicht sagen, und darum verdrösse es mich, von ihm zu reden. Schiller hatte eine Superiorität die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als er, obgleich vor keinem Richterstuhl Niemand so sehr sein volles Recht empfing, doch eigentlich alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle und richtig und allseitig beurtheilen, ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können, und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre, weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er Alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es

sich darbot, abgewiesen hätte, immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte. Was Andern, auch den Hervorstechendsten, begegnet, daß sie zwischen den bessern Momenten Lücken haben und sie auf heterogene oder mechanische Beschäftigungen verfallen, war ihm immer fremd. Es ging, in buchstäblichem Verstande, kein Moment für seine geistige Thätigkeit verloren. Auch hat dieß natürlich ihn früher aufreiben müssen. Auf diese Weise wird Schiller mir immer die merkwürdigste Erscheinung im Leben bleiben, und seine eigenen Briefe an mich geben mir in vielen Stellen das kaum erfreuliche Zeugniß, daß ich mich nicht leicht in Enthusiasmus über die einfache Gestalt der Dinge hinaus, hinreißen lasse. Aber wie will, wie kann man ihn so darstellen? Und wie man es anders thut, giebt man der Kritik Blößen. Man kann ihn nur retten, wenn man ihn in seiner ganzen, durchaus nicht abzuleugnenden Größe zeigt. Die Wolzogen und ich haben oft gesagt, man müßte Schilderungen der Menschen, mit denen man gelebt hat, für sich machen und hinterlassen. Und nur so kann man wirklich über Personen reden, die man tief gefühlt hat. Der selbsterlittene Tod muß erst Alles versöhnt haben, um Wahrheit als Wahrheit gelten zu lassen. Wenn die Zerstreutheit des Lebens Zeit und Stimmung dazu vergönnte, wäre nichts so hübsch als solche Erfahrungen niederzulegen und immer wieder umzuschreiben, bis der letzte Moment, in dem Alles erstarrt, auch das zuletzt Geschriebene fixirte und Andern zu weiterm Gebrauch übergäbe.

An Körner.

Wien, 1. Okt. 1811.

Schiller arbeitete eigentlich leicht, und hatte unendlichen Ideenreichthum. Nur weil er ihm immer neu zuströmte, weil ihm das Reichste noch immer nicht reich genug schien, und dann auch weil ihn sein Gegenstand so lebhaft beschäftigte, daß er ihn in

die höchste Anstrengung versetzte, schien er vielleicht mit Schwierigkeit zu arbeiten. Seine Widersacher haben aber immer den Vorwurf gegen ihn im Munde, daß er mühsam dichtete, daß er nicht von Natur dazu bestimmt war, daß er mit der Sprache und den Gedanken rang u. s. f.

In der Art Frauen und das Verhältniß zu ihnen anzusehen, zeichnete sich Schiller sonst, wie auch Sie gewiß sich erinnern, sehr aus. Es war eine seiner schönsten Seiten, und mit allem in ihm aufs innigste verwebt. . . . .

An Charlotte Diede.

Burgörner, den 6. September 1825.

Ich selbst bin zwar mehrere Male, und ein Paar Mal sehr gefährlich, krank gewesen, aber an dauernder Kränklichkeit, eigentlich schwacher Constitution habe ich nie gelitten. Ich bin aber oft mit Personen umgegangen, Männern und Frauen, in denen dieser Zustand der tägliche war, und die nicht einmal irgend wahrscheinliche Hofnung hatten, sich je anders, als durch den Tod herauszuwickeln. Zu diesen Menschen gehörte Schiller vorzüglich. Er litt sehr, litt dauernd, und wußte, wie auch eingetroffen ist, daß diese beständigen Leiden nach und nach seinen Tod herbeiführen würden. Von ihm aber konnte man wirklich sagen, daß er die Krankheit in den Körper verschlossen hielt. Denn zu welcher Stunde man zu ihm kommen, wie man ihn antreffen mochte, so war sein Geist ruhig und heiter, und aufgelegt zu freundschaftlicher Mittheilung, und interessantem und selbst tiefem Gespräch. Er pflegte sogar wohl zu sagen, daß man besser bei einem gewissen, doch freilich nicht zu angreifenden Uebel arbeite, und ich habe ihn in solchen, wirklich sehr unerfreulichen Zuständen Gedichte und prosaische Aufsätze machend gefunden, denen man diesen Ursprung gewiß nicht ansah.

An Caroline von Wolzogen.

Tegel, 29. December 1830.

Man mußte ihn in jener Zeit sehen, wo er offenbar in der schönsten Blüthe aller seiner großen Eigenschaften war, und die später alles Höchste in ihm entwickelt hat. Diese Zeit war sichtbar das Jahr vor seiner Verheirathung. Man mußte auch Liebe und Sinn haben, in ihn einzugehen. Das Alles war recht und vollkommen nur in unserm kleinen Kreise. Es giebt nichts so rein- und tief Empfundenes, in unendlich vielen Stellen so wahr und groß Gedachtes, und durchaus, auch in unbedeutenden Erzählungen so unnachahmlich schön Geschriebenes, als die Stellen, mit welchen Sie, nur zu selten und zu kurz, die Schillerschen Briefe unterbrechen.

An Charlotte Diede.

Tegel, 4. April 1832.

Schwerlich hat je jemand Schiller so genau gekannt, als ich. Es haben ihn schon wenige so lange und so nahe gesehen. Bei einem Manne, wie er, der nicht zum Handlen, sondern zum Denken und zum Schaffen durch Denken und Dichten geboren war, heißt sehen eigentlich sprechen und ganze Tage und Nächte haben wir im Sprechen mit einander zugebracht. Wenn daher auch der Jahre, die wir zusammen verlebten, so viele nicht waren, so war des Zusammenlebens sehr viel.

453. Aus Wilh. v. Humboldts Vorwort zu seinem Briefwechsel mit Schiller.

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes

hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja, wie er es in einem der hier folgenden Briefe bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele, aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt sich vielleicht mit soviel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideales geflohen war"; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.



454. Aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde".

Bettina an Goethe.

Ich gedenke hier Deiner und Schiller's; die Welt sieht Euch an wie zwei Brüder auf einem Thron, er hat so viel Anhänger wie Du; — sie wissen's nicht, daß sie durch den einen vom andern berührt werden; ich aber bin dessen gewiß. — Ich war auch einmal ungerecht gegen Schiller, und glaubte, weil ich Dich liebe, ich dürfe seiner nicht achten; aber nachdem ich Dich gesehen hatte, und nach dem seine Asche, als letztes Heiligthum seinen

Freunden als Vermächtniß hinterblieb, da bin ich in mich gegangen; ich fühlte wohl, das Geschrei der Raben über diesem heiligen Leichnam sei gleich dem ungerechten Urtheil. Weißt Du, was Du mir gesagt hast, wie wir uns zum erstenmal sahen? — Ich will Dir's hier zum Denkstein hinsetzen Deines innersten Gewissens, Du sagtest: Ich denke jetzt an Schiller, indem sah'st Du mich an und seufztest tief, und da sprach ich drein, und wollte Dir sagen, wie ich ihm nicht anhinge, und Du sagtest abermals: „ich wollte, er wär' jetzt hier. — Sie würden anders fühlen, kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen, wenn man ihn nicht so reich achtet und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit, und weil jeder durch ihn genährt und gepflegt war, und seine Mängel ergänzt. So war er Andern, so war er mir des meisten, und sein Verlust wird sich nicht ersetzen." Damals schrieb ich Deine Worte auf, nicht um sie als merkwürdiges Urtheil von Dir andern mitzutheilen; — nein, sondern weil ich mich beschämt fühlte. Diese Worte haben mir wohlgethan, sie haben mich belehrt, und oft wenn ich im Begriff war über einen den Stab zu brechen, so fiel mir's ein, wie Du damals in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen. Ich mußte in aufgeregter Eifersucht doch anerkennen, ich sei nichts. „Man berührt nichts umsonst," sagtest Du, „diese langjährige Verbindung, dieser ernste tiefe Verkehr, der ist ein Theil meiner selbst geworden; und wenn ich jetzt ins Theater komme und seh' nach seinem Platz, und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß diese Augen mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben, und ich möchte auch lieber nicht mehr da sein."

455. Goethe im Gespräch mit Joh. Dan. Falk.

25. Januar 1813.

Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller noch die verwitwete Frau Herzogin Amalie im Sarge zu sehen. Der Tod ist ein sehr mittelmäßiger Porträtmaler. Ich meinerseits will ein seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen sämmtlichen Freunden im Gedächtnis aufbewahren. Also bitte ich auch, wenn es dahin kommen sollte, es auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das ist es, was mir an Schiller's Heimgang so ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ist er wieder von hinnen gegangen.

---

456. Goethe im Gespräch mit Kanzler v. Müller.

Sonntag 13. Juni 1824.

Als ich ihn durch poetische Trostgründe wegen Ulrike und auch wegen Schillers Verlust, den er von neuem lebhaft und schmerzlich beklagte, beruhigen wollte, sagte er: Ach, das sind lauter Scheingründe, so etwas ist rhetorisch recht hübsch und gut, aber es kann mir nichts helfen, verloren bleibt verloren; alle Einbildung kann mir die glückliche Vergangenheit nicht wiedergeben.

---

457. Goethe im Gespräch mit Abeken.

5. Juli 1828.

„Das waren gute Zeiten," sagte er; „da hatten wir noch Hoffnungen, da lebte Schiller noch." Dann: „Es war ein trefflicher Mann, ich habe nie ein leeres Wort aus Schillers Munde gehört." Er äußerte darauf seine Freude darüber, daß Schiller

auch bei andern Nationen Anklang finde und Anerkennung; er erwähnte dabei eine Biographie desselben von dem Engländer Carlyle, die er jüngst gelesen. Dieser schiene Schiller ganz idealisch gefaßt zu haben. „Tacitus," sagte Goethe, „wollte das Bild eines großen Mannes entwerfen, und machte seinen Schwiegervater zum Repräsentanten dieser Classe."

---

458. Die Schauspielerin Wolf erzählte, [daß] ... einmal, ... als sie den „Epilog zu Schiller's Glocke" bei ihm [Goethe] einübte, er bei einem besonders treffenden Worte sie faßte, mit den Worten: „Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!" sie unterbrach und eine Pause, um sich zu erholen, verlangte.



459. ## Epilog zu Schillers Glocke.

Und so geschah's! Dem friedenreichen Klange
Bewegte sich das Land und segenbar
Ein frisches Glück erschien; im Hochgesange
Begrüßten wir das junge Fürstenpaar;
Im Vollgewühl, in lebensregem Drange
Vermischte sich die thät'ge Völkerschaar,
Und festlich ward an die geschmückten Stufen
Die Huldigung der Künste vorgerufen.

Da hör' ich schreckhaft mitternächt'ges Läuten,
Das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt.
Ist's möglich? Soll es unsern Freund bedeuten,
An den sich jeder Wunsch geklammert hält?
Den Lebenswürd'gen soll der Tod erbeuten?
Ach! wie verwirrt solch ein Verlust die Welt!
Ach! was zerstört ein solcher Riß den Seinen!
Nun weint die Welt und sollten wir nicht weinen?

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig,
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen;
Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!
Er mochte sich bei uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
Geheimnißvoll und klar entgegen kam.
Dort, sich und uns zu köstlichem Gewinne,
Verwechselt er die Zeiten wundersam,

Begegnet so, im Würdigsten beschäftigt,
Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Ihm schwollen der Geschichte Fluth auf Fluthen,
Verspülend, was getadelt, was gelobt,
Der Erdbeherrscher wilde Heeresgluthen,
Die in der Welt sich grimmig ausgetobt,
Im niedrig Schrecklichsten, im höchsten Guten
Nach ihrem Wesen deutlich durchgeprobt. —
Nun sank der Mond und, zu erneuter Wonne,
Vom klaren Berg herüber stieg die Sonne.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er, so geübt, so vollgehaltig,
Dieß breterne Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,

Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er athemlos in unsrer Mitte
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Ihn, wenn er vom zerrüttenden Gewühle
Des bittern Schmerzes wieder aufgeblickt,
Ihn haben wir dem lästigen Gefühle
Der Gegenwart, der stockenden, entrückt,
Mit guter Kunst und ausgesuchtem Spiele
Den neubelebten edlen Sinn erquickt,
Und noch am Abend vor den letzten Sonnen
Ein holdes Lächeln glücklich abgewonnen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.
Doch schon erblicket sein verklärtes Wesen
Sich hier verklärt, wenn es hernieder schaut.
Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.

Auch manche Geister die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert Ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

So bleibt er uns, der vor so manchen Jahren —
Schon zehne sind's! — von uns sich weggekehrt!
Wir haben alle segenreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt;
Schon längst verbreitet sich's in ganze Schaaren,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.



Nachträge.

6a. Aus Abekens Tagebuch.

In Meiningen vom 29. August bis 4. September 1808. — Nie werde ich die herrlichen Stunden vergessen, wo mir die Räthin Reinwald von ihrem Bruder erzählte; was Niemand besser kann als sie, da sie ein Jahr und wenige Monate älter war als er. Schon früh muß ein inniges Verhältniß zwischen dem Bruder und der Schwester Statt gefunden haben; er nennt sie in einem nach ihrer Trennung geschriebenen Briefe „die Heldin seiner früheren Träume"; und oft hat er als Jüngling gesagt: „Ich werde nicht heirathen, Du sollst mit mir leben." Wie rührend war es, wenn sie von seiner großen Herzensgüte sprach; wie er als Knabe so gern gegeben, wie er auch das Liebste verschenkt und, darüber vom Vater getadelt, immer gesagt: „Aber der kann sich dies und das nicht kaufen; und er hätte es gar zu gern." Der Vater habe ihm das Verschenken seiner Sachen streng untersagen müssen. Sie erzählte, wie sie oft mit einander zu dem Großvater, der auf einem nahen Dorfe Schultheiß war, gewandert seien, auch wohl mit der guten Mutter, — einmal an einem zweiten Ostertage, wo die letztere ihnen das Evangelium von den Jüngern in Emmaus erzählt, so rührend, daß sie beide geweint haben. (Ich erzählte diese Anekdote der Frau von Wolzogen, die dieselbe in ihre Biographie Schillers aufnahm.) — Früher, erzählte sie, habe man wenig Besonderes an dem Bruder wahrgenommen; seine Lehrer seien mit ihm zufrieden gewesen, der Vater nicht, weil er sich außer der Schulzeit nicht nach seinem Wunsch beschäftigt habe; er habe oft eine strenge Behandlung erfahren, weil er gern und viel mit ihr im Garten herumgesprungen sei. — Shakespeare habe in seinem vierzehnten oder funfzehnten Jahre gewaltig auf ihn gewirkt, besonders der Hamlet, neben Shakespeare auch Klopstock. — In der Akademie war er

sehr unglücklich; er mußte die Nächte für seine Lieblingsarbeiten nützen, er hatte einen Widerwillen gegen die Medicin. — Oft machte er sich krank, um im Krankenzimmer sein zu können, wo er Nachts Licht hatte. Da überraschte ihn zuweilen der Herzog. Seine Räuber sind zum Theil so gearbeitet; er war damals neunzehn Jahre alt. — Wie freuten sich Vater und Mutter und Geschwister, wenn der Sohn von seinen Arbeiten schickte! Da las der Vater nach Tisch vor, oft unter Freudenthränen. — Schillers liebster Freund in der Akademie war Hoven. Das Gedicht auf den Tod eines Jünglings betrifft Weckerlin. Der Fiesco wurde zum Theil in den Ferien bei seinen Eltern geschrieben; oft dictirte er auf- und abgehend seiner Schwester; dann las er das Geschriebene nach. Unter einen Schattenriß des Bruders hatte die Schwester die Worte aus Don Carlos geschrieben:

Du warst so reich,
So warm, so reich! Ein ganzer Weltkreis hatte
In deinem weiten Busen Raum. Das alles
Ist nun dahin.

45a. Christophine Reinwald an Andreas Streicher.

Meiningen den 16. Septbr. 1826.

Ich werde Ihnen mit Freuden Ihre Fragen beantworten so weit mein Gedächtniß sie mir erlauben wird und ich will solche der Reihe nach vornehmen.

1.] Im Jahre 1748. heyrateten sich meine Eltern in Marbach, dem Geburthsorte meiner Mutter, und so viel ich glaube war es um die Zeit des 7jährigen

2.] Kriegs als mein Bruder gebohren wurde, sie ging dahierhin um ihre Wochen-

3.] bette in ihrem Geburthsorte zu halten.

4.] Im Jahre 1768 zogen sie von Lorch einen schwäbischen gränz Orte woselbst mein Vater als Werbeoffizier sich 3 Jahr aufhielt wieder nach Ludwigsburg zurük, nach einigen

5.] Jahren wurde er nehmlich 1776 wurde er auf Solitude beruffen um die Oberaufsicht über die grosen Garten Anlagen und Baumschulen für das ganze Land zu führen[1]).

6.] In der Folge erhielt er den Majors Rang und wurden ihm die übrigen Geschäfte

7.] dort auch übergeben. Mein Bruder wurde in den ersten Jahren als die Militärische Pflanzschule auf der Solitude errichtet wurde aufgenommen, nehmlich auf besonders Begehren des Herzog Carls, dem er von seinem Lehrern als ein fähiger Kopf geschildert wurde. von meinem Vater aber wurde er zum geistlichen bestimt[2]) und er selbst zeigte von früher Jugend an Neigung für diesen Stand, als Knabe von 6, 7 Jahren trat er oft mit einer schwarzen Schürze umgeben auf einen Stuhl und predigte uns; alles mußte aufmerksam zuhören bey dem geringsten Mangel an Andacht wurde er sehr heftig: der gegenstand seiner Predigt war etwas was wirklich sich zugetragen hatte, oft auch ein geistlich Lied oder Spruch worüber er nach seiner Art eine Auslegung machte, er selbst war immer ganz eifrig und zeigte da schon Lust und Muth die Wahrheit zu sagen. aber immer war er gut sanft und nachgiebig gegen seine Schwestern; der Vater war zuweilen strenge gegen ihn weil er eine grose Neigung hatte etwas, was ihm selbst so nöthig war, einem ärmern zu verschenken und da wir nie reich waren so durfte doch diese, an sich so löbliche Neigung nicht zu weit ausgedehnt werden.

[1]) mein Vater schrieb auch ein Buch über diese Gegenstände das ich besize; überhaupt hatte er sehr viele Kenntniße er stand nie stille, eine immerwährende Thätigkeit begleitete sein Leben bis zu seinem Ziele. Der gute Vater starb im Jahre 1796 und wurde 73 Jahr alt.

[2]) Er war auch schon 3mal im Examen in Stuttgardt sehr wohl bestanden.

sehr oft hatte er von seinen Büchern weggeben, in der Folge auch Betlern Kleidungsstücke. in diesen Dingen war ich oft seine Vertraute den ich hatte eben diese Neigung, teilte auch oft die Schläge mit ihm, in der Folge lachten wir oft dieser Kinderey, zuweilen hatte er auch Momente wo er träge zum lernen schien aber dieß kam von schnellen Wachsen und noch kurz vorher er in Akademie aufgenommen wurde war er so eifrig in seinen Lektionen daß selbst der Lehrer für seine Gesundheit fürchtete.

8.] Im Jahr 1771. wurde die Militärische Pflanzschule, die sich indeßen sehr erweitert hatte nach Stuttgart versezt und zur Carlshohenschule erhoben.

Das Betragen meines Bruders war gröstenteils sanft und gut wie ich schon

9.] erwähnte aber diese angebohrne Neigung so viel zu verschenken machte daß

10.] der Vater oft strenge war. aber auch gleich wieder gut er liebte ihm von ganzer Seele aber er liebte eben auch sehr die Ordnung und Sparsamkeit

11.] die ihm damals seine wenige Einnahme bey 6. Kindern vorschrieb, die nachher das

12.] Schicksal bis auf 3 ihm entrißen hatte.

13.] Die Mutter die sehr zärtlich gegen uns war suchte oft die schnelle Hize des Vaters durch Sanftmuth zu lindern, und so kamen wir immer erst zur Mutter wenn wir etwas gefehlt hatten und baten sie uns doch zu züchtigen ehe es der Vater erführe — So erinnerten wir uns oft komischer Auftritte in spätern Jahren, und selbst der Vater mußte mitlachen.

14.] Im 14 Jahre so viel ich mich erinnre entstanden seine ersten Gedichte kurz vor seiner Confirmation auf Ermahnung der Mutter als Sie ihn anscheinlich leichtsinnig mit andern Knaben herumziehen sah. er konnte sich leicht hingeben oft mehr aus Gefälligkeit als aus Neigung, ging er mit ihnen.

15.] Ungefähr im 15 Jahr, als er schon in der Akademie war, schrieb er mir oft über ihre Gegenstände als aus Klopfstocks schöne Lieder und erklärte mir das was ich damals noch nicht verstand. auch schon in seinen jungen Jahren zeigte er grose Neigung für die Dichter. Gellerts Lieder wurden uns früh in den Kinder Jahren gelehrt und oft darüber gesprochen, der Vater selbst hatte Natur Anlage zum Dichter. Er machte überhaupt schöne Aufsäze. Die Mutter aber sprach sich nie in diesem Fach aus, liebte aber immer die schönen geistlichen Lieder, Naturgeschichte, die Lebensbeschreibungen merkwürdiger Menschen, das neue Testament daraus sie uns oft Stellen vorlas und erklärte. So gingen wir einst mit ihr am Ostermontag auf einen Berg spazieren wo sie uns die schöne geschichte von den Jüngern zu Emmaus erklärte, die so lange ich lebe mir gegenwärtig bleibt[3]. Ueberhaupt suchten unsre guten Eltern früh schon das religiöse Gefühl zu nähren das ebenfalls lebenslänglich uns begleitet und sich bey meinem Bruder in seinem Leben wie in seinen Dichtungen ausspricht.

16.] Da der Vater ihm zum Geistlichen bestimt hatte weil er diese Neigung entdeckte der mein Bruder mit Heftigkeit ergeben war, so kan man leicht errahten welche Stimmung die Wahl des Herzogs der ihn in die Militär Schule v e r l a n g t e aber nicht seine Neigung ein Geistlicher zu werden willfahren wolte, sich in unserer Familie verbreitete — man fürchtete die Ungnade des Herzog da mein Vater als Militair sehr abhängig war, dennoch machte er seiner Freymüthigkeit gemäß, dem Herzog Vorstellungen hirüber der aber seinen Bitten nicht nachgab, und so wurde er wider seinen

17.] Willen der Lieblingsneigung entzogen und mußte auf Befehl des Herzogs eine andere Wissenschaft wählen wozu er gar nie Neigung hatte. Der Verspruch des Hz. ihn in diesem

[3]) 25.] Die gute Mutter starb 1801. im Vaterland: sie wurde 66 jahr alt.

Fach beßer anzustellen mäßigte endlich den Widerwillen und die Hofnung einst gut bedienstet zu werden erleichterte ihn endlich. Was das Ziel aller dieser Anstrengen war, wißen Sie: eine armselige Stelle als Regimentsmedikus die jeder Greiß hätte verwalten können, und das verbot nichts dramatisches mehr zu schreiben, das alles brachte meinen Bruder auf die entsezlichste Art auf, lähmte seinem Geist, und brachte ihn zu dem Entschluß sein Vaterland zu verlassen, wozu ihm vom Auslande längst schon durch die Erscheinung seiner Räuber, eine freudige Aufnahme gewiß war — Aber auch da sprach sich seine Liebe für seinen angebohrnen Landesherrn und sein Vaterland aus. Er schrieb sogleich an den Herzog sagte ihm die Gründe die ihn zu diesem Schritt gezwungen hatten und erbot sich sogleich wieder ins Vaterland zurück zu kehren wenn er eine seinen Fähigkeiten gemäsere Stelle, und die Erlaubnis erhalten würde seine Lieblingsstudien der dramatischen Muse zu widmen. Aber der Herzog gab keine Antwort. Die Entfernung meines Bruders aus dem Vaterland brachte meinem Vater sehr auf, er wurde aber durch einen Brief von ihm den er so wie an den Herzog sogleich schrieb, wieder besänftigt und da es weiter keine nachtheilige Folgen für meinen Vater hatte so wurde die Ruhe in der Familie wieder hergestellt. Er hatte nicht nöthig Schritte wegen Verfolgung des Herzog zu thun und blieb ungestört in seinem Wirkungskreise.

als er von Bauerbach wegging woselbst er sich 1 Jahr aufhielt schrieb er sogleich an meinen Mann, den 5 May 84 — dessen Bekantschaft er während dieses Aufenthaltes gemacht hatte daß er in Manheim sich einige Zeit aufhalten würde, er ging also nicht von Bauerbach sogleich nach Sachsen, auch so viel ich mich erinnre nicht mit H. v. Wumb und deßen Schwester. In Manheim blieb er über ein Jahr woselbst ich ihn besuchte[4]).

[4]) Er wurde während seines Aufenthaltes in Manheim zum Mitglied der kurpfälzischen teutschen Gesellschaft gewählt.

aber sein dortiger Aufenthalt war zu kostspielig und meine Eltern drangen darauf daß er sich einen bestimmten Wirkungskreiß wählen möchte. Von da aus ging er nach Frankfurth zu der Vorstellung von Cabale und Liebe, wozu er von Großmann eingeladen wurde. Auch in Manheim wurden seine Stücke mit grosen Beyfalle gegeben Damals war Ifland, Bek und Beil vortreffliche Schauspieler und man machte im Vorschläge sich für immer bey dem Theater zu engagieren welche er aber wegen oben angeführten Gründen nicht annahm[5]. Auch litt seine Gesundheit merklich durch ein kaltes Fieber das ihn selten verliß überhaupt die dortige Lebensart hat ihm sehr geschadet, und meine Eltern drangen sehr auf seine Abreise. auch gestund er meinem Mann daß unter allen Umständen sein Aufenthalt in Bauerbach sein seligster gewesen wäre — hier konte er sich ganz selbst leben, ohne grose Last hatte Hülfsmittel durch die hiesige schöne Bibliothek zu seinen Werken und einen Freund der ihn verstund —

Nun bleiben mir doch noch einige Fragen übrig nehmlich als mein Bruder im Jahr 1793 nach Stuttgart kam so wohnte er in Ludwigsburg der Herzog ingorirte seine Anwesenheit und that keinen Schritt eine Beleidigung für ihn, sein Gewißen mochte ihm sagen daß er das Schicksal eines freien Menschen sehr getrübt habe; Demohnerachtet als die Leiche des Herzogs von Stuttgart aus, in die Fürstengrufft nach Ludwigsburg gebracht wurde sah mein Bruder dem Leichenzug aus seinen Logis mit ungeheuchelter Rührung vorüberziehen — die Thränen stunden ihm in den Augen und er sagte zu den Anwesenden, Ach Gott, nun ist er auch dahin — ich habe ihm doch auch vieles zu danken. — — —

---

[5]) Nur auf 1 Jahr ging er einen Kontrakt ein, wobey ihm 500 fl. versprochen wurde, aber dis ist in Manheim gar nichts.

Sein herrliches Gemüth war immer zum Vergeben bereit, auch erkante er doch in allen diesen Vorfällen eine weise Führung des Himmels, denn im Auslande wurde sein Geist reifer. Die stürmische Bewundrung die die ersten Jugendprodukte begleitete hätte ihn vielleicht später diese Reife gegeben. Gerne hätte er in der Folge wieder etwas geändert, was das Publikum schon an sich gerißen hatte, besonders in den Gedichten.

Er blieb damals über ein Jahr im Vaterland wo sein erster Sohn gebohren wurde dann reißte er über Meiningen wo er uns auf einige Tage besuchte. Seine Gesundheit hatte sich gebeßert, aber in der Folge kamen die Anfälle doch wieder und es ist gar kein Wunder da von Natur sein Körper immer zart und schwächlich war, und er seinen Geist oft beym Nachtstudieren sehr angrif, auch noch in Weimar war diß der Fall, da er des Tags so oft gestört wurde so mußte er die Nacht wo es stille ward, und er sich mehr sammeln konte zu seinen Arbeiten wählen.

Das Jahr vor seinem Todte 1804. hatten wir ihn besucht, wir fanden ihn weit kräftiger heitrer und beßer aussehend als wie in den vorigen Jahren daher wurden wir von seiner letzten Krankheit und Hinscheiden schmerzlich überrascht, denn mit ihm starb uns der treuste Bruder, seiner Frau der sanftliebende Gatte und der zärtliche Vater seinen Kindern. Mit warmer Liebe umfaßte er die ganze Menschheit und so spricht er sich in so vielen seiner dramatischen Vorstellungen aus: Er selbst war es, der da sprach und handelte. Nur die Erinnrung an sein Leben und wirken beselt und bereichert unsre Herzen, die die Hofnung nährt bald mit ihm wieder vereiniget zu werden, wo keine Trennung mehr seyn wird.

Alles was ich hier geschrieben ist die reine Wahrheit; dennoch muß ich Sie bitten so viel als möglich in einer öffendlichen Schrift mit Schohnung das Verfahren des Herzogs gegen ihn, jedem grösern Publikum darzulegen, was gerade das ist was

der ganzen Geschichte seines damaligen Lebens das höchste Intereße gibt:[6]) den niemand weiß noch genau auf welche Weise er zu dem Schritte sein Vaterland zu verlaßen, gebracht worden ist = da aber sein ältester Sohn gegenwärtig in Würtembergischen diensten als Forstbeamter ist, und da wir auch kürzlich von einem bedeutenden Mann hörte der jezige König noch jener Geschichte gedenkt, die ihm wahrscheinlich von einer ganz anderen Seite vorgetragen worden ist, so könte es eine nachtheilige Folgen für meinen Nefen haben.

---

121 a. Göschen an Heideloff.

16. Sept. 1823.

Eine Merkwürdigkeit aus der Kunstwelt muß ich Ihnen doch mittheilen, die, wenn sie Ihnen nicht eine Neuigkeit ist, doch Bestättigung seyn kann. Ich sah in der Münchner Gallerie die 4 Apostel und wurde sonderbar dadurch bewegt. Endlich fand ich, daß Meister Albrecht Geist genug gehabt hat, zu bemerken, daß Johannes von den 4 Evangelisten den mehrsten Dichtergeist hatte. Er gab deswegen diesem Apostel den Kopf eines Poeten, und diesen Kopf hat die Natur nach Jahrhunderten in einem großen deutschen Dichter hervorgebracht. Dieser Dichter ist Schiller, mit dem ich ehemals in einem Zimmer gewohnt habe, und also behaupten kann und darf, daß die Aehnlichkeit des Johannes mit

---

[6]) Das Verbot nichts dramatisches mehr zu schreiben gründete sich darauf daß eine Stelle in den Räubern über die Graubündner diese zur Klage gegen den Dichter reizte. Diese Geschichte trug ein schlechter Mensch ein Gärtner nahmens Walther dem Herzog Carl vor. Drauf wurde ihm verboten. alles war die reine Wahrheit was mein Bruder hierüber sagte: gleich nachher wurde an der schwäbischen Gränze eine Räuberbande eingezogen die von Graubüntnern bestund —

Schillern, wie er sich im Leben gab, außerordentlich groß ist. Danneckers Schiller ist idealisirt.

129a. Meine Ururgroßmutter Fleischer, geb. Heun hat einmal mit Schiller den Don Carlos mit verteilten Rollen gelesen. Sie las die Mondekar, Schiller den Posa auffallend schwäbisch und auffallend schlecht. „Er soll so geleiert haben," sagte mir die überliefernde Tante. Dies Lesekränzchen hat aller Wahrscheinlichkeit nach bei Körners stattgefunden. Körners haben sich häufig über Schiller beklagt, daß er launisch Sekt oder auch Eis gefordert habe mit der Behauptung, er könne sonst unmöglich weiter arbeiten.

132a.

Schilleriana.

Schiller als Gesellschafter.

Schillers Umgang war reizend. Es hielt schwer, ehe er vertraut wurde, aber wenn er es einmal war, so war auch Genuß bei ihm.

Er versagte in einem Zirkel keine Freude. Er nahm Theil an allem. Gern machte er ein Spielchen, aber es durfte keine Parthie sein, die die Zungen band.

Er liebte die Natur. Ein Spatziergang im Freien mit einem Gegenstande, besonders mit einem Frauenzimmer, das nicht ohne Geist war, war ihm ein reizendes Vergnügen.

Er hatte wirklich zuweilen etwas trübes, und kam auch wohl, wenn er noch nicht wußte, wer mit da war, trübe in eine Gesellschaft. Allein der geringste Wink, daß man ungenirt sein würde, konnte ihn auch gleich in die froheste Laune versetzen.

Ich rede hier von den Jahren vor der Hofrathschaft. Nachher habe ich ihn nicht persönlich gesehen, und die angegebnen

Nachrichten von ihm widersprachen sich oft. Wer kann sie als authentisch annehmen. Zu vermuthen ist wohl, daß er sich etwas in die Etikette wird geworfen haben. Auch zeigt dies seine nachherige veränderte Denkungsart.

Theatralia.

Er wollte anfangs, daß Madam Sophie Albrecht, die Königin spielen sollte, als diese ihm aber vorstellte, daß Madame Koch eine weit bessere Figur zur Königin lieferte, gab er nach, und sie spielte die Eboli.

Man kennt Madame Albrechts natürliche nicht gekünstelte Deklamation, und es war gewiß schmeichelhaft für sie, daß Schiller sagte: Ach! könnte ich nur alle Worte der Königin mit in ihre Rolle legen.

Schillers Liebe.

Daß Schiller schon in seinen frühern Jahren, sobald er dazu frei genug war, sich an weibliche Wesen ketten konnte, ist gewiß. Daß aber in diesen Zeiten seines hohen idealischen Schwunges immer mehr er den Geist als den Körper bewunderte, davon konnte man Beweise in jeder Gesellschaft sehen, in welcher er sich befand.

In Leipzig lernte er ein paar Frauenzimmer kennen, deren Geist ihn sehr fesselte, zwei Schwestern, die ihm sehr werth wurden, und da die eine nachher nach Dresden verheurathet wurde, so zog ihn wirklich diese geistige Unterhaltung, die für ihn gleichsam Bedürfniß geworden war, mit dahin.

Enthusiastisch sprach er immer von diesem Hause, wo er mit vielem Vergnügen war, und welches damals, und ich glaube immer, sich zu seinen vertrautesten Anhänglichkeiten, zu seiner wichtigsten Geistesinnigkeit zählte.

In Dresden indessen überflügelte ihn auch der Gott der Liebe,

der für die strahlende Schönheit spricht, und er stand da, in einem Anschauen verloren, welches mächtig auf ihn zurückwirkte. Ausgemacht war die Person, auf welche seine Leidenschaft fiel, wohl die schönste, damals in Dresden existirende Schönheit, und welche seiner in seinen Schriften gemalten und geschilderten Damen er sich nun auch darunter vorstellen mogte, genug sie empfieng und oft knieend, alle die Huldigungen, die irgend einer seiner verliebten Männer dem Gegenstande seines Herzens vorsagen kann.

Schillers Augen brannten, wenn er sie sahe, und man sahe ihn in dieser Zeit oft in einer Begeisterung, die man vorher nicht an ihm bemerkte.

Zu bemerken, daß es gerade der Zeitpunkt war, in welchen er seinen Carlos arbeitete, und wer weiß, welches Bild zu seiner Eboli gesessen, denn gerade ihr üppiger schöner Körperbau sah einer Eboli so ähnlich, und keiner der stolzesten Fürsten, der je Schönheit zu seinem Abgott machte, hätte sich geschämt, ihr seine Flamme anzutragen.

Daß Liebe Schwachheit erzeugt, ist ja lange bekannt. Soll der idealische hohe Schiller davon eine Ausnahme sein?

Wirklich kamen manche Schwachheiten hier mit vor, und man behauptete mit ziemlicher Gewißheit, daß das, was Don Carlos einbrachte, und das war nicht wenig, dem Altare der Liebe wäre geopfert worden. — — —

In wie weit das Herz gelitten, als sie sich hernach trennen, und die blendende Schönheit einen weiten Weg zu ihrer Vermählung antreten muste, das würden uns vielleicht Aufsätze von ihm sagen können, wenn er sie nicht selbst etwa vernichtet hat.

139a. Aus Ludw. Schubarts Selbstbiographie.

1788.

Nun gieng es zu Schillern, der eben damals als Geschichtschreiber neuerdings das Auge von ganz Deutschland auf sich gezogen hatte. Er fand ihn mit einer metrischen Uebersezung der griechischen Tragiker beschäftigt. Einen ganzen Abend fand er sich bei diesem Liebling seiner Seele allein; sprach mit ihm über das Liebste und Beste, was er auf dem Herzen hatte; speißte bei ihm, vergaß seiner Reise, und konnte sich kaum nach Mitternacht von ihm losreißen. . . . O der Wollust, mit Geistern dieser Art Umgang zu pflegen! — so dachte er beim Abschied, und konnte die fallende Thräne nicht bergen.

141a. Briefe von Charlotte v. Lengefeld an Wilh. v. Wolzogen.

Weimar, 25. März [1788].

Ich sage Ihnen nur ein Wort, nur daß ich fast 8 Wochen hier bin und mich wohl befinde. Schiller sagte mir gestern, daß er an Sie schriebe, und da versprach ich auch ein Wort hinzuzusetzen. Seine Bekanntschaft hat mir schon manche Freude verschafft, und ich freue mich daß er uns auch in Rudolstadt sehen wird.

Rudolstadt. Freitag, 18. April 1788.

Die Kalben sahe ich sehr oft, und verlebte manche Stunde angenehm bei ihr, ihre Freundschaft ist mir werth. Schiller war auch oft mit uns, und hat mich und Fr. von Imhoff (bei der ich wohnte) oft besucht, er gewinnt immer mehr bei näherer Bekanntschaft, sein Plan ist diesen Sommer einige Monate hier zu wohnen, da habe ich denn eine Wohnung in Kumbach für ihn ausgedacht, da werden wir hoffe ich manchen freundlichen Abend in seiner Gesellschaft verleben — wenn Sie doch auch mit uns

wären! Er hat so einen leichten Umgang, den doch sonst Menschen von seinem Kopfe nicht haben, und ist so einfach und gut, daß man gar gern mit ihm umgehen mag.

145a. Caroline v. Beulwitz an Wilhelm v. Wolzogen.

Rudolstadt 27. Mai 1788.

Schiller ist seit einigen Tagen hier (er wird Dir wohl selbst schreiben), uns ist recht wohl mit ihm und gar nicht fremd, sein Umgang freut uns sehr, es ist wirklich ein vortrefflicher Mensch, der sehr fein, fest und edel ist, und im gemeinen Leben durch die Überlegenheit seines Geistes niemanden drückt. Deine Ankunft hier wurde mir wieder so lebendig durch die seine; bald ein halbes Jahr — wie schnell eilt das Leben! —

151a. Aus Friedrich Gedikes Tagebuch.

29. Juli 1789.

Schiller hatte an 400 Zuhörer in seiner Einleitung in die Universalgeschichte. Im Umgange ist Schiller recht sehr angenehm, obgleich sein Aeußeres zurückschreckend scheinen kann.

151b. Aus Gedikes Bericht.

Auch erst ganz neuerlich ist der bekannte theatralische Dichter Schiller hier als Professor angestellt worden und hat gleich in diesem ersten halben Jahre einen ganz außerordentlichen Beifall gefunden. Er mußte in dem größten hiesigen Auditorium lesen, und doch hatten die Zuhörer nicht Raum. Noch bei meinem Aufenthalt hatte er in seiner Einleitung in die Universalgeschichte

an 400 Zuhörer. Ich gestehe indessen, daß es mir schwer ward, die Ursachen seines übergroßen Beifalls zu finden. Er las alles Wort vor Wort ab, in einem pathetischen deklamatorischen Ton, der aber sehr häufig zu den simpeln historischen factis und geographischen Notizen, die er vorzutragen hatte, gar nicht paßte. Ueberhaupt aber war die ganze Vorlesung mehr Rede als unterrichtender Vortrag. Der Reiz der Neuheit und die Begierde, einen berühmten theatralischen Dichter nun auf dem Katheder in einer ganz neuen Situation zu sehen, mochte wohl am meisten den Zusammenfluß so vieler Zuhörer bewirkt haben, zumal da nichts für das Collegium bezahlt ward und es spät am Abend, wo keiner mehr las, gelesen wurde.

152a. Charlotte Schiller an Wilhelm v. Wolzogen.

Jena, 9. März 1790.

Du wirst nicht wissen, mein Lieber, wie ich Dir jetzt von hier aus schreibe. Daß es einst so sein würde, habe ich Dir gesagt; da Du uns nichts darüber geantwortet, so glaube ich, es ist dieser Brief nicht in Deine Hände gekommen. Da dies nun einmal so ist, so mußt Du nur jetzt wissen, daß ich seit 14 Tagen Schillers Frau bin. Da uns die herzlichste innigste Liebe verbindet, kannst Du denken, daß wir glücklich sind und es bleiben werden, ich ahnete nie so viel Glück für mich in der Welt als ich nun gefunden, das Herz findet sich bei der Liebe zu Schiller mit tausend starken Banden an ihn gebunden, ich hätte in keiner andern Verbindung das gefunden, was mir jetzt geworden, und auch ich werde ihm durch meine Liebe sein Leben immer freundlich erhellen, und er ist glücklich, sagt mir mein Herz. Lieber Wilhelm, wer hätte es denken sollen, daß es so werden würde, als Du uns meinen Schiller zuerst zuführtest. Dank Dir, Dank dem Schicksal, das mir meine Freuden durch Dich gab.

154a. Aus Friedrich Försters „Kunst und Leben".

Als ich um die Zeit meines Abganges zur Universität in der ziemlich ausgestatteten Bibliothek meines Vaters vergeblich nach den, von ihm verfaßten Romanen und Gedichten gesucht hatte und ihn bat, mir sie nachzuweisen, erhielt ich zur Antwort: Mein lieber Sohn, als ich einmal in Jena Schiller bat, er möge die Güte haben, mir auf einige Tage die erste Ausgabe der Räuber, welche auf dem Titel das Motto führt: „In tyrannos!" zu leihen, erhielt ich von ihm die Antwort: „Beschter Freund, Sie müsse von keinem Autor eines seiner Werke leihen wollen; mit sehr vielen Büchern kann man dienen, aber von seinen eigenen hat man nicht eines auf dem Brett behalten."

162a. Wilhelm v. Humboldt an Charlotte Schiller.

18. Mai 1790.

Ich lebte nur wenige Tage allein mit deinem trefflichen S., aber diese Tage schon sagten mir, was ein Weib an ihm besitzen müßte. Dieß feine und tiefe Gefühl, diese Reinheit und Grazie der Seele, dieß innere, jugendlich idealische Leben seiner Phantasie, dessen zarte, leicht verletzliche Blüthe trotz aller Stürme unversehrt geblieben ist, womit das wirkliche äußere Leben so oft unser inneres Sein zerstört, diesen Sinn, alles Schöne jeglicher Art aufzufassen, auf mannigfaltige Weise zu verknüpfen und nachzubilden, diese wundervolle Gabe, es darzustellen — wo fändest Du das wieder, liebe Lotte, bei welchem Mann? Und daß Du ihn nun jetzt unaufhörlich um Dich erblickst in allen Gestalten seines schönen Wesens. Fühltest Du auch nicht diese Liebe für ihn, die Dich jetzt so sehr beseligt, dennoch müßtest Du schon glücklich sein.

164a. Charlotte Schiller an Wilhelm v. Wolzogen.

Rudolstadt, 16. Okt. 1790.

Ich möchte Dir eine Zeichnung unsrer Jenaischen Wohnung machen können, daß auch da Deine Gedanken mich fänden, doch was braucht es dies, Du weißt daß ich glücklich bin, was bedarfst Du mehr. So eine ernsthafte Hausfrau denke Dir ja nicht, eben so wenig als Schiller ein ernsthafter Hausherr ist, wir sind noch eben wie sonst, Du wirst finden, wenn Du auch einst diesen Weg gehst, was es für ein schönes Leben ist sich an ein Wesen geknüpft zu sehn durch warme innige Liebe, o es ist eine selige Existenz! Ich empfange viel vom Schicksal, mehr als ich je hoffen konnte. Eine traurige Phantasie ließ mich immer in eine dunkle Zukunft blicken, wie so anders ist es jetzt, welch ein neues schönes Leben giebt mir die Liebe! Wenn Du nur bald einmal mit uns sein könntest, wir rechnen auf Dich, auf das Leben mit Dir in der Zukunft, es soll Dir wohl mit uns sein, und Du sollst uns wohl machen durch das Gefühl daß Du glücklich bist.

166a. Aus dem Tagebuch von Karl Graß (1791).

Sonntag d. 16. Januar.

Unser theure Schiller ist krank an der Lungensucht.

Sonntag d. 23. Januar.

Herr Le Bon kam zu mir und brachte eine Empfehlung von Schiller, ich möcht' doch zu ihm kommen, wenn nicht seinetwegen, doch wenigstens seiner Frau zu Gefallen, die einige Monate in der Schweiz gewesen und große Freundin von Zeichnungen ist. Würklich hatt' ich lang den Vorsatz gehabt. Ich war sehr darüber erfreut, daß ich das Ansehen der Zudringlichkeit ver-

mied, und konnte mich hiemit in Beziehung auf seine Krankheit um so eher entschuldigen. Er lag auf dem Sopha, sah bleich und eingefallen aus und hustete schwer, welches mich fast erschreckte. Ich mußte, wie natürlich, von meiner Wanderung erzählen und er hörte, welches, da er nicht selbst sprechen darf und nicht wohl kann, ihm angenehm zu sein schien. Von Chorh. Steinbrüchel meinte er, er wäre bloß Schulmann; er hatte nemlich fast zu gleicher Zeit mit ihm aus dem Euripides übersetzt und Steinbrüchels Uebersetzung dabei verglichen. Lavater nannte er einen Komödianten und bestätigte mein Urtheil über ihn. Ich ließ meine Zeichnungen da, welches mir wegen der vielen jetzt hinkommenden Fremden nicht lieb war.

Montag d. 24. Januar.

Die Schillersche Recension der Bürgerschen Gedichte gelesen, ein Präservativ gegen alle poetischen Thorheiten, und excerpirt . . .

Um halb vier bei Schiller. Viel mit seiner Frau gesprochen, die recht sanft und brav scheint. Sie zeigte mir einen Versuch der neuen Mondlandschaften. Schiller sprach wenig und schlief etwas. Beim Weggehen sagte er: Freue mich, Sie gesehen zu haben. Nottbeck kam hin. —

175a. Schiller in Franzensbad.

Eines herrlichen Augusttages besuchte er [Schaffer] den bei der schönen und jungen Welt von Eger als Ziel ihrer Ausflüge äußerst beliebten Egerbrunn . . . . Bei diesem Spaziergange an der Seite seiner Holden war dem Studiosus Schaffer das seltene Glück beschieden, an der nachmals so berühmten Franzensquelle mit dem Dichterfürsten zusammenzutreffen.

Wie er leibte und lebte, so stand Schiller vor ihm: „ein langer hagerer Mann mit röthlichem Haare, Sommersprossen im

Gesicht, angethan mit einem blauen Frack und gelben Beinkleidern, dem sogenannten Werthercostüm, wie es damals eben Mode war."

Unvergeßlich und für immer prägten sich die edlen Züge des großen Dichters der empfänglichen Seele des Jünglings ein, und so pflegte er nachmals überwallenden Herzens seinem Sohne Dr. Joseph Schaffer, wie seinem Neffen Dr. Lorenz Schuster, welche uns diese Nachricht mittheilen, die edle Gestalt des Dichterfürsten zu schildern, so oft er auf dies ihm so denkwürdige Ereigniß zu sprechen kam.

186a. Aus Briefen von Friedrich Schlegel an seinen Bruder August Wilhelm.

Dreßden den 13ten April 1792.

Morgen werde ich Schiller sehen. Er wohnt bey Körners, wo ich gut bekannt bin. Davon im nächsten.

Leipzig 17. Mai 92.

Schiller hat sehr gut von Dir geredet; vorzüglich Dein Dante hat ihm sehr gefallen, und nach dem was er von andern vom Dante gehört, glaubt er, daß Du deßen Geist vortrefflich gefaßt hättest. Dies hat er Hardenberg gesagt, nicht mir, ob ich ihn gleich oft gesehen habe; denn er konnte mich nicht leiden, und wir haben nicht viel über sechs Worte mit einander gewechselt. Ich habe zufällig Körners und seine Urtheile über mich erfahren. Solltest Du glauben, daß ich ihnen ein unbescheidener, kalter Witzling geschienen? und auch Schillern? (Doch hat dieser mehrere Proben seiner Einseitigkeit im Urtheilen gegeben.) Sie haben mein Herz ordentlich versteigert, wer den meisten Tadel darauf bieten möchte. — Hier ist meine Schilderung von ihnen, die mich eigentlich in Dreßden am meisten intereßirt haben.

Schiller ist ein aufmerksamer Beobachter, welches ich gar nicht erwartet hatte. Die Stock ist ein sehr kluges Mädchen ..... Von Schiller hätte ich noch sagen sollen, daß er mir im ganzen außerordentlich gefällt, ich würde ohne seinen Namen einen großen Mann in ihm gesucht haben. Sein Urtheil über Deinen Dante hat mehr Werth als das einliegende aus der Allgemeinen Litteratur Zeitung April.

---

11. Dezember 1793.

Daß der lezte [Schiller] auch im Leben ein höchst außerordentlicher Mensch ist, davon habe ich viele Beweise. Ich kenne viele, denen er sich mittheilte; und wenn es mir mannichmal schien, daß er seinen Anhängern einen gewißen Stempel aufdrücke; so war doch sein Einfluß immer so mächtig, wie nur der eines sehr überlegenen Geistes seyn kann: nicht selten sehr vortheilhaft, und fast immer traf er Menschen, die auch mir von vorzüglichem Werth schienen. —

Dreßden 17. August 1795.

Auch Göthens Leichtigkeit ist oft die Frucht von unsäglichem Fleiß und großer Anstrengung, ohne solche wüthende Art wie Schiller der sich durch Weintrinken begeistert.

Pillnitz 27. May 1796.

Schiller's Aussagen traue ich; nur seinem Urtheil nicht. Er hat wohl viel Erfahrung in Buchhändlergeschäften, aber er ist immer über oder unter der Wahrheit. Er sieht alles gefärbt, verzerrt und ungeheuer.

Paris den 15ten Januar 1803.

Was macht Schiller? Schülert er noch so? Wird er von Euch noch mit derselben unglaublichen Toleranz behandelt? —

Gegen mich fängt er an sich äußerst niederträchtig zu betragen. Seine Freunde verfolgen mich und verläumden mich, wo sie können.

192a. Aus Johannes Falks Bericht über seine erste Reise nach Jena und Weimar (1792).

Herr Schütz hatte mich an den Prof. Schiller, den Verfasser der Räuber und des Don Carlos empfohlen; ich nutzte diese Empfehlung zuerst. Schiller ist ein großer, stattlicher Mann und scheint auf den ersten Anblick etwas verlegen mit seiner Figur. Er hatte seit einiger Zeit Blut ausgeworfen, und daher mochte es zum Theil mit kommen, daß er so hager, blaß und abgefallen aussah. Rothes Haar, das ihm, weil er noch im Negligée war, wild um den Kopf flog, machte diese Blässe noch bemerkbarer. Auf seinem Gesichte schwebt ein stiller Zug von Melancholie und Schwärmerei und aus seinem Auge glänzt eine gewisse Leutseligkeit hervor, die mir auf der Stelle das Herz abgewann. Faßt man ihn scharf in's Auge, so hat er das Ansehen eines Abwesenden, oder eines Mannes der in Nachsuchung eines geliebten und verlorenen Kleinodes vertieft, die äußern fremden Gegenstände unbemerkt an seiner geängstigten Seele vorübergleiten läßt, und diese Ängstlichkeit und schwebende Unruhe scheint sich seinem ganzen Wesen mitzutheilen. Dieses läßt sich psychologisch richtig aus Schiller's unablässigem Streben, sich in allen seinen Arbeiten einem vorgesteckten Ideal zu nähern, auf eine befriedigende Weise erklären. Er spricht sehr leise, aber schön und ungekünstelt. Verse mache er wenig, wie er mich versicherte, wegen des großen Aufwandes von Zeit. — Dieser große Dichter hat sich durch die sonderbarsten Verhältnisse und Schicksale hindurcharbeiten müssen, ehe seinem unruhigen Geiste das Fach, wozu ihn die Natur mit Talent und Neigungen begabte, auf-

stieß. Nachdem er eine Zeitlang auf der Militärschule in Stuttgart, dann Feldscheer [und nachher Schauspieler] gewesen war, ernannte ihn endlich der Herzog von Weimar zum Hofrath und Professor der Geschichte auf der Academie in Jena. Wegen seiner Schwächlichkeit liest er jetzt keine Collegia. Als er noch las, zählte er fünf- bis sechshundert Zuhörer. Den vorigen Winter hatte er, wie ich höre, fast alle Nächte auf dem Stuhle außer dem Bette zugebracht und sein Schlummer, unaufhörlich von Träumen unterbrochen, war so leise, daß alle Gegenstände auf der Straße, oder in der Stube, die seine Gehör- und Gesichtsnerven nur auf die entfernteste Weise berührten, lebhaft und deutlich an seiner Seele vorüber giengen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Goethe erzählte mir, daß Schiller mit unsäglicher Anstrengung arbeite. Als Schiller sich noch in Weimar befand, verschloß er sich oft acht Tage lang und ließ sich von keiner Seele sprechen. Abends um Acht stand noch sein Mittagsessen vor seinem Studirpult. Doch glaubte er nie die strengen Forderungen der Kunst befriedigt zu haben; denn seine Begriffe von dem Ideal, nach dem er hinauf arbeitete und alle seine Geistesgeburten abmaß, waren zuweilen etwas überspannt und abenteuerlich. Deshalb hielt es auch eben so schwer, die Psychologie aus seinen Stücken als aus seinem Gesichte herauszufinden. Der Don Carlos ließe sich besser lesen als aufführen, und die darin verwebte Psychologie der Charaktere sei auch selbst bei der Lectüre und der angespanntesten Aufmerksamkeit nicht immer bemerkbar. Die übergroße Anstrengung, mit der Schiller arbeitete, glaubte er auch in seinen flüchtigsten hingeworfenen Stücken zu entdecken. Selbst an den Briefen über den Don Carlos im deutschen Merkur sähe man die Schweißtropfen hängen, die sie dem Verfasser gekostet.

Wie Goethe glaubte, so sei der Kampf, den Schwärmerei, Vernunft und Einbildungskraft, in der Seele dieses Dichters ge-

kämpft, mit unverkennbaren Zeigen seinem Gesichte eingegraben, und daraus entstehe in demselben die sonderbare Mischung von Schwermuth, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreuung. Kurz, auf ihn passe ganz, was er einst in seinen Werken zur Charakterisirung eines Dritten sagte: In seine Phantasienwelt verschlossen, war er ein Fremdling in der wirklichen. Sein Körper, mitten aus seiner Zerrüttung hervor verräth einen hohen männlichen Geist, gleich den Ruinen eines ehrwürdigen alten Tempelgebäudes. Ihr ahndet aus dem Schauer der Ehrfurcht, der eure Seele ergreift, daß einst eine Gottheit hier wohnte; aber erkennen könnt ihr es jetzt nur aus Trümmern und Überbleibseln, die der Zahn der Alles zerstörenden Zeit verschonte.

201 a. Aus Fernows Tagebuch (1793).

Ludwigsburg. Drei Stunden von Stuttgart, nordwestlich, den 11. Oktober.

Ich ging sogleich zu Schiller, der sich seit fünf oder sechs Wochen nach einer elfjährigen Abwesenheit aus seinem Vaterlande hier im Kreise seiner Verwandten und Jugendfreunde aufhält. Er sowohl, als seine Frau empfingen mich sehr freundlich. Ich war etwa eine Stunde lang dort, und beurlaubte mich dann, um noch die übrige Zeit bis Abend auf die Besichtigung des Ortes und der Gegend zu verwenden. — Etwa eine Stunde rechter Hand von Ludwigsburg, wenn man vom Schlosse hinaussieht, gegen Morgen, erblickt man am Abhange eines Berges das Städtchen Marbach, Schillers Geburtsort, und links, gegen Abend, gleichfalls eine Stunde von hier, die Bergfestung Hohenasperg, durch des Dichters Schubarts Gefangenschaft berühmt. — Mit einbrechender Nacht eilte ich zu Schiller, der mich zum Abendessen eingeladen hatte.

207 a. Der Unterzeichnete [Mayer] war Schüler der Carls Academie zu Stuttgart von Ostern 1792 bis dahin 1794, also 12 Jahre später als Schiller, und war Zeuge des lebhaften Andenkens und der Verehrung für diesen hochgefeierten Namen. Noch hatten die Bettstellen in den Schlafsälen und auf dem Krankenzimmer die Bezeichnung „Schillers Bette", und sein kleiner Garten mit Pavillon, den er im großen allgemeinen Academie Garten mit noch 2 Freunden sorgl. pflegte, hieß „Schillers Garten". Dieses Gärtchen enthielt auch noch hinter Gebüsche eine Retirade, aus einem starken Eichenstumpf mit Thüre, von einem großen Steine bedekt, bestehend, welche ihm seine Freunde auf einen früher geäußerten Wunsch an seinem Geburtstage gestiftet hatten. Nach seinem ersten Besuche dieser ihm sehr willkommenen Bequemlichkeit, fanden sich auf der frisch gehobelten Thüre folgende jugendliche Worte von ihm mit Bleistift geschrieben:

Dem alten Deutschen war in seinem Opferhain
die graue Eiche heilig;
Der junge Deutsche — kühn das Heilge zu entweih'n,
beschimpft mein Alter gräulich!
Ein schwerer Stein bedekt mein Haupt;
nachdem er gänzlich mich entlaubt —
Sch . . . t er mit wonniglicher Freude,
Hier in mein hohles Eingeweide.

Als Schiller 1793, nach Herzog Carls Tod, die ihm so theure Academie zum erstenmal wieder besuchte, war ich Zeuge des Enthusiasmus mit dem er in dem Speisesaal von uns 400 Jünglingen (denn deren waren früher noch mehr, wie anliegende Liste von 1789 beweiset) empfangen wurde. Vor jeder Tafel, zu 50 Couverts jede, unter Begleitung des Obrist und Intendanten der Academie v. Seeger und seiner Officiere anhaltend, empfieng er mit Huld und sichtbarer Rührung unser lautes klingendes Hoch! So verweilte der gefeierte Mann noch nach Tische mehrere

Zeit in der Academie in Besuchung der Kunst und Naturalien Cabinette und auch seines ehemaligen Gartens, und äußerte hier seine Freude über unsere verschiedene deutsche, französische, italienische und englische Spiele und gymnastische Übungen, die wir ihm produciren zu müssen glaubten.

209a. Scharffenstein an Dannecker.

Heilbronn den 3. Merz 9.

Wie sehne ich mich Deine ariadne zu sehen! und ach warum kan Deine Existenz solchen idealen Schöpfungen nicht einzig gewidmet seyn! Daß Du Schillers Büste gemacht hast lasse ich gelten. Dieses Portrait ist durch große unsterbliche ideen associationen des besten Meissels werth. Diese Büste mus ohnehin an sich viel auffallendes sprechendes haben. Schillers Hals war lang und sehr schön, sein Mund trug auch in der Ruhe das Gepräg der Begeisterung besonders durch ein angenehmes ausdruckvolles Hervorragen der Unterlippe. Seine gebogene Nase war dünne bloser Knorpel und sah aus beynah wie eine Hypokratische Nase, Seine Augen klein in einem rothen Rande tiefliegend, seine dicht darauf schattende (?), nicht gebogene, gegen die Nasenwurzel inclinirende Augenbraunen hatten einen ungemein seelenvollen Ausdruck von innerem Leben. Aber hast Du die ganze Figur in einer Schäferstunde der Inspiration gesehen, wenn der Gott in ihm seine Brust hob und es ihm von den Lippen strömte? Es war zu affect voll, um schön zu seyn, auch war seine Stimme widerlich abwechselnd hohl und kreischend, er sah überhaupt mit seinem blassen Gesicht, mit seinen feuersprühenden roth umgränzten Augen, mit seinem in Unordnung wallenden rothen Hauptthaar wie ein Geist.

Wie geizt nun die Welt, oft kleinlich, nach Reliquien dieses Mannes, dieses fürwahr einzigen grossen Geistes, der in alle

dimensionen der menschlichen Seele hinab, hinauf stieg, der ihre grösten feyerlichsten momente in Gemälden voll ergreifenden Zaubers fixirte, und wer wäre competenter als ich den interessantesten Perioden seines Lebens, seines Werdens, seiner Gährung . . . .

214a. Ich entspreche um so bereitwilliger der an mich ergangenen ehrenvollen Aufforderung, einige Zeilen für das in Weimar zu stiftende Schillers Album zu liefern, da ich nicht nur von dem Gefühle innigster Verehrung gegen diesen ausgezeichneten — leider zu früh heimgegangenen Mann durchdrungen bin, sondern auch die von ihm empfangenen Beweise von Wohlwollen in dankbarem Andenken bewahre. Als entfernter Verwandter von Schillers Frau genoß ich [Ziegeler], während ich in den Jahren 1793 und 1794 in Jena studirte, den Vorzug, ihn von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen und mit wahrem Vergnügen vergegenwärtige ich mir die überaus angenehmen Stunden, welche ich in seiner und seiner trefflichen Gattin Gesellschaft verlebt habe.

260a. Aus den Erinnerungen von Amalie v. Helvig geb. v. Imhoff.

[1796] Zu wiederholten Malen verbrachte ich Wochen bei Schillers, wo jedes Wort die Grenzen meiner Begriffe erweiterte. — Goethe kam oft nach Jena, und Abends zu Vieren um einen kleinen runden Tisch versammelt, nährte ich mich weit mehr mit geistiger als leiblicher Speise, oft bis tief in die Nacht hinein, den bedeutendsten Gesprächen beider Männer im lebhaftesten Umtausch der Ideen horchend.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schiller wollte nun alles lesen, was ich in dieser Zeit schrieb, ich theilte es ihm mit, nicht als seiner Kritik würdig, aber für

mich lehrreich, durch den Tadel. Er behielt die Gedichte für den Musen-Almanach, auf meine dringende Bitte unterzeichnete er sie nur mit einem F . . . . . . Er schalt mich ein Kind wegen dieser Zaghaftigkeit.

[1799] Nie haben Goethe oder Schiller in dieser Zeit eine Zeile in einer meiner Arbeiten selbst gestrichen, sie aber ebensowenig anders als fertig gesehen so weit ich sie ihnen mittheilte.

295a. Er [Franz Destouches] erzählte mir u. a., daß Schiller eines Tages nach der Probe zu ihm an das Dirigentenpult trat, ihm eines jener gefürchteten undeutlichen Zettelchen in die Hand drückte und in seiner zuversichtlich kindlichen Weise bat: „Lieber Herr Kapellmeister, komponieren S' das recht charaktervoll, es ist der Gipfelpunkt, muß packen und zünden.“ Es war das Reiterlied aus Wallensteins Lager: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“

Der Text war mir, erzählte der alte Herr weiter, nicht ganz neu, da ich, um die Musik zu komponieren, schon Einsicht vom Ganzen genommen hatte; so aus dem Zusammenhange gerissen, fesselten mich die Verse aber ganz wunderbar. Doch mehr als vier Wochen vergingen, Schiller fragte schon ungeduldig ein paar Male, „Noch nichts gefunden?“ Ich hatte auch ein paar Ideen, aber sie genügten mir nicht. Da besuchte mich eines Tages der Herr Hofprediger Herder, dem ich eine Motette komponiert hatte, wofür er mir persönlich Dank sagen wollte. Ich mußte ihn einige Augenblicke warten lassen — als ich eintrat, stand er am Fenster und trommelte gegen die Scheiben. Und aus diesen tonlosen Tönen, diesen unrhythmischen Rhythmen heraus hörte ich plötzlich die gesuchte Melodie. Ich ging schnell wieder in mein Nebenstübchen zurück, notierte mir das Nötige und dann erst begrüßte ich den verehrten Gast. „Verzeihen Sie, Verehr-

tester," sagte ich ihm, „aber Ihr Fenstermarsch gab mir eine gute musikalische Idee, die ich schnell fixieren mußte." — — Und später hat der Herr Hofprediger oft lächelnd behauptet, der eigentliche Komponist des Reiterliedes sei er!

Später hat der liebenswürdige alte Herr noch die Trauermusik zu Schillers Begräbnis geschrieben, hat er sie doch alle überlebt, die Heroen in Weimar! Aber seine Augen leuchteten noch, als er mir erzählte, wie Schiller ihn umarmt und geküßt hat, daß er das Lied „gar so richtig und schön komponiert habe."

321 a. Schillers Waidspruch.

Vor einigen Jahren suchte Schiller Erholung in Ilmenau und dem nahen Gebirge. Dort führte ihn das Ungefähr zu einem Forstmann, der eben für den so sehr verhauenen Ilmenauer Forst Abtrieb und Anbau entwarf. Die Bestandskarten waren ausgebreitet, die Schläge waren auf zweimal hundertzwanzig Jahre projektirt und mit ihren Jahrzahlen bezeichnet, und daneben lag im Plane das bezielte Ideal eines vollkommenen Nadelwaldes, welches bis zum Jahre 2050 verwirklicht werden soll. Aufmerksam und still betrachtete der erhabene Dichter die sprechenden Hülfsmittel des ordnenden Forstmannes, und besonders die Zahlen so weit entfernter Jahre. Er überschauete bald nach kurzer Erläuterung den Zweck dieser Arbeit, und sprach dann von Verwunderung ergriffen: „Nein! — Bei Gott, ich hielt euch Jäger für sehr gemeine Menschen, deren Thaten sich über das Tödten des Wildes nicht erheben. — Aber ihr seyd groß: — Ihr wirket unbekannt, unbelohnt, frei von des Egoismus Tirannei, und eures stillen Fleißes Früchte reifen der späten Nachwelt noch. — Held und Dichter erringen eiteln Ruhm. Fürwahr ich möcht' ein Jäger seyn!"

346a. Bemerkungen über die Jungfrau v. Orleans aus Schillers Munde.

D. 26. Nov. 1801.

Das Mädchen von Orleans ist ein in seiner Art einziges Sujet in der Geschichte und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ohngefähr wie die Iphigenie bei den Griechen. Sch. hatte dreierlei Plan mit der Bearbeitung desselben, und hätte er Zeit, so würde er die beiden andern auch noch ausführen. Besonders lockend ist ihm der, wo ein treues Gemälde der damaligen Sitten und vor allen der gedankenlosen Ausgelassenheit am Hofe Carls VII (den Sch. jetzt nur schwach und liebenswürdig geschildert hat, dessen asotische Denkart aber mehr Verachtung verdient) mit den Angriffen der Engländer und der begeisterten Entschlossenheit der Jeanne d'Arc ganz anders contrastirt werden u. alles bloß historisch geschildert werden müßte. Dann würde auch die Johanna in Rouen verbrannt. Ueberhaupt kostete es ihn großen Kampf, als er mit den ersten 4 Acten fertig war, von der Geschichte abzugehn. Er reißte deßwegen nach Jena u. erst nach einer Wochenlangen Ablenkung aller Gedanken von seiner bisherigen Arbeit kam ihm der Geist und Entschluß zu der romantischen Ausführung, wie sie nun ist. Er arbeitete im Ganzen 7 Monathe daran.

Der König war damals der Schutzgott des dritten Standes, des Bürgers u. Landmanns gegen die stolze Gewalt der hohen Vasallen u. des Adels. Darum mußte er der Schäferin Johanna schon in einem rettenden, milden Lichte erscheinen u. darin glaubt Sch. einen Zug der weiblichen Natur durchgeführt zu haben, daß sich Johanna, die das Reich als ein Abstractum gar nicht denken konnte, sich doch nur immer den guten, liebenswürdigen König bei allen ihren Anstrengungen als letzten Zweck dachte. Daraus erklären sich mehrere Stellen besonders im Abschiede am Schluß des Prolog-Akts.

Die Szene mit dem Walliser Montgomery ist eine Lieblings-episode des Dichters, die er ganz im Geiste Homerischer Dichtung nach der Art bildete, wie dort in der Ilias Lykaon das Leben von Achilles erfleht; und darum nahm er auch hier die Jamben des alten Trauerspiels, die Senarios oder Trimetros zur Ausführung. Diese sind ihrer Cäsur wegen auserordentlich schwer, ob auch so schön u. voltönend, daß es Sch. schwer wurde, nun wieder zu den Fünf-füßlern zurückzukehren. Montgomeri muß durch ein Frauenzimmer gespielt werden.

Das Stilschweigen der Johanna, als sie vor allem Volk vom Vater der Zauberei angeklagt wird, ist in ihrer visionären Schwärmerei selbst vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung, sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Bei diesem wirkt die gemeine Natur, in der es im Mittelalter u. Christianismus gegründet ist, bei auserordentlichen Erscheinungen weit lieber auf ein übermenschliches böses, als gutes Principium zu schließen, und überhaupt lieber böses zu denken, und böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thibault ein melancholischer, schwarzgalliger Mensch, mit dem auch die Johanna nicht ein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß von einem solchen Vater eine solche der Schwärmerei empfängliche Tochter geboren werden konnte. Der Himmel bekräftigt des Vaters Zeugniß und er entsühnt sie wieder durch ein Donnerwetter, auf dessen Erfolg die Johanna sich auf einmal für schuldlos hält.

Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Band an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander spielen. Eigentlich dachte sich Schiller dabei den Geist des kurz vorher verschiedenen (als Atheist der Hölle zugehörigen) Talbot. Immer sind die Menschen auf der höchsten Spitze stehend gefallen. Das widerfährt von dieser Szene auch der Johanna. Vollenden ist nur Sache der Götter.

Sie muß, da sie nun ein Wort spricht, was die Nemesis beleidigt, u. wozu sie keinen Auftrag vom Himmel hatte, S. 170.

Nicht aus den Händen leg ich dieses Schwert,
als bis das stolze England untergeht,

für diesen Uebermuth gestraft werden. Die Strafe folgt in der Verliebung in Lionel auf dem Fuß nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie.

Am Ende ist doch der ganze Handel mit der Verliebung nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend erhält zuletzt die kanonisirende Palme.

354a. Aus dem Tagebuch von Friedr. v. Gentz (1801).

21. November.

A 5 heures je me suis rendu au spectacle; on a donné (pour moi exprès) la mort de Wallenstein; j'ai été dans la loge à côté de Schiller pendant toute la pièce, qui, en total, a été très-bien rendue ... Après le spectacle j'ai soupé chez Schiller, avec Goethe, Mlle. d'Imhoff, le peintre Meyer et Mr. Riedel, ancien gouverneur du prince héréditaire. C'était une charmante soirée, qui a duré jusqu' à 1 heure; après quoi j'ai ramené Mlle. d'Imhoff, et j'ai été aujourd' hui très-content de Weimar.

Jeudi 26.

A 6 heures je suis allé chez M. de Kotzebue, où l'on a encore représenté plusieurs scènes de Jeanne d'Arc; Mlle. d'Imhoff et Mlle. de Wolffskehl jouant Jeanne et Agnès. Ceci fini, j'ai soupé chez Kotzebue, avec Schiller, Böttiger, Riedel et Kraus; et je suis entré avec Schiller dans une conversation des plus intéressantes et des plus profondes. C'était une des soirées notables.

Samedi 28.

. . . j'ai passé chez Schiller une heure fort intéressante, engagé dans une conversation très grave, et de là j'ai été au spectacle où l'on a donné Nathan.

Mercredi 2.

. . Après trois heures je suis allé chez Schiller, avec lequel j'ai eu jusqu' après 7½ heures une des conversations les plus soutenues et les plus profondes dont je me rappelle.

366a. Aus dem Tagebuch Amaliens v. Imhoff.

Sonnabend 29. Mai 1802.

Für den Abend hatte ich Einladung zu Kotzebue und Schiller, fuhr zu ersterem und fand dort Sanders aus Berlin und Mademoiselle Jagemann — ich verließ die Gesellschaft und ging zu Schillers, wo ich den Maler Graſſi aus Dresden kennen lernte, der mir seine Dienste dort anbot. Cotta war auch da und ich mußte ihm einen Beitrag für seinen Almanach zusichern. Die Herren fuhren Tante Stein und mich nach Hause.

---

26. Oktober 1802.

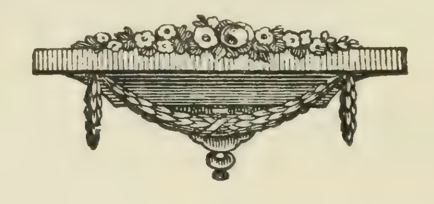
Ich brachte diesen Abend bei Schillers mit der Mutter zu, wir spielten mit der kleinen Caroline, die ein reizender Engel ist, sprachen allerlei Vernünftiges und scherzten über gesellschaftliche Beziehungen, die nicht immer erquicklich jetzt sind.

370a. Amalie v. Imhoff an Carl v. Helvig.

Weimar, 30. November 1802.

Gestern war ich bei Schillers, wo Einsiedel seine Übersetzung

eines französischen Lustspiels vorlas; wir waren sehr heiter und es wurden lustige Geschichten erzählt, auch über die deutsche Sprache viel abgehandelt — ja sogar ein Quartant von Adelung herbeigeholt. Ist dieses Buch in Ihrer Bibliothek? wo nicht, so werden Sie es mir wohl kaufen müssen . . . wir brauchen uns nicht zu schämen, da selbst Goethe und Schiller stets ihren Adelung bei der Hand haben.



Nachwort.

Als Werktagsarbeit zwischen zwei Festen ist diese zum 100jährigen Todestage begonnene und am 150. Geburtstage des Dichters abgeschlossene Sammlung entstanden, aus der uns Schiller nicht im Lorbeer und in der Toga des Triumphators, sondern im schlichten Gewande des Alltags entgegentritt. Dies Werktagsbild steht in keinem Widerspruch zu unserer Feststimmung; kennzeichnet es doch die Doppelfeier von 1905 und 1909, daß sie ohne Überschwang, aber mit warmer Innerlichkeit dort zu der lebendigen Persönlichkeit vorzudringen sucht, wo die Generation von 1859 dem Dichtergenius auf hohem Postamente ihre begeisterten Ovationen darbrachte. Wo sich Schillerhuldigung in Schillerfreundschaft gewandelt hat, ist die Liebe und Verehrung keine geringere geworden. Und wenn das 19. Jahrhundert in politischer Not und Zersplitterung seinen Schiller als Wegweiser und Vorkämpfer der nationalen Einheit und Freiheit ins Feld führte, kann das 20. Jahrhundert, minder erregt und voreingenommen, in die Häuslichkeit des Dichters zurückkehren, wo sich seine erhabene Natur am stillen Theetisch so groß erweist, als sie es im Staatsrat gewesen sein würde. Diesen Weg führt kein anderer als Goethe, der an Schiller die Christus-Tendenz, das Gemeine zu veredeln, pries; ihm folgend, sehen wir das Wort des treusten Hausgenossen Schillers, des jüngeren Voß, sich erfüllen: „Deutschland ahnete sein edles Herz aus seinen unsterblichen Schriften, seine Freunde fühlten den milden Einfluß desselben unmittelbar.“

Eine Sammlung, die es ermöglicht, Schiller in jeder Lebenslage mit den Augen seiner Freunde und Zeitgenossen, auch mit denen seiner spärlich gesäten Gegner zu schauen und seine Worte durch ihre Ohren zu vernehmen, darf also den Anspruch erheben, zeitgemäß zu sein, — zeitgemäßer als ihre Vorgänger: Wurzbachs „Schillerbuch“ (Wien 1859) und Ad. Kühns „Schiller“

(Weimar 1859/82), weil sie im Gegensatz zu diesen an das Gegebene auf Grund der neuesten Forschung Kritik anlegt. Eine „Biographie in zeitgenössischen Berichten“ wird sie sich gleichwohl nicht nennen dürfen, weil die Kritik in die Anmerkungen verwiesen ist und wohl die Auswahl, aber nicht den Wortlaut der Texte beeinflußt hat. Diese werden, auch da wo sich Irrtümer zwischen Zuverlässiges eingedrängt haben, unverändert wiedergegeben. Wo bis zu handschriftlichen Aufzeichnungen vorzudringen war, ist die Urfassung auch in ihrer orthographischen Eigenheit erhalten; mit derselben Genauigkeit folgt der Text, wenn die handschriftlichen Aufzeichnungen unzugänglich blieben, den ihnen am nächsten kommenden Drucken. Es sind also die Materialien, die sich die bisherigen Biographen aus den entlegensten Stellen zusammensuchen mußten, in ihrer Rohform hier vereint, nicht verarbeitet, wie es mit den zugänglicheren Berichten neuerdings in den Schriften von F. Jonas (Schillers Seelenadel. Berlin 1904) und E. Müller (Schiller. Intimes aus seinem Leben. Berlin 1905) geschehen ist. Eine Zusammenfassung nach bestimmten Gesichtspunkten soll immerhin auch dem Benutzer dieser Sammlung ermöglicht werden durch das Register, für dessen Bearbeitung ich Herrn Dr. Stephan List in München zu großem Danke verpflichtet bin.

In der chronologischen Anordnung konnte Biedermanns Sammlung von „Goethes Gesprächen“ vorbildlich sein; trotzdem empfahl sich der Titel „Schillers Gespräche“ nicht, weil dies Leben mehr aktiv, als kontemplativ verlief und wir den Helden verhältnismäßig selten sprechend belauschen. Den Untertitel „Dokumente“ zum Haupttitel zu erheben, war gleichfalls nicht angängig, weil Schillers Bild viel lebendiger diesen Blättern entsteigt, als man bei trockenem urkundlichem Material erwarten sollte. Für den Titel „Schillers Persönlichkeit“, den meine Vorgänger wählten und der bei der Kritik Bedenken erregte, bin

ich nicht verantwortlich; aber wenn es auch vorkommen soll, daß ein Kind unter der Disharmonie zwischen seiner späteren Entwicklung und dem bei der Taufe empfangenen Namen zu leiden hat, so kann ich doch, nachdem das Ganze abgeschlossen ist, überzeugt die nachträgliche Patenschaft übernehmen.

Der Titel „Schillers Persönlichkeit" grenzt den Stoff glücklich ab gegenüber dem weiten Felde der ästhetischen Beurteilung, der Schiller als Dichter bei seinen Zeitgenossen unterlag. Rein literarische Kritik, die nicht mindestens den Zusammenhang zwischen dem persönlichen Eindruck des Menschen und seiner dichterischen Eigenart herzustellen sucht, ist ausgeschlossen. Mit der durchaus lückenhaften Sammlung Brauns, „Schiller im Urteile seiner Zeitgenossen" (3 Bde. 1882) hat die unsrige, mit einer einzigen Ausnahme (Bd. 2, Nr. 102), wo eine Zeitungsnotiz für den Mangel lebendigerer Berichte Ersatz bieten mußte, nichts Gemeinsames.

Den Anspruch auf vollständige Lückenlosigkeit können auch unsere drei Bände nicht erheben. Der Zwang des gegebenen Umfanges und Termines legte Beschränkung auf; manches minder wichtige Zeugnis konnte ich zwecks Raumersparnis nur in den Anmerkungen andeutungsweise unterbringen, manches fand erst in den Nachträgen Platz, weil es mir zu spät zugänglich wurde oder erst bei nochmaliger Prüfung wichtig erschien. Habe ich so vielleicht für den einen Beurteiler die Grenzen zu eng gezogen, so könnte ich auf der andern Seite als zu weitherzig in der Aufnahme unverbürgter und nicht ganz zuverlässiger Berichte erscheinen. Aber da die Anmerkungen Gelegenheit zu kritischer Stellungnahme boten, hielt ich es für richtig, auch problematische Berichte, wie z. B. die des ungarischen Schulmannes Szluchovinyi, über die sich mancher Leser gern ein eigenes Urteil bilden wird, nicht auszuschließen und ebenso auch Proben aus den ältesten Biographien eines Gruber, Oemler, Albrecht (?), so aner-

kannt ihre Unzuverlässigkeit ist, zu geben. Daß man sie nicht mit Bausch und Bogen in das Reich der Lüge zu verweisen braucht, glaube ich in den Anmerkungen zu Nr. 269. 327. 328. 132a gezeigt zu haben. Wo war übrigens, wenn selbst eine Charlotte v. Schiller gelegentlich irrte, eine sichere Zuverlässigkeitsgrenze zu ziehen?

Aus ungedrucktem Material dürften auch in der Folgezeit noch Nachträge zu erwarten sein. Ich habe das Bewußtsein, jeder Spur, die sich mir bot, so weit als möglich nachgegangen zu sein und auch an einzelnen Türen, die noch wertvollen Inhalt verschließen, vergebens angeklopft zu haben. Um so mehr Anlaß habe ich, allen denen, die mich bei meiner Arbeit unterstützt haben, aufs herzlichste zu danken. So hat mir Frau Anna Lanz in Mannheim die Aufzeichnungen Karls v. Schiller erschlossen, Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Otto Güntter stellte mir verschiedene Schätze des Marbacher Schillermuseums zur Verfügung, Professor Eduard Scheidemantel in Weimar schrieb handschriftliche Einzeichnungen aus dem Album des Weimarer Schillerhauses ab, Professor A. Leitzmann in Jena übergab mir die Abschrift eines Briefes von Humboldt an Schweighäuser, Mr. L. L. Mackall besorgte Abschriften aus dem Nachlaß Robinsons; das Großherzogl. Hausministerium zu Weimar gestattete Herrn Professor Dr. C. Schüddekopf Auszüge aus den Aufzeichnungen Sorets. Aus den Handschriftenschätzen der Königl. Bibliotheken zu Dresden und Stuttgart, sowie des Dresdener Körnermuseums durfte ich selbst Abschriften nehmen, wofür den Vorstehern der betreffenden Sammlungen gedankt sei.

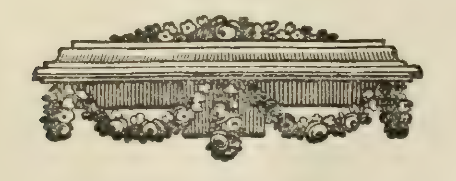
Für die Beschaffung der gedruckten Materialien mußte ich außer der Münchener Königl. Hof- und Staatsbibliothek und der Münchener Königl. Universitätsbibliothek die Königl. Bibliothek zu Berlin, die Königl. Bibliothek zu Dresden, die K. K.

Hofbibliothek zu Wien und die Großherzogl. Bibliothek zu Weimar in Anspruch nehmen. Bereitwillige Auskünfte und Nachweise verdanke ich ferner den Herren Professor Dr. R. F. Arnold in Wien, Geh. Hofrat Dr. v. Bojanowski in Weimar, Verlagsbuchhändler J. H. Eckardt in Heidelberg, Professor Dr. R. Fester in Halle, Al. Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm in München, Professor Dr. H. G. Gräf in Weimar, Oberstudienrat Dr. J. v. Hartmann in Stuttgart, Dr. L. Landshoff in München, Dr. W. Lang in Stuttgart, Professor Dr. A. Leitzmann in Jena, Dr. W. Olshausen in Berlin, Geh. Regierungsrat Dr. P. Schwenke in Berlin und vor allem Professor Dr. C. Schüddekopf in Weimar und Professor Dr. R. Weltrich in München. Und nicht in letzter Linie möchte ich meiner lieben Frau gedenken, die mir mit Abschrift und Korrektur eine unermüdliche Helferin war.

Ihnen allen, sowie den bereits im 2. Bande genannten Förderern bin ich mehr noch als für materielle, für ideelle Unterstützung verpflichtet, denn das warme Interesse, das von allen diesen Seiten dem Werke zufloß, hat meine oft ermattende Arbeitsfreude immer aufs neue angeregt und gesteigert und mir die Hoffnung gegeben, daß die angewandte Mühe, so wenig auch Vollkommenes zu erreichen war, nicht ganz umsonst sein werde.

Solln b. München, am 10. November 1909.

Julius Petersen.



Anmerkungen.

213. (S. 1f.) Die Aufzeichnungen Karls v. Schiller, die sich im Besitze von Frau Anna Lanz in Mannheim befinden und von denen einzelne Bruchstücke schon Ernst Müller, „Schiller, Intimes aus seinem Leben" (Berlin 1905) mitgeteilt hat, stellen acht verschiedene Ansätze zu einer Autobiographie unter dem Titel „Kurze Notizen aus meinem Lebenslaufe" oder „Kurze Notizen aus meinem Leben" dar. Das eine Schema reicht bis zum Jahr 1845, was für die Datierung von Wichtigkeit ist; doch begnügt sich die Mehrzahl der Entwürfe mit der Jugendgeschichte. Die verschiedenen Fassungen sind im Wortlaut von einander abhängig, doch stellt keine die absolut vollständigste Form dar, die unserer Mitteilung konsequent zu Grunde gelegt werden könnte. Vielmehr muß hier, wie bei den Nrn. 317. 349. 369. 407. 423 429. jedesmal unter den 8 Entwürfen der bevorzugt werden, der die ausgibigste Darstellung des betr. Zeitabschnittes gibt. Die Anmerkungen registrieren nur stofflich ergänzende Varianten der übrigen Fassungen.

S. 1, Z. 10: Das Datum 23. September ist aus einem anderen Entwurf ergänzt; Z. 4 v. u.: Franziskaner Mönch: in einer früheren Skizze heißt es: „Capuziner — erste körperliche Züchtigung." In einer anderen: „Es war gerade ein Capuziner oder Franziskaner Mönch bey meinem Vater, den er da er gerade am Wallenstein arbeitete etwas studirt haben mochte, denn er gieng lange Zeit über 1 Stunde mit ihm in lebhaftem Gespräch im Garten auf und ab."

S. 2, Z. 7: In einem anderen Entwurf heißt Thielemann: „nachheriger k. k. rußischer General." Z. 15: In einer anderen Fassung: „1799. Den 11. Okt. wurde meine Schwester Caroline Friedericke Louise geboren. In diesem

Jahre waren die Rittmeister v. Thielemann u. v. Funck von d. Sächsischen Husaren öffters bey meinen Eltern. Am Ende des Jahres zogen wir nach Weimar. Von dieser Zeit an kann ich mir noch Einzelnes erinnern. Die Taufe meiner Schwester, die Krankheit meiner guten Mutter. Meine Reise nach Stuttgart mit meinem Oncle von Wolzogen, längerer Aufenthalt dort bis zur Ueberſiedlung meiner Eltern nach Weimar." Z. 18: „Dezember" ist aus einer andern Hdschr. ergänzt.

214. (S. 2f.) Aus Matthissons Erinnerungen.

Matthissons Schriften. Zürich 1835. Bd. 3, 298 f. Matthissons Eindruck von Schillers Gesundheit wird berichtigt durch einen Brief von Paulus an Schnurrer vom 10. Juni 1794 (Reichlin-Meldegg, Paulus u. s. Kreis I, 338): „Schiller ist nun auch wieder bei uns, aber leider mit eben so wenig dauerhafter Gesundheit als vorher. Er vermag deßwegen immer noch nicht zu bestimmten Vorlesungen eine feste Stunde zu halten."

215. (S. 3f.) Aus dem Tagebuche des Magisters J. W. Camerer.

Mitget. v. W. Lang, Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. N. F. XVIII, S. 347 f.

216. (S. 4—9.) Aus Wilh. v. Humboldts Vorerinnerung.

Unter dem Titel „Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung" erschien dieser Aufsatz als Einleitung des Briefwechsels zwischen Schiller u. Wilhelm v. Humboldt. Stuttg. u. Tüb. 1830, S. 3 ff.; vorher im Morgenblatt 1830, Nr. 283—86. Ich folge der von Leitzmann veranstalteten dritten Ausg. d. Briefwechsels (Stuttg. 1900), in der die „Vorerinnerung" nach der Handschrift wiedergegeben ist. — Über den leitenden Gedanken vgl. Humboldts Briefe an Caroline v. Wolzogen v. 8. Mai 1830 (Lit. Nachl. II, 57)., und an Körner vom 15. Mai (Jonas, Ansichten über Ästhetik u. Literatur S. 151); dazu Carolinens Brief vom 10. November

(Euphorion XII, 801 f.) und Körners Brief an Caroline vom 4. Dez. 1830 (Lit. Nachl. II, 351).

217. (S. 9 f.) Aus Briefen von Wilhelm v. Humboldt.

An Wolf: Gesammelte Werke Bd. 5, Berlin 1846, S. 115. — An Brinkman: Briefw. zw. Schiller u. Humboldt, 3. Aufl. v. Leitzmann, S. 358. — An Forster: Archiv 12, 578.

218. (S. 10.) Mitgeteilt von Minor, Schillerarchiv S. 8 f.

219. (S. 11 f.) Goethe im Gespräch mit Grüner.

Briefw. u. mündl. Verkehr zw. Goethe u. dem Rathe Grüner. Leipzig 1853. S. 112 ff. Danach v. Biedermann, Goethes Gespräche IV, 194 ff. — Sämtliche Zeugnisse Goethes über sein Verhältnis zu Schiller in der Schrift von P. Uhle, Schiller im Urteil Goethes (Leipzig 1910), die hier nicht mehr benutzt werden konnte.

220. (S. 11.) Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe.

Ausgabe von 1836, Bd. 2, S. 335. — Daß Schiller den Don Carlos noch nicht beendigt hatte, ist wohl eine Verwechslung mit „Wallenstein"; „Don Carlos" lag seit 1787 vor. — Ob die Begegnung Meyers mit Schiller erst nach Schillers Rückkehr aus Schwaben und nicht vielmehr bereits 1791 stattgefunden hat, ist unsicher.

221. (S. 13.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 117 f.

222. (S. 13 f.) Aus Briefen Goethes.

Weimarische Ausgabe von Goethes Werken. IV, Bd. 10, S. 169. 186 f. 194. 196. 218.

223. (S. 14—18.) Erste Bekanntschaft mit Schiller.

Zuerst unter der Überschrift „Glückliches Ereigniß" im 1. Heft „Zur Morphologie" (1817), S. 90—96. Weimarische Ausgabe I, Bd. 36, S. 246—52.

224. (S. 18 f.) Ferneres in Bezug auf mein Verhältniß zu Schiller.

Biographische Einzelheiten. Weimarer Ausgabe v. Goethes

Werken I, Bd. 36, S. 252f. Vgl. dazu die Worte bei Eckermann II, 90f. (24. März 1829): „So waltete bey meiner Bekanntschaft mit Schillern durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden; aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte, und Schiller der philosophischen Speculationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für Beyde von größtem Erfolg."

225. (S. 19f.) Aus Goethes Annalen (1794/95).

Weimarer Ausgabe I, Bd. 35, S. 41f. 50.

226. (S. 20f.) Aus Goethes Aufsatz „Einwirkung der neueren Philosophie".

Zur Morphologie. 1817. I, 2 S. 105f.

227. (S. 21f.) Goethe im Gespräch mit Eckermann. I, 88f. 144f. 353.

228. (S. 22.) Briefwechsel zwischen Goethe und den Gebrüdern v. Humboldt, hsg. v. Bratranek (1876), S. 299. Ausg. v. Geiger (1909), S. 283f. Zuerst Neue Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung Nr. 2, 3. Jan. 1843.

229. (S. 23—26.) Aus Woltmanns Erinnerungen.

Selbstbiographie: Zeitgenossen 1816 I, 2 S. 151f.

Nachrichten über Schillers Leben: Deutsche Blätter, hsg. v. Karl Ludwig v. Woltmann. 1. Bd. Prag u. Berlin 1814, S. 78f. 157. 153f. — Der „junge Professor" ist Woltmann selbst. Über seine Vorlesungen schreibt E. M. Arndt (Erinn. aus d. äuß. Leben 1840, S. 73): „er schillerte damals durchweg ohne Schillers edle Seele". Von seiner Schriftstellerei hielt Schiller nicht viel (vgl. Dav. Veit an Rahel Lewin 15. Juni 95).

Memoiren des Freiherrn von S—a. Erster Theil. Prag u. Leipzig 1815, S. 167. Das Kapitel „Gestalten aus der politischen und literarischen Welt der Deutschen" in diesem teilweise autobiographischen Halbroman enthält ein Gespräch zwischen einer

deutschen Gräfin und einem in Italien aufgewachsenen Diplomaten, dessen Interesse für die deutsche Literatur durch die Gräfin wachgerufen wird.

230. (S. 26.) Briefwechsel zw. Rahel u. David Veit. Leipzig 1861. Bd. 1. S. 270.

231. (S. 26.) Wilhelm und Caroline v. Humboldt in ihren Briefen. II, 20f.

232. (S. 27—29.) Aus Briefen von Hölderlin.

Litzmann, Hölderlins Leben. 1890. S. 243f. 258f. — Noch in seinen letzten Jahren soll Hölderlin nicht ungern von seiner Bekanntschaft mit Schiller gesprochen haben, und wenn dessen Name genannt wurde, leuchtete bisweilen sein Auge und er rief: „mein herrlicher Schiller!" (Litzmann S. 659).

233. (S. 29.) Aus Friederike Bruns Tagebuch.

Mitget. v. Bobé, Deutsche Rundschau 123 (1905), S. 244. Gleichzeitig etwas abweichend Euphorion XII, 116. Dort in der dritten Zeile: „Hervorblitzen der Kraft des Genius."

234. (S. 30—32.) Schiller's Leben von Gust. Schwab. Stuttg. 1840. S. 529—533. — Schwabs Gewährsmann ist wahrscheinlich der einstige Neustrelitzer Buchhändler Sal. Heinr. Karl Aug. Michaelis (geb. 1768), der 1844 zu Tübingen starb und zu den schwäbischen Dichtern, namentlich zu Kerner, Beziehungen unterhalten hat. (Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen XXII, 1844, S. 449f.) Wenn er es war, fällt die Erzählung in das Jahr 1794; damals schloß er mit Schiller den Kontrakt des Musenalmanaches. Fichtes „Beiträge" waren bereits 1793 erschienen; die Vorlesung der „Macht des Gesanges" (entstanden August 1795) ist zu unwahrscheinlich, als daß sich die Datierung darauf stützen müßte.

235. (S. 32f.) Ansichten über Aesthetik und Literatur v. Wilh. v. Humboldt, hsg. v. F. Jonas. Berlin 1880. S. 48f.

Danach Leitzmanns Ausg. des Briefw. zw. Schiller u. Wilh. v. Humboldt. 3. Aufl. (1900). S. 391f.

236. (S. 33—36.) Mitget. v. Geiger, Frankf. Zeitg. 1903, Nr. 62.

237. (S. 36f.) Aus Goethes Briefen an Heinr. Meyer.

Weimarer Ausgabe IV, Bd. 11, S. 24. 40.

238. (S. 37f.) Aus den Aufzeichnungen des Kanzlers v. Müller.

Hsg. v. Burkhardt. 3. Aufl. S. 51. 163. 170.

239. (S. 38f.) Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Bd. 3 (1848), S. 43f. Bd. 2 (1836), S. 88—90. 196. Noch deutlicher würdigt Goethe nach Erscheinen des Briefwechsels die Einwirkung Schillers auf sein Schaffen in dem Brief an Schultz vom 10. Jan. 1829 (Briefw. zw. Goethe u. Staatsrath Schultz, hsg. v. Düntzer 1853. S. 361f. Weimarer Ausg. IV, Bd. 45, S. 118). Er schreibt da: „Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillerische Anregung aus mir geworden wäre. Der Briefwechsel gibt davon merkwürdiges Zeugniß. Meyer war schon wieder nach Italien gegangen, und meine Absicht war, ihm 1797 zu folgen. Aber die Freundschaft zu Schillern, die Theilnahme an seinem Dichten, Trachten und Unternehmen hielt mich, oder ließ mich vielmehr freudiger zurückkehren, als ich, bis in die Schweiz gelangt, das Kriegsgetümmel über den Alpen näher gewahr wurde. Hätt es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besonderen wäre gar manches anders geblieben."

240. (S. 39f.) Aus Goethes Materialien zu einer Geschichte der Farbenlehre.

Weimarer Ausg. II, Bd. 4, 2 S. 309f. Über Schillers Anteil-

nahme verzeichnet Goethe weiter (II, 5, S. 338f.) folgende Bemerkung: „Eintretende Reflexion. Wer von dem eigentlichen Verhältniß unterrichtet ist, bemerkt das Phänomen öfters, weil die Reflexion gleich eintritt. Schiller verwünschte vielmal diese ihm mitgetheilte Ansicht, weil er dasjenige überall erblickte, wovon ihm die Nothwendigkeit bekannt geworden."

241. (S. 40f.) Aus Briefen von Goethe. Weim. Ausg. IV, Bd. 37, S. 92; Bd. 45, S. 186.

242. (S. 41f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 158—160.

243. (S. 42—44.) Aus Goethes Annalen (1796).

Weimarer Ausgabe I, 35, S. 62—64.

244. (S. 44.) Goethe im Gespräch mit Eckermann. II, 75.

245. (S. 44f.) Düntzer, Charlotte v. Stein. Stuttg. 1874. Bd. 2, S. 42.

In einem vorausgehenden Brief (Düntzer, Bd. 2, S. 38f.) erzählt Frau v. Stein, daß sie am 24. Febr. 96 Goethe bei Schiller angetroffen habe: „Ich hatte ihn seit ein paar Monaten nicht gesehen; er war entsetzlich dick, mit kurzen Armen, die er ganz gestreckt in beide Hosentaschen hielt. Schiller hatte seinen schönen Tag und sah neben ihm wie ein himmlischer Genius aus. Seine Gesundheit war leidlich und die blasse Ruhe auf seinem Gesicht machte ihn interessant."

246. (S. 45—47.) Aus den Erinnerungen von Göritz.

Morgenblatt 1838, Nr. 227. Betr. d. Zuverlässigkeit von G. vgl. Bd. 2, S. 342f., Anm. zu Nr. 181. Dazu Löschhorn, Schillers Persönlichkeit und Auftreten nach Dekan Göritz. Zeitschr. f. deutschen Unterricht, 16. Jahrg. Heft 8.

247. (S. 47.) Anekdote.

Allgemeine Theaterzeitung, hsg. v. J. G. Rhode. Bd. 1. Berlin 1800, Januar. Nr. 4. S. 64. — Schiller war vom 23. März bis 20. April in Weimar. Um unbeachtet dem Gast-

spiel Ifflands beiwohnen zu können, hatte er eine eigene Loge, in der er wie in einem Käfig saß (Urlichs, Charlotte I, 446). Dieser Käfig fiel beim Umbau 1798 weg (Waitz, Caroline I, 218); er saß nun meist neben Goethe. Dorothea Schlegel schreibt in ihrem Tagebuch (Raich I, 94), Goethe und Schiller sähen aus ihrer Loge wie die beiden Genien in der Zauberflöte, die sich sorgfältig hüten, daß ihnen die Flamme nicht von den Köpfen fällt.

248. (S. 47.) Aus dem Tagebuche des Grafen Elek von Bethlen.

Abgedruckt: Koloszváry Nagy Naptar 1867. Danach Euphorion XII, 742. – Schillers Eintrag in des Grafen Stammbuch: Grazer Tagespost 1901, 23. u. 24. April.

249. (S. 48.) Plitt, Aus Schellings Leben I, 113.

250. (S. 48 f.) Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit S. 39.

251. (S. 49.) Aus den Erinnerungen von Ludw. Friedr. v. Froriep. Schillers Album (1837), S. 77.

252. (S. 49 f.) Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, hsg. v. P. Nerrlich, Berlin 1882 S. 11. Vgl. auch den Brief von Charl. v. Kalb an Goethe vom 21. Mai 1796 (Goethe-Jahrb. XIII, 64).

253. (S. 50.) Aus Briefen von Jean Paul an Otto.

Jean Pauls Briefwechsel mit seiner Frau u. Christian Otto, hsg. v. Nerrlich, Berlin 1902, S. 15. 32.

254. (S. 50 f.) Caroline, hsg. v. Waitz, 1. Bd. (1871), S. 173.

Von einem späteren Besuche erzählt Caroline der Freundin am 18. Juli (Waitz I, 330): „Wir gingen nachher zu Schillers, und Abends in den großen hiesigen Clubb, wo er [Goethe] an beyden Orten war. Diesmal wird er nicht lange bleiben; er hat nur das Ende von W[ilhelm] M[eister] herüber gebracht, um mit Sch. darüber zu sprechen. Frau von Kalb hab ich oft bey der Schiller getroffen, die fortfährt sich wohl zu befinden.“

255. (S. 51.) Aus den Erinnerungen von Göritz. Morgenblatt 1838, Nr. 227, S. 906.

256. (S. 51 f.) Nach dem Original im Dresdener Körner-Museum.

257. (S. 52.) Aus G. Partheys Jugenderinnerungen. II, 52. Irrtümlich hat Parthey das Körnersche Weinberghaus als Schauplatz aufgefaßt.

258. (S. 53.) Aus Abekens Erinnerungen.
Goethe in meinem Leben, hsg. v. Heuermann S. 58.

259. (S. 53.) Aus Riemers „Mittheilungen über Goethe". Bd. 1 (1841), S. 455 f.

260. (S. 53 f.) Weimarer Ausgabe IV, 11, S. 219. — Böttiger schreibt am 6. Januar 96 über Goethes Jenaer Aufenthalt an Wieland (Goethe-Jahrb. IV, 324): „Göthe hat die 2 Dutzend Hemden für seine Reise nach Italien wieder abbestellen lassen, und entschädigt sich wegen dieser Fehlschlagung durch den Weihrauch, mit dem ihn Schiller und Schlegel in Jena, wohin ihm nun auch die Donna Vulpia nachgefolgt ist, bis zum Ersticken umräuchern."

261. (S. 54.) Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund, hsg. v. Düntzer S. 370.

262. (S. 54 f.) Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi. Herausgegeben von Alb. Leitzmann. Halle 1892. S. 48—50. Mit kleinen Abweichungen in Leitzmanns Ausg. des Briefw. zw. Schiller u. W. v. Humboldt S. 406 f. Über das Verhältnis Jacobis zu Schiller schreibt Heinr. Voß nach einem Zusammensein im Goethischen Hause an Hellwag (Progr. Eutin 1864, S. 9) am 26. August 1805: „Jacobi hat Schiller nie gesehen, aber von jeher geliebt, und ich habe ihm viel, ja alles was ich nur wußte, von dem Entschlafenen erzählen müssen. Niemals aber habe ich meine Ohnmacht, von einem solchen Mann eine

würdige und entsprechende Charakteristik zu geben, mehr gefühlt, als bei der Gelegenheit."

263. (S. 56.) Aus Briefen von Caroline v. Humboldt.
An Rahel Levin: Briefwechsel zw. Caroline v. Humboldt, Rahel u. Varnhagen, hsg. v. Leitzmann (Weimar 1896), S. 8. 10f. — An Brinkman: Leitzmann, Neue Briefe von Karoline v. Humboldt, Gedächtnisbuch für Haym. Halle 1901 S. 10.

264. (S. 56f.) Aus Briefen von Wilhelm v. Burgsdorff. Hsg. v. A. Cohn, Deutsche Literaturdenkm. 139, S. 50. 59.

265. (S. 57f.) Weim. Ausg. IV, Bd. 11, S. 273f.

266. (S. 58.) Aus Böttigers Aufzeichnungen.
Mitget. v. Boxberger in den Akadem. Blättern 1884, S. 350.

267. (S. 58—62.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 169—177.

268. (S. 63.) Aus Goethes Annalen. Weim. Ausg. I, Bd. 35, S. 70f.

269. (S. 63f.) Aus den Aufzeichnungen von Charlotte v. Schiller.

Urlichs I, S. 112. — Die Bemerkung wendet sich nicht ganz mit Recht gegen Demlers „Schiller" S. 33f., wo behauptet wird, Schiller habe alle Gegenschriften gegen die Xenien gesammelt und die „Brelocken" für das beste dieser Produkte erklärt. Daß Schiller in der Tat die Gegenschriften verfolgte und sogar scherzhaft den Plan aussprach, sie gesammelt drucken zu lassen, beweisen seine Briefe an Goethe (Jonas V, 99, 108, 126, 131, 148, 158, 195). Im Ernst aber dachte er nie an eine Entgegnung. Kotzebue konnte in seinen hinterlassenen Papieren (Leipzig 1821, S. 75) schreiben: „Hätte ich, wie Goethe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, so würden diese Angriffe kaum bemerkt worden seyn. Dieser Enthaltsamkeit haben Goethe und Schiller es größtentheils zu danken,

daß man sie so ruhig ihres Ruhmes hat genießen lassen; nicht ihrem größeren Verdienste, welches im Gegentheil, nach Art der Welt, sie nur noch mehr dem Neide aussetzen mußte."

270. (S. 64.) Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit S. 71.

271. (S. 64f.) Briefe von Goethe u. dessen Mutter an Friedr. Freih. v. Stein, hsg. v. Ebers u. Kahlert. Leipzig 1846, S. 136f. Dort ist d. Brief fälschlich ins Jahr 1798 gesetzt.

272. (S. 65.) Weimarer Ausgabe IV, Bd. 12, S. 54.

273. (S. 65f.) Aus den Erinnerungen von Garlieb Merkel. Merkel, Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. Bd. 2, Leipzig 1840. Danach Eckardt, Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe Zeit. Berlin 1887, S. 65ff. — Der auf S. 65, Z. 5 v. u. erwähnte Hausfreund ist Göritz, dessen Aufzeichnungen im Morgenblatt 1838 erschienen (vgl. Nr. 181 und 246; Bd. 2, S. 225 und Bd. 3, S. 45). Merkels Erinnerungen also sind erst nach diesem Termin aufgezeichnet.

S. 66, Z. 10. Merkels Schrift: „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts" war im August 1796 erschienen.

274. (S. 67.) Wilh. u. Caroline v. Humboldt in ihren Briefen II, 71. — Die Ode „Das Glück", die freilich in ihrer Form nicht Pindarisch ist, erschien erst im Musenalmanach auf das Jahr 1799.

275. (S. 67f.) Schwab, S. 585f. Die trübe Quelle ist Demlers „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben" (S. 68f.). Der Bericht, daß Vorübergehende den Dichter bei seiner nächtlichen Arbeit beobachten konnte, braucht nicht auf Erfindung zu beruhen (vgl. Anm. zu Nr. 328); indessen hat Schwab wohl mit Recht den Vorgang im Gartenhaus lokalisiert, während Demler nur die Jenaer Stadtwohnung nannte.

276. (S. 68.) Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Eckermann III, 205f. — Schrön, der Direktor der Jenaer Sternwarte, die seit 1812 im ehemals Schillerschen Garten ihren Sitz hat.

277. (S. 69.) Döring, Schillers Leben 1822, S. 196. Die Quelle ist, wie ich erst nachträglich feststellen konnte, Demler, Scenen und Charakterzüge, Stendal 1805, S. 97. — Der Buchhändler könnte, wenn der Erzählung überhaupt Glauben zu schenken ist, der in Nr. 277 genannte Berliner Verleger Sander sein, obwohl die „nicht weit von Weimar gelegene Stadt" eher auf Leipzig oder Halle hindeuten würde.

278. (S. 69.) Der Brief aus dem Jahr 1797 ist ohne genaueres Datum von Wurzbach, Schillerbuch S. 285, Marg. 2866 mitgeteilt; vorher in der Bamberger „Politischen Wochenschrift", und in der „Bohemia" 1856 Nr. 756. Wenn wir in Sander den nach dem vorausgehenden Bericht zurückgewiesenen Verleger zu erblicken hätten, so wäre die Animosität seines Berichtes erklärt. Sander ist 1800 wieder in Weimar gewesen, während Schiller in Ettersburg war; 1802 hat er ihn mit seiner Frau besucht und daran Verlagsanerbietungen geknüpft (Urlichs, Briefe an Schiller S. 494ff.) Vgl. auch Nr. 366a (S. 389 dieses Bandes). Die Romantiker freuten sich damals über die schimpfliche Behandlung, die er in Weimar erfuhr. (Waitz, Caroline 1882, S. 89; Aus Schellings Leben I, 376).

279. (S. 70.) Goethe im Gespräch mit Eckermann.

Eckermann I, 172f.

280. (S. 70f.) Aus den Aufzeichnungen von Friedrich Soret.

Nach den Originalien im Weimarer Großherzogl. Hausarchiv mir mitgeteilt von Prof. C. Schüddekopf. Vgl. Burkhardts

deutsche Ausgabe von „Goethes Unterhaltungen mit Friedrich Soret“ (Weimar 1905) S. 96 und 113. Eckermann verwertet die erste Aufzeichnung unter dem 8. März und 5. April (III, 304. 337). Zu Schillers Praxis als Redakteur des Musenalmanachs vgl. Seuffert, „Ein Pröbchen aus Schillers Redactionsbureau“ und „Gedichte Hölderlins“ (Vierteljahrsschr. f. Litteraturgesch. 2, 159f. 4, 599ff.).

281. (S. 71.) Kunst und Alterthum V, 2 (1825), 172. Im ersten Hefte (1824) hatte Goethe Briefe Schillers aus dem Jahre 1802 veröffentlicht, darunter auch den Brief vom 20. Februar, der vielleicht den Anstoß zu dieser Erinnerung gab. Auf Goethes Äußerung, die Philosophie zerstöre bei ihm die Poesie; er könne sich nie rein spekulativ verhalten, sondern müsse gleich zu jeder Sache eine Anschauung suchen und in die Natur hinausfliehen, erwiderte Schiller an dieser Stelle: „Es ist eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Ihre anschauende Natur mit der Philosophie so gut verträgt und immer dadurch belebt und gestärkt wird.“

282. (S. 71f.) Aus Goethes Annalen (1797).

Weimarer Ausgabe I, Bd. 35, S. 76f.

283. (S. 72.) Urlichs, Charlotte v. Schiller u. ihre Freunde I, 343.

284. (S. 72—74.) Aus den Erinnerungen von Gerhard Friedrich.

Frankfurter Konversationsblatt 1859, Nr. 265, S. 1058f. Danach Minor, Euphorion XII, 759.

285. (S. 74.) Waitz, Caroline I, 211.

286. (S. 74.) Aus Ludwig von Wolzogens Memoiren.

Hsg. v. A. v. Wolzogen (Leipzig 1851), S. 13f. Im folgenden erwähnt W., daß Schiller seine Schrift „Zwei Einfälle in das südliche Frankreich . . .“ „stilistisch etwas aufgestutzt habe.“ Vgl. auch Archiv 9, 560ff.

287. (S. 75f.) Nach den Erinnerungen von Joh. Baptist Lacher.

Lachers Aufzeichnungen „Philosophischer Überblick meines Lebens seit 1776 bis 1808" befanden sich bis 1876 im Besitz eines Neffen Lachers, des Gerichtsschreibers Kösel in Kempten. Das Manuskript scheint verschollen; meine Anfragen in Kempten, wo mir Herr Dr. Huber, Inhaber der Köselschen Verlagsbuchhandlung, und in Stuttgart, wo mir Dr. Eduard von der Hellen Auskunft gab, blieben ergebnislos. Ich muß mich also mit Wiedergabe des Auszuges begnügen, den Wilh. Vollmer im Briefwechsel zwischen Schiller u. Cotta (Stuttgart 1876), S. 316f., mitteilte.

288. (S. 77.) Vollmer, Briefw. zw. Schiller u. Cotta S. 319.

289. (S. 77.) Archiv 11 (1882), S. 563.

290. (S. 78.) Aus Briefen von Goethe.

Weimarer Ausgabe IV, 13, 156 u. 170. Die neue Küche lag abseits vom Wohnhause in der Nordwestecke des Gartens. Vgl. Litzmann, Schiller in Jena, S. 119.

291. (S. 78.) Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich Freiherrn v. Stein, hsg. v. Ebers und Kahlert. Leipzig 1846, S. 142.

292. (S. 79). Briefe von Jean Paul an Otto, hsg. v. Nerrlich, S. 101.

Eine andere Äußerung vom 2. Sept. 1798 (Nerrlich, S. 79): „Schiller säuft 6 Loth Kaffee auf 1 Tasse und braucht Malaga und alles — nicht jeder ist im Kaffee so mässig als ich." — Charl. v. Kalb, die auch hier die Quelle sein wird, hat überhaupt durch ihre Übertreibungen viel Falsches in die Welt gesetzt. Am 3. Mai 96 schreibt Frau v. Stein an Charlotte Schiller: „Es ist recht possierlich, daß die Kalb nicht die gehörigen Worte zu ihren Gedanken finden kann; man sollte meinen, Schiller

trüge ein hären Hemd und geißelte sich." (Urlichs, Charlotte II, 308.)

293. (S. 79.) Über den Versuch, das Traumprincip in die deutsche Dichtkunst einzuführen. Falks Elysium und Tartarus 1806, Beil. z. Nr. 28, S. 114 (6. April). — Am 27. Januar weiß Jean Paul in einem Briefe an Otto zu erzählen, daß er bis um zwölf Uhr Nachts mit Schiller gestritten habe (Nerrlich, S. 100).

294. (S. 80f.) Aus Goethes Annalen.

Weim. Ausg. I, Bd. 35, S. 82—84.

S. 80, Z. 15: Im Morgenblatt 1815 erschien der Aufsatz „Über das deutsche Theater"; vgl. Nr. 313.

295. (S. 81—85.) Erste Aufführung von Wallensteins Lager und der Piccolomini.

Verfasser ungenannt, vielleicht, wie in Nr. 322, Cäcilie. Erster Druck: Morgenblatt 1822, Nr. 223, S. 891; Nr. 224, S. 895; Nr. 225, S. 899. Dann, mit mehrfachen stilistischen Änderungen in Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst 1840, S. 134—145. Unser Text gibt die zweite Fassung. Das Morgenblatt fährt auf S. 82, Z. 9 fort: „Sie ist endlich verschollen, wie so manches andere Schöne, das Lager selbst hat das Interesse verloren, seitdem man zu sehr die ernste Wirklichkeit jener heitern Abspiegelung kennen lernte; auch werden die Rollen meistens von secondären Schauspielern gespielt, statt daß damals, als es erschien, auf vielen Bühnen die ersten Künstler sich nicht für zu vornehm hielten, auch die kleinen Rollen darin zu übernehmen, wodurch das lebendige Stückchen freylich ein anderes Ansehen gewann, und mehr zu einen Ganzen wurde, als es jetzt geschieht." Dagegen fehlt im Morgenblatt die Stelle S. 83, Z. 7 v. u. bis S. 84, Z. 11, die erst nach Herausgabe des Goethe-Schillerschen Briefwechsels mitgeteilt wer-

den konnte. — Zum Komponisten des Reiterliedes vgl. Nr. 295a S. 384f. und Anm.

296. (S. 85f.) Böttiger über „Wallensteins Lager".
Abendzeitung 1819, Nr. 38.

297. (S. 86.) Aus den Denkwürdigkeiten von Friedrich Ludwig Schmidt.
Hsg. v. Uhde, Hamburg 1875, I, 83.

298. (S. 86—88.) Aus den Erinnerungen von Heinrich Steffens.
Was ich erlebte. Vierter Band. Breslau 1841, S. 109—113.

299. (S. 88f.) Vgl. Nr. 284. Frankfurter Konversationsblatt 1859. Nr. 266. Danach Euphorion XII, 760f.

300. (S. 89.) Schwab S. 630, nach schriftlicher Mitteilung von Gries.

301. (S. 89f.) Weim. Ausg. IV, Bd. 14, S. 96f.

302. (S. 90f.) Aus Briefen von Charlotte Schiller.
Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. I, 344f. Hennes, Andenken an Bartholomäus Fischenich. Stuttg. u. Tüb. 1841. S. 51f. 55. Danach Hennes, Fischenich und Charlotte v. Schiller. Frankf. a. M. 1875. S. 47f.

303. (S. 91.) Raich, Dorothea v. Schlegel I, 16.

304. (S. 92.) Raich I, 94.

305. (S. 92.) Waitz, Caroline I, 272.
Das Gedicht der Amalie v. Imhoff: Die Schwestern von Lesbos. — Im Gegensatz zu den Romantikern schrieb Heinr. v. Gleichen-Rußwurm in sein Tagebuch: „Das Lied von der Glocke hat uns zu Thränen gerührt," (Jugend 1899, Nr. 52, S. 864) und noch überschwenglicher Caroline v. Wolzogen: „Kein ferner Gott, ein Wesen meines Geschlechtes konnte eine Reinheit des Geistes erringen, der auch ich, der wir alle zustreben, dem Erhabenen entgegen." (Marbacher Schillerbuch II, 84f.)

306. (S. 92f.) Holtei, Briefe an Tieck III, 298f.

Vgl. dazu Adele Schopenhauer an Goethe, 3. Jan. 1830 (Goethe-Jahrb. 19, 76): „Gegen Schiller scheint er [Schlegel] gereitzt, man spricht von Briefen Schillers, die Er drucken lassen will, man hat ihm jedoch abgerathen von mehreren Seiten."

Schlegel rächte sich mit den hämischen „Scherzgedichten" im Wendtschen Musenalmanach f. 1831–32. Aber schon vorher war seine Stellung gegenüber Schiller mißgünstig, wie nicht nur seine literarischen Urteile (vgl. Alt, Schiller u. d. Brüder Schlegel, S. 103), sondern auch die Geschichte beweist, die er im Frühjahr 1827 den Brüdern Grimm in Kassel erzählt hat: „Göthe behandelte den kränklichen, oft launischen Dichter wie ein zärtlicher Liebhaber, that ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Göthes kräftige Natur durch und einmal, als eben die Maria Stuart bei Schiller besprochen war, rief Göthe beim Nachhausegehen: mich soll nur wundern, was das Publicum sagen wird, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich ihre Avantüren vorwerfen!" (Wilh. Grimm an Meusebach 22. April 1827, Briefw. S. 69. Vgl. Reinh. Steig, Goethe u. d. Brüder Grimm. Berlin 1892. S. 209.)

307. (S. 93.) Goethes Briefwechsel mit Zelter, hsg. v. Riemer. Bd. 6 (1836), S. 319f.

308. (S. 93f.) Goethe im Gespräch mit Boisserée.

Sulpiz Boisserée. 1. Bd. S. 25. Danach v. Biedermann, Goethes Gespräche III, 190f.

309. (S. 94f.) Aus den Erinnerungen von Abeken.

Goethe in meinem Leben, hsg. v. A. Heuermann. Weimar 1904. S. 208 u. S. 49.

310. (S. 95f.) Aus Briefen von Heinr. Voß an Christ. Niemeyer.

Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen, hsg. v. Abr. Voß. Heidelberg 1834. S. 41f. 54f.

Weimar (1799—1805).

311. (S. 97 ff.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 181—184.

Über die Wallensteinvorstellung in Gegenwart des preußischen Königspaares berichtet ein Brief der Prinzessin Therese v. Thurn u. Taxis, der zweitältesten Schwester der Königin Luise, vom 8. Juli 1799, mitgeteilt v. Bailleu, Goethe-Jahrb. XXII, 109 ff.: La pièce qu'on donnait était Wallsteins Tod de Schiller, suite de Wallsteins Lager et des Piccolomini. Herder me dit de cette pièce: hier ist jeder Akt was sonst der fünfte ist, y avait-il là de quoi piquer ma curiosité? En effet, rien n'est plus intéressant que cette pièce; l'entreacte ne le fut pas moins, on nous présenta Goethé, Schiller et Wieland.

312. (S. 99.) Briefe eines ehrlichen Mannes bey einem wiederholten Aufenthalt in Weimar. Deutschland 1800. S. 27.

313. (S. 99—102.) Ein Vorsatz Schillers, und was daraus erfolget.

Verfasser: Goethe. Morgenblatt 1815, Nr. 85 (10. April) unter dem Haupttitel „Über das deutsche Theater."

314. (S. 102 f.) Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe. II, 295.

315. (S. 103.) Aus Genasts Erinnerungen.

Tagebuch eines alten Schauspielers I, 90 f.

316. (S. 104 f.) Erinnerung eines Greises von 83 Jahren über das Leben und Wirken Schillers in Weimar in den Jahren von 1787—1804.

Handschriftliche Einzeichnung in das Album des Weimarer Schillerhauses. Unterschrift: Wilhelm Schumann pens. Landsch. Cass. Calculator. Vgl. Rank, Schillerhäuser. S. 172. Hier nach Abschrift von Professor Ed. Scheidemantel, der Teile aus den Aufzeichnungen Schumanns auch in einem Aufsatz „Schillers erste Woh-

nungen in Weimar" (Stunden mit Goethe VI, 1. S. 50f.) mitgeteilt hat.

317. (S. 105f.) Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.

Nach der im Besitz von Frau A. Lanz befindl. Handschrift. Vgl. Anm. zu Nr. 213. Die zweite Stelle, die sich unter den Handschriften nicht mehr findet, hat Ernst Müller, Schiller, Intimes aus seinem Leben. Berlin 1905, S. 130, zum Abdruck gebracht.

318. (S. 107f.) Aus Briefen von Charlotte Schiller.

Urlichs, Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. Stuttg. 1860. I, 378. 456. 379f.

319. (S. 108—112.) Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers von Genast. I, 109—115.

320. (S. 112.) Böttiger über Maria Stuart.

Minerva. Taschenbuch für 1813. S. 16f.

321. (S. 112f.) Goethe im Gespräch mit Eckermann. III, 189f.

322. (S. 113—116.) Erste Aufführung der Maria Stuart in Weimar am 14. Juni 1800.

Verfasserin: Cäcilie, d. h. Amalie v. Voigt, geb. Ludecus. Zeitung für die elegante Welt. 1823. Nr. 49, S. 385ff. (als Bruchstück einer noch ungedruckten Schrift: „Weimarische Denkwürdigkeiten aus der Blüthenzeit dieser Stadt"). Danach mit geringfügigen stilistischen Änderungen, Weimars Album 1840, S. 149. Ich gebe die zweite Fassung und verzeichne die wichtigsten Varianten der ersten.

S. 114, Z. 5 v. u.: ... Wirkung thun werde, wenigstens seiner Einsicht nach, wenn erst nach und nach ....

S. 115, Z. 6: eilf Uhr] die Mitternacht.

Z. 14f.: bei'm Beginn der Morgenröthe] bei Sonnenschein.

Die Fortsetzung handelt von der Aufführung des Stückes.

323. (S. 116f.) Nach dem in Böttigers Nachlaß auf d. Königl. Bibl. zu Dresden befindl. Original abgedruckt von Bor-

berger, Archiv 6, 274f. Vorher hatte Böttiger einen Teil dieses Briefes im Taschenbuch Minerva 1813, S. 68 mitgeteilt.

324. (S. 117f.) Aus der Selbstbiographie von Balthasar Bang.

Mitget. v. Bobé, Euphorion XII (1905), S. 163f. Der dänische Dichter (1779—1856) überbrachte Schiller am 15. Juni 1800 einen Empfehlungsbrief des Rudolstädter Oberhofmarschalls v. Wolzogen.

325. (S. 119.) Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen v. Heinr. Schmidt (1856), S. 97f.

Schmidt hatte von Jena aus mit andern Studenten zusammen die erste Aufführung der „Maria Stuart" am 14. Juni 1800 besucht.

326. (S. 119f.) Aus Abekens Aufzeichnungen.

Goethe in meinem Leben, hsg. v. A. Heuermann. Weimar 1904. S. 56f.

327. (S. 120–122.) Aus Dörings Biographie. 1822. S. 164. 193f.

D. schöpft größtenteils aus dem Buch Demlers, das hier vielleicht nicht ganz im Unrecht ist. (Vgl. Anm. zu Nr. 269 und 328.) Charlotte (I, 112) schreibt zwar zu der ersten Notiz: „Schiller ging nie um zu meditieren im Park herum; er ging überhaupt zu wenig." Doch wird sein Aufenthalt am römischen Hause durch Christel v. Wurmb (vgl. Nr. 355, S. 144) bestätigt; auch Schwabe in seinen „Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit" erzählt (S. 27): „Wenn er durch die Straßen oder durch den Park ging, wurde er von jedem Begegnenden auf das ehrfurchtvollste gegrüßt, und so mancher brave Bürgersmann blieb noch lange mit der Mütze in der Hand stehen, dem allgemein beliebten und verehrten Mitbürger nachblickend." — Das wenig empfehlende Äußere, das nach Demler in Schillers

steifem Gang begründet war, bestreitet Charlotte gleichfalls; vgl. Nr. 443. Über Dörings Biographie schreibt sie in einem Blatt, das im Marbacher Schillermuseum erhalten ist: „Seine Unkenntnis der Literatur, wie die Armut Lebensverhältnisse zu empfinden und zu würdigen, bezeugt, wie wenig sich ein solcher Mensch zu einem Biographen aufdringen sollte."

328. (S. 122–124.) Bruchstücke aus Schillers Charakteristik.

Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 99. Sp. 789—92. Ein Auszug aus Oemlers Buch: „Schiller, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem spätern Leben", das ich mir erst nachträglich zugänglich machen konnte. Die hier mitgeteilten Stellen befinden sich dort S. 57f. 60. 68. 78. Sie sind nachmals wörtlich in die „Biographie Schillers" von J. K. S. [Khünl], Wien 1810, übergegangen. Schon die Zeitung für die elegante Welt hob in Nr. 98, Sp. 780 einzelne Unrichtigkeiten des Oemlerschen Buches hervor, das bald allgemeine Ablehnung erfuhr (so schon im Freimüthigen 1805, Nr. 168), aber noch auf lange hinaus für die Schillerbiographie eine indirekte Quelle bildete. Charlotte v. Schiller berichtigt in einer Aufzeichnung des Jahres 1806 (Urlichs I, 110—114) die hauptsächlichsten Irrtümer. Als sie in Dörings Biographie 1822 eine von Oemler Schiller in den Mund gelegte Äußerung über seine Menschenliebe: „Ich kann niemand beleidigen. Wenn ich nur alle Menschen mit ihrem Loose zufrieden wissen und sehen sollte," wiederholt findet, schreibt sie auf einem im Marbacher Schillermuseum befindlichen Blatte: „Schiller hat nie so eine Kotzebue ähnliche Äußerung gethan. Er handelte lieber, ohne zu sprechen, und fühlte die Größe und Tiefe des Lebens, wie sein hoher Geist es nur vermochte." Indessen stimmt der Bericht von Heinr. Voß in einem Briefe an Boie mit Oemler ziemlich überein (vgl. S. 248). — Daß Oemler Schiller als brünett bezeichnet und ihm eine griechische Nase zuschreibt, daß er das Lied an die Freude im Jenaer Garten-

haus entstehen, die Xenien in einem freundschaftlichen Zirkel improvisieren und von einem jungen Gelehrten aus dem Gedächtnis aufzeichnen läßt, daß er eine rührungtriefende Geschichte von Schillers Klage um Klopstocks Tod erfindet und ihn auch über Klingers [† 1831] Tod klagen läßt, sind krasse Beispiele seiner Unkenntnis. Dabei ist doch nicht alles völlig aus der Luft gegriffen; es finden sich auch richtige Tatsachen mitgeteilt, und Charlotte selbst muß zugeben, daß er „dann und wann nicht unwahr sah, wenn er auch unwahr spricht" (I, 114). Ich gebe nur diese Probe; die Äußerung über den deutschen Rhein ist, auch wenn sie erfunden sein sollte, im Jahr 1805 auffallend; Schillers antinapoleonischen Patriotismus belegt übrigens auch Caroline v. Wolzogen (Nr. 331, S. 129 f. dieses Bandes). Betr. das französische Bürgerdiplom fügt Demler (S. 59) noch hinzu: „Schiller verargte das Klopstocken sehr, was er gethan hatte, als ihm die National-Versammlung in Paris das Bürgerdiplom zugesandt hatte. Man kann ja auch, sagte er, das Geschenk, was man nicht gern will, auf andere Weise ungeschenkt machen? War es doch immer ein Beweis, daß man ihn auch in Frankreich kannte und achtete — und was hat der Gelehrte mit der Politik, und den Staatshändeln zu thun??"

329. (S. 125.) Goethe im Gespräch mit Eckermann. III, 66; I, 253.

330. (S. 126 f.) Goethe in Gesprächen mit Soret.

Nach dem Original im Großherzogl. Hausarchiv zu Weimar; Abschrift von Professor Schüddekopf. Das erste Gespräch gibt Soret in s. Besprechung Eckermanns (Bibliothèque universelle de Genève. N. S. 4. [1836]) mit einigen kleinen Abweichungen wieder; vgl. Geiger, Euphorion 9, 730.

331. (S. 127—133.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 191—204.

S. 131. Carolinens Darstellung von Schillers Einfluß auf

die Theaterleitung wird bestätigt durch Gotthardi, der freilich erst nach Schillers Tod zum Weimarer Theater in Beziehung trat. Er schreibt (Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit. Überliefertes und Selbsterlebtes. 1865. Bd. 1. S. 71 f.): „Hielt sich auch Schiller, als Lehrer der Schauspieler, so zu sagen, mehr im Hintergrund, und ertheilte er bei Theaterproben, bei denen er sich in der Regel still zuhörend verhielt, ihnen nur gelegentlich und privatim auf der Bühne, wohin er sich dann begab, diese und jene Winke und Anleitungen zur Vervollständigung dessen, was er in Leseproben auf seinem Zimmer bereits bemerkt hatte: so hat sein Wirken doch eine tief eingreifende Bedeutung und die Anstalt ihm unglaublich viel zu verdanken gehabt." — S. 132. Über die unterbliebene Säkularfeier schreibt Friedrich Schlegel an seinen Bruder August Wilhelm (Walzel S. 450) aus Jena vom 15. September 1800: „Man hat in Weimar große Festlichkeiten anstellen wollen fürs — neue Jahrhundert. Aber so eben hat es der Herzog einstellen lassen, wegen der traurigen Lage die das Römische Reich noch im alten Jahrhundert erfahren hat. Schiller der das neue Jahrhundert unterdessen sehr lieb gewonnen, hat vor Aerger sehr bedenkliche Krämpfe bekommen." Vgl. Schillers Brief an Körner vom 5. Januar 1801.

332. (S. 133.) Aus den Erinnerungen von Abeken. Goethe in meinem Leben, hsg. v. Heuermann. S. 181.

333. (S. 134 f.) Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe. II, 10—12.

334. (S. 135.) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, hsg. v. Riemer. Bd. 6, S. 55.

335. (S. 136—146.) Erinnerungen aus Schillers Gesprächen im Jahr 1801, als ich in Weimar war.

Nach dem Originalmanuskript aus Abekens Nachlaß mitgeteilt von Heuermann in der Ausgabe von Abekens „Goethe in meinem Leben" S. 189—202. Caroline v. Wolzogen gibt in

ihrer Biographie (II, 204—223) die Gespräche in redigierter Form. Die Zuverlässigkeit dieser Aufzeichnungen darf nicht in Zweifel gezogen werden; doch muß die Datierung als unrichtig gelten. Vom 5. März bis 1. April 1801 weilte Schiller in Jena und bestellte in mehreren Briefen Grüße an Christel nach Weimar. Auch war am 1. März 1801 kein Theater (vgl. S. 137), während am 1. März 1802 Gemmingens „Deutscher Hausvater" gegeben wurde (Burkhardts Ausg. des Repertoires, S. 43). Ich habe die Gespräche trotzdem in dem durch Carolinens Einführung (Nr. 331, S. 133) gegebenen Zusammenhange belassen und nicht gewagt, sie mit Bestimmtheit auf das Jahr 1802 umzudatieren (so schon Urlichs, Charlotte, Bd. 3, S. IX). Trotz aller Wahrscheinlichkeit findet sich kein sicherer Beleg dafür, daß Christel ein Jahr später noch im Schillerschen Hause weilte. Man könnte sogar sagen, daß dann auch Zelter bei seinem Besuch im Februar 1802 sie kennen gelernt hätte. Als aber Schiller am 28. Febr. 1803 die junge Sängerin an Zelter nach Berlin empfiehlt, erwähnt er eine solche Bekanntschaft nicht.

336. (S. 146.) Von C. v. W. aufgezeichnet.

Nach Christiane von Wurmb von Charlotte von Schiller niedergeschrieben. Vgl. Minor, Schillerarchiv. S. 112 f.

337. (S. 146 f.) Weitere Mittheilungen über Schiller und seine Familie.

Abeken, Goethe in meinem Leben. S. 203 f.

338. (S. 147.) Charl. v. Schiller und ihre Freunde. Bd. 1, S. 458 f.

Goethe war im Januar 1801 schwer erkrankt. „Die Schillern und ich haben schon viele Thränen die Tage her über ihn vergossen" schrieb Charlotte v. Stein am 12. Januar an ihren Sohn.

339. (S. 148.) Mitgeteilt von Boxberger, Akademische Blätter. 1884. S. 354.

Vom 5. März bis 1. April blieb Schiller in Jena. Auf diesen Aufenthalt und auf die Wiederholung vom 2. bis 7. Oktober

1803 scheinen die Erinnerungen des Erlanger Rektors Ludwig Döderlein (geb. 1791), der bis 1804 im Hause seines Stiefvaters Fried. Imm. Niethammer lebte, zurückzugehen. Er erzählt in seiner „Festrede an Schiller's hundertjährigem Geburtstag" (Erlangen 1859) S. 4f.: „Noch seh' ich ihn, den leutseligen Freund meines elterlichen Hauses, so lebhaft als wär' es gestern, wie er, ein hochgewachsener, etwas hagerer Mann an der Fensterbrüstung lehnte und auf das freundlichste bald zu den Meinigen, bald zu dem zehnjährigen Knaben sprach, immer mit auffallend gesenktem Haupte, so, wie ihn die Mehrzahl seiner berühmtesten Bildnisse darstellt, aber nicht völlig treu darstellt; denn in ihnen macht diese seine Gewohnheit den Eindruck einer Schwäche oder Müdigkeit, im grellen Widerspruch mit der militärischen Haltung, die ihm aus seiner Jugendzeit eigen geblieben; in der Wirklichkeit war es nur seine Milde und Freundlichkeit, die sich durch jene Senkung des Hauptes kund gab, sinnbildlich, als wolle er jedem, zu dem er spräche, freundlich entgegenkommen oder sich zu ihm herablassen; und ein natürliches Wohlwollen, das stets um seinen Mund spielte, bürgte dafür, daß dieß keine vornehme Herablassung war, die durch das Bewußtsein der Ueberlegenheit zugleich auch demüthigt. Den guten Mann ließ seine Erscheinung noch früher erkennen als den großen Mann. Meines Entsinnens verhielt er sich auch in Gesellschaft trotz seiner Mittheilungsgabe doch mehr schweigsam als redselig, nach der Art seines kernhaften Volksstammes, dessen gründlich gebildete Söhne so gern mehr zu sein als zu scheinen wünschen, und es vorziehn im stillen zu denken und zu fühlen, als sich hören zu lassen und sich selbst sprechen zu hören. Ja, eine edle Schüchternheit lag in seinem Wesen, die ihn ebenso schön kleidete wie jenen ebenbürtigen Meister neben ihm dessen achtunggebietende Erscheinung . . . .

Säß' ich nur im traulichen Freundeskreise, kaum könnt' ich

der Versuchung widerstehn, mich in weiterer Mittheilung persönlicher Erlebnisse zu ergehen; mit einer Art Ruhmredigkeit zu erzählen, wie Schiller mit lächelnder Bereitwilligkeit sich herabließ, dem neugierigen, durch seine Güte keck gemachten Knaben die Geheimnisse seines Arbeitstisches zu verrathen, in welcher Art er die Geschichte Tells auf die Bühne bringen, ob er den grausenhaften Apfelschuß zur Anschauung kommen oder nur erzählen lassen werde; allein ich will nicht vergessen, daß ich nur zu seiner, keineswegs zu meiner Ehre zu sprechen befugt bin . . . ."

340. (S. 148.) Aus Abekens Aufzeichnungen.

Goethe in meinem Leben, hsg. v. Heuermann. S. 58.

Farbenerscheinungen: Bei der ersten Gesellschaft im Griesbachschen Hause (vgl. Nr. 326, S. 120 dieses Bandes) hatte Goethe der Gesellschaft „in mannichfaltigen farbigen Bändern und Blumen das Phänomen der sich gegenseitig erzeugenden, physiologischen Farben" gezeigt.

341. (S. 149.) Der erste Abdruck von R. Boubée, Camille Jordan à Weimar, Correspondant 25. novembre 1901, p. 722 blieb mir unzugänglich; ich folge Baldensperger, Schiller et Camille Jordan. Etudes sur Schiller 1905, p. 120f. — Der Brief gehört eigentlich hinter Nr. 321 auf S. 113.

342. (S. 149ff.) Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen von Heinr. Schmidt. (Leipzig 1856.) S. 98—101.

343. (S. 151.) Schwab, Schillers Leben. S. 679. Der Gewährsmann ist vielleicht Gries.

344. (S. 151.) Aus den Aufzeichnungen der Gräfin Henriette v. Egloffstein.

Goethe-Jahrbuch 6, 75.

345. (S. 151f.) Böttiger über die Jungfrau von Orleans.

Abendzeitung, hsg. v. Theod. Hell. Dresden 1817. Nr. 216.

Beilage. — Weitere Aufzeichnungen Böttigers, bringt Nr. 346a auf S. 386ff.

346. (S. 152.) Aus den Erinnerungen von Rochlitz.

Denkmale glücklicher Stunden I, 206f. Danach Boxberger, Akademische Blätter v. Sievers 1884, S. 616. Die Tagebuchaufzeichnungen von Rochlitz über Unterredungen mit Schiller sind verloren gegangen; doch sind sie von Böttiger verwertet worden. Mit Bezug auf Böttigers Aufsatz über Tell in der Minerva für 1815 schreibt Rochlitz an Böttiger 24. Jan. 1815: „Das was ich aus Schillers Munde in einer Anmerkung zu einem Aufsatz des 1. Theils der Denkmale beybrachte, haben Sie mit Recht übergangen, da es nur bestätigt hätte, was einer weitern Bestätigung nicht bedurfte.“

347. (S. 153f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 223—26.

348. (S. 154f.) Köpke, Ludwig Tieck, Bd. 1, S. 257—259. Zu Tiecks späterer Meinung von Schiller vgl. Aus d. Leben Theod. v. Bernhardis II, 120 (am 6. Mai 1852): „Von Goethe und Schiller spricht er nicht leicht anders als tadelnd.“

349. (S. 155f.) Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller. Vgl. Anm. zu Nr. 213.

350. (S. 156.) Charlotte v. Schiller und ihre Freunde. III, 54.

351. (S. 156f.) Goethe-Jahrbuch 4, 264.

352. (S. 157f.) Originale auf der Königl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden.

353. (S. 158—161.) Aus Grubers Biographie (1805). S. 49—56.

354. (S. 161.) Aus den Erinnerungen von Seume.

Mein Sommer im Jahre 1805, Ausg. v. 1851, S. 135f. Die Audienz in Paulowsk fand am 6. Juli 1805 statt; Seumes Besuch in Weimar, in Gesellschaft von Schnorr und Robinson, Ende November 1801.

355. (S. 162.) Planer und Reißmann, Joh. Gottfr. Seume. (Leipzig 1898.) S. 306.

356. (S. 162—64.) Aus Robinsons Erinnerungen.

Nach einer mir durch Herrn L. L. Mackall vermittelten Abschrift der Originalaufzeichnung, die sich in Dr. William's Library zu London befindet. Der Druck: Diary, Reminiscences, and Correspondence of Henry Crabb Robinson ed. Sadler. London 1869 I, 114 weist mancherlei stilistische Änderungen auf; auch Zusätze, die vielleicht aus anderen Aufzeichnungen Robinsons stammen; z. B.: „I beheld Schiller a great part of the evening leaning over the ducal box and chatting with the family." — In Eitners deutscher Übersetzung (Ein Engländer über deutsches Geistesleben. Weimar 1871). S. 197 ff.

357. (S. 163 f.) Henry Crabb Robinson an J. Robinson. Nach einer durch Mr. L. L. Mackall vermittelten Abschrift des Originals.

358. (S. 164 f.) Abeken, Goethe in meinem Leben, hsg. v. Heuermann. S. 209.

359. (S. 165.) Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, hsg. v. Riemer. 1834. Bd. 6. S. 65 f.

Das Mittagessen zu Ehren Zelters fand nach Goethes Tagebuch am 24. Februar 1802 statt; am 28. Februar rühmt Schiller seine Komposition des „Taucher" in einem Brief an Körner.

360. (S. 166.) Zelter im Gespräch mit Kanzler v. Müller.

Goethes Unterh. mit d. Kanzler F. v. Müller. 3. Aufl. v. Burkhardt. S. 93 f.

361. (S. 166 f.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 226 f.

Über die Art, wie Schiller sich Stimmung zum Arbeiten verschaffte, scheint vielerlei im Umlauf gewesen zu sein. Beispielsweise schreibt die chère mère am 24. August 1803 an ihre Tochter Charlotte: „Die Vizthum hat erzählt, daß, wenn Schiller

so was [wie die Braut v. Messina] arbeitete, ließe er die Stube mit schwarzen Vorhängen behängen."

362. (S. 167—171.) Aus Goethes Annalen.

Weimarer Ausgabe I, 35. S. 120—172. Ausführlicher berichtet über den 5. März Falk (Goethe aus näherm persönl. Umgange dargestellt) und Gräfin Henriette v. Egloffstein (Goethe-Jahrbuch 6).

S. 170, Z. 1: „Das unterbrochene Opferfest" hieß eine Oper in 2 Akten von Winter, die in Weimar seit 1797 viel gegeben wurde.

363. (S. 171 f.) Goethe im Gespräch mit Eckermann. III, 195—197.

364. (S. 172 f.) Aus der Erinnerung von Veit Hanns Schnorr v. Carolsfeld.

Unter der Überschrift „Schiller der Kinderfreund" in „Schiller's Album". Stuttgart 1837. S. 207.

365. (S. 173.) Briefe von Charlotte v. Kalb an Jean Paul und dessen Gattin, hsg. v. P. Nerrlich. Berlin 1882. S. 86.

366. (S. 173—175.) Aus Briefen von Charlotte Schiller.

Charlotte v. Schiller und ihre Freunde I, 347 f. 350. 467 f.

367. (S. 175.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie II, 228 f.

Zu Schillers Adelserhebung vgl. Wurzbachs Schillerbuch, Marg. 2401—2405, wo Urkunden und Wappen wiedergegeben werden. Dazu Koegler, Wie Schiller geadelt wurde. Deutscher Herold 36, S. 223—29. Löschhorn, Zeitschrift für deutschen Unterricht 12.

368. (S. 175 f.) Schwab, Schillers Leben. S. 709.

369. (S. 176.) Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller. Vgl. Anm. zu Nr. 213.

370. (S. 177 f.) Aus Briefen von Heinr. Voß d. J.

Der Brief an Niemeyer in den „Zeitgenossen", 3. Reihe Bd. 2, IX. Heft, S. 85 f. u. 88 f.; der an Hellwag im Eutiner Gymnasialprogramm 1864.

371. (S. 178.) Briefe von Johann Heinr. Voß, hsg. v. Abraham Voß III, 1 (Halberstadt 1832), S. 174.

372. (S. 178—182.) Über Voßens Verhältnis zu Schiller und Göthe.

Verfasserin: Ernestine Voß. Druck: Briefe von Johann Heinr. Voß III, 2 S. 43f. 48. 50—53.

373. (S. 182.) Aus Caroline v. Wolzogens Tagebuch. Literar. Nachlaß I, 77.

374. (S. 182—184.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie II, 235—238.

375. (S. 184.) Handschriftliche Einzeichnung in das Album des Weimarer Schillerhauses, unterschrieben „Bernh. Friedr. Voigt, Buchhändler, Begründer und Herausgeber des neuen Nekrologs der Deutschen und des deutschen Regenten-Almanachs". Nach Abschrift von Professor Scheidemantel. Am 5. November 1803 verzeichnet Schillers Kalender „Voigt, Bücherverleiher aus Jena"; beide sind indessen schwerlich identisch. Ein Verzeichnis der Bücher, die Schiller von der Hoffmannschen Buchhandlung in Weimar bezog, hat Leitzmann, Euphorion 6, 144 veröffentlicht.

376. (S. 184f.) Aus Robinsons Erinnerungen. I, 186.

Die von Prof. Schütz dargebrachte Ovation haben Oemler (S. 76f.) und 1823 Döring (S. 176) fälschlich bei Gelegenheit der Jungfrau von Orleans stattfinden lassen.

377. (S. 185f.) Aus Briefen von Heinr. Voß d. J.

Gräf, Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß d. Jüngeren. S. 13. 100f.

378. (S. 187f.) Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers von Eduard Genast. Leipzig 1862 I, 142—144.

379. (S. 188.) Pick, Schiller in Lauchstädt. (Neujahrsblätter, hsg. v. d. histor. Kommission d. Provinz Sachsen. Nr. 23.) Halle 1899. S. 6.

380. (S. 188f.) Menge, Bad Lauchstädt und sein Goethetheater. Halle 1908. S. 65.

381. (S. 189f.) Erinnerung des Schauspielers Graff. Schillers Album. 1837. S. 87f.

382. (S. 190—193.) Erinnerungen des Studenten Ludwig Krahn.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Berlin 1854. S. 136 bis 142. Danach Gubitz, Erlebnisse. 1868. S. 55—59.

383. (S. 194.) Nachwort von Gubitz.

Erlebnisse. S. 59f.

384. (S. 194.) Aus den Lebenserinnerungen Karls v. Raumer. Stuttgart 1846, S. 39f. An die Studentenfahrten zu den Lauchstädter Schilleraufführungen erinnert sich auch noch Boeckh 1859 in seiner Schillerrede (Schiller-Denkmal 1860, Bd. 1, S. 56).

385. (S. 194f.) Aus Föhlischs Erinnerungen an Niemeyer.

Ansichten über Erziehung u. Unterricht in gelehrten Schulen. Eine Auswahl der Schulschriften von Dr. F. G. E. Föhlisch, Großherzogl. Bad. Hofrath u. Direktor des Gymnasiums zu Wertheim. Karlsruhe 1836, S. 369f. Der Einzeldruck war Wertheim 1834 erschienen und enthält diese Stelle auf S. 82. Schillers Besuch im Pädagogium in Halle fällt auf den 8. Juli.

386. (S. 195f.) Schillers Urtheil über Tiecks Minnelieder.

Falcks Elysium und Tartarus 1806, S. 3. Danach Allg. Literatur-Zeit. 1806, Bd. 2, Nr. 109. Jördens Lexikon 3. Bd., S. 610. Schilleriana. Hamburg [1809], S. 73f. Weimarisches Jahrbuch II, 224f. Ein Einsender W. K. [Körte?] bezweifelt in Nr. 24 von „Elysium und Tartarus" die Richtigkeit: „Schiller, das will ich schwören, hat an diesem Urtheil, so wie es dasteht, heilig und gewiß keinen Antheil". Er wird indessen durch die Fußnote der Redaktion: „Doch! es ist wörtlich aus seinem Munde" widerlegt.

Auch über andere Romantiker lautet Schillers Urteil nicht günstig; so schreibt z. B. Heinr. Voß d. J. an Charlotte (Heidelberg, 5. April 1808, Urlichs III, 238), daß Schiller über „Ariels Offenbarungen" von Arnim zu lachen pflegte.

387. (S. 196f.) Warum Herder und Schiller keine Ausgaben auf Velinpapier leiden konnten?

Elysium und Tartarus 1806, Nr. 31. Danach Schilleriana. Hamburg [1809], S. 91.

388. (S. 197.) Handschriftlicher Eintrag im Album des Weimarer Schillerhauses, unterzeichnet Dr. Karl Friedrich Horn, Oberconsist. Rat in Weimar.

389. (197—202.) Abenteuer eines ungarischen Schulmannes mit Goethe, Schiller und Wieland.

Als Verfasser wird der Slovake Andreas Szluchovinyi, Lehrer an der Preßburger protestantischen Bürgerschule, genannt, der zu seiner Ausbildung, wie es bei den Protestanten Ungarns Regel war, eine deutsche Hochschule besuchte. Einer seiner ehemaligen Schüler, der sich L. K. nennt, gab in der Pannonia (Unterhaltungsbeilage der Preßburger Zeitung) 1840, Nr. 84 (20. Oktober) das angebliche Bruchstück aus Szluchovinyis Tagebuch heraus, das er zum mindesten stilistisch redigiert haben wird und dem er das Datum „Weimar, den 20. August 1803" gab. K. J. Schröer, der die Geschichte schon vor 1840 aus mündlicher Überlieferung gekannt haben will (von ihm stammt die Fußnote auf S. 202), druckte die Erzählung mit kritischen Bemerkungen nochmals im fünften Jahresprogramm der öffentl. Oberrealschule der königl. Freistatt Preßburg 1855 ab. Ihm folgte 1859 Wurzbach in seinem „Schillerbuch" S. 288ff. Marg. 2883; dann nochmals Schröer in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins 1889 Nr. 10. — Der Bericht ist in vieler Hinsicht verdächtig. Schiller selbst besaß keinen an der Ilm gelegenen Garten mit Kegelbahn, in dem er als Wirt hätte auftreten können. Man müßte also an-

nehmen, daß Schiller diese Rolle im Scherz spielte und der Vorfall in Goethes Gartenhaus am Stern stattfand, wie Schöll vermutete. Wahrscheinlicher ist es, daß Szl. das Opfer einer Mystifikation wurde.

390. (S. 202f.) Aus Genasts Erinnerungen.

Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers I, 8.

391. (S. 203.) Briefwechsel zwischen Clemens Brentano und Sophie Mereau I, 168f. Sophie Mereau hatte Corneilles „Cid" bearbeitet, doch kam das Stück nicht zur Aufführung. Vgl. Schillers Briefe an Sophie Mereau und an Goethe vom 20. März 1802.

392. (S. 203f.) Schwab, Schillers Leben, S. 717 nach brieflicher Mitteilung von Gries.

393. (S. 204—210.) Aus den Erinnerungen des Kammermusikus Schlömilch.

Sonntags-Beilage zur Weimarischen Zeitung. 9. Nov. 1873 (Nr. 27), S. 105f.

394. (S. 210ff.) Mad. de Staël, De l'Allemagne.

Seconde partie Chap. VIII. Oeuvres complètes. Paris 1820, X, 247f. Charlotte v. Schiller schreibt darüber an Prinzessin Karoline am 15. März 1814 (Urlichs I, 678): „Was sie über Schiller sagt, ist doch sehr schön und wahr. Wir wissen wohl noch etwas anders zu sagen, aber es ist doch als aus ihrer Natur gesprochen, ein hübsches Aperçu."

395. (S. 212f.) Aus Böttigers Aufzeichnungen.

Das erste Stück veröffentlicht von Böttigers Sohn im Morgenbl. 1855, Nr. 28, S. 659; das zweite nach der Handschrift in der Königl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden. — Fernow lernte Frau v. Staël durch Schiller kennen; vgl. den Brief an Böttiger (L. Gerhardt, Carl Ludwig Fernow. Leipzig 1908, S. 153). Böttiger schreibt am 6. Januar 1804 an Nicolai: „Uns entzückt hier die geistreiche Stael, die aus allen Kräften versucht, Goethe

und Schiller vom neuen ästhetischen Schnupfen, wie sie es nennt, zu befreien und deswegen gar ihren Benjamin Constant aus Frankfurt als Gehilfen verschrieben hat." (Akadem. Blätter 1884, S. 359.)

396. (S. 213.) Briefe an Fritz v. Stein, hsg. v. Rohmann. Leipzig 1907, S. 91.

Über dieses Gespräch berichtet auch Frau v. Stein ihrem Sohn Fritz am 16. Dez. 1803 (Briefe v. Goethe u. dessen Mutter an Friedr. Freih. v. Stein, hsg. v. Ebers u. Kahlert, S. 167): „Sie kam gestern Abend mit Schiller in Streit über die Kantische Philosophie, aber leider kann Schiller nicht genug französisch, um sie darüber zu belehren; in den Prachtzimmern im stattlichen Cirkel des Hofes über die Kantische Philosophie disputiren zu hören, kam mir possierlich genug vor. Heute früh haben Wieland und Schiller sie besucht."

397. (S. 214f.) Aus Briefen von Charlotte v. Schiller.

Der Brief an Goethe im Goethe-Jahrbuch IV, 246f.; der an Wolzogen in Caroline v. Wolzogens Literar. Nachlaß II, 220.

398. (S. 215.) Aus dem Tagebuch von Benjamin Constant.

Journal intime ed. Melegari. Paris 1895, p. 7. 12f. Einige Tage später äußert sich Const. anders über den Tell: „La scène de Juan d'Autriche, dans le cinquième acte, ne fait aucun effet. Il y a une foule d'incidents ridicules; par exemple, la destruction d'une Bastille exécutée par un seul homme avec le calme allemand et un petit marteau." Er scheint seine Einwände Goethe gegenüber nicht verhehlt zu haben; denn er schreibt über den Abschied von G.: „Singulier système que celui de ne compter le public pour rien et de dire à tous les défauts d'une pièce: *Il s'y fera!* Au fait, je crois que Goethe n'est pas très fâché des absurdités de Schiller."

399. (S. 216.) Wilhelm v. Humboldts Briefe an eine Freundin, hsg. v. Leitzmann. Leipzig 1909, Bd. 2, S. 304f. Namentlich Goethe hat sich abfällig ausgesprochen; vgl. den Brief Riemers an Frommann vom 11. Jan. 1804: „Die Frau von Staël ist noch immer hier u. scheint sich mit den schönen Geistern, Wieland und Schiller gut zu stehen; wie man in der Stadt sagt, aber nicht mit G. Was daran wahr ist, weiß ich nicht, und will es auch nicht wissen." (Heitmüller, Aus dem Goethehause. Stuttgart 1892, S. 41f.).

400. (S. 216f.) Henr. v. Bissing, Das Leben d. Dichterin Amalie v. Helvig. Berlin 1889, S. 197. Amalie hatte am 17. Dez. 1803 ihre Mutter verloren.

401. (S. 217f.) Aus den „Erlebnissen" von F. W. Gubitz I, 60—62.

Die Erzählung folgt unmittelbar auf Nr. 381.

402. (S. 218ff.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie II, 256—260.

403. (S. 219.) Goethe im Gespräch mit Conta.

Mitgeteilt von Bernh. Suphan, Deutsche Rundschau Bd. 109 (1901), S. 232. Einen kürzeren Bericht Contas über dasselbe Gespräch in einem Brief an seine Gattin Friederike vom 27. Mai 1820 druckt Suphan a. a. O. S. 236f. ab.

404. (S. 222—226.) Aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe. I, 196—198. 305—309. II, 315.

S. 223, Z. 2 v. u.: Goethe hat zuvor seine eigene Art der Naturbetrachtung charakterisiert.

S. 225, Z. 3 v. u.: Zu Schillers Bevorzugung Kotzebues vor den Romantikern, vgl. Nr. 307 (S. 93 dieses Bandes).

405. (S. 226—228.) Aus Briefen von Joh. Heinr. Voß d. J.

An Abeken: Gräf, Goethe und Schiller i. Briefen von Heinrich Voß S. 24f.; an Solger: Archiv 11 (1882), S. 119f.; an Börm: Morgenblatt 1857, Nr. 27, S. 629f.

406. (S. 229—232.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie II, 260—67.

Über die Audienz bei Königin Louise am 13. Mai weiß das Tagebuch der Oberhofmeisterin Gräfin Voß nur zu berichten: M et Mme de Schiller furent présentés, de Weymar (Rodenberg, Deutsche Rundschau 123, 280). — Von dem allgemeinen Interesse für Schiller erzählt Varnhagen v. Ense in seinen Denkwürdigkeiten (II, 63): „Schiller's Anwesenheit erregte große Bewegung; nicht nur in allen Gesellschaftskreisen bemühte man sich um ihn, auch im Theater und auf der Straße vor seiner Wohnung schallte ihm der Jubel entgegen. Leider hab' ich ihn nicht gesehen, ich war gerade verstimmt und mochte die Gelegenheit, die ich besonders bei Fichte sehr gut finden konnte, nicht aufsuchen."

407. (S. 232 f.) Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller. Vgl. meinen kommentierten Abdruck in der Schillernummer der Täglichen Rundschau zum 10. Nov. 1909.

408. (S. 233—236.) Aus den Erinnerungen von Henriette Herz. Hsg. v. J. Fürst. Berlin 1850, S. 205 f. 209—11.

409. (S. 236.) Mitgeteilt von A. Leitzmann, Goethe-Jahrbuch XVII (1896), S. 41.

410. (S. 236 f.) Schiller in Berlin.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. S. 142—144. Unterzeichnet Lr. In seinen „Erlebnissen" Bd. 1, S. 229 f. erzählt Gubitz die Geschichte fast mit denselben Worten und fügt hinzu: „Iffland erzählte dies in einer Abendgesellschaft des derzeitigen Kabinetsrath Beyme, durch diesen ward Werner's Wunsch, nach Berlin versetzt zu werden, betriebsam unterstützt, und im October 1805 erfüllt." — Die Einladung beim Prinzen Louis Ferdinand fand nicht am Tag nach Schillers Ankunft, sondern erst am 5. Mai statt.

411. (S. 238.) Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen von Heinr. Schmidt. Leipzig 1856, S. 202. Die Äußerung Schillers wurde zuerst durch Göckingk, Friedr. Nicolais Leben, Berlin 1820, S. 183 bekannt, der in der Fußnote zu einem Aufsatz Mendelssohns schreibt: „Deshalb tadelte Schiller, als er die Jungfrau von Orleans in Berlin aufführen sah, die übergroße Pracht des Krönungszuges; er sagte: Man habe den Zug und [nicht?] die Jungfrau gegeben."

412. (S. 238 f.) Brief-Auszug.

Berühmte Schriftsteller der Deutschen. Berlin 1854, S. 144 f. Unterzeichnet Dt. Die Anekdote ist wahrscheinlich schon Oemler bekannt gewesen, ohne von ihm verstanden zu werden; denn er will von Schiller den Ausspruch gehört haben (Schiller oder Scenen u. Charakterzüge aus s. spätern Leben, S. 83): „Lebte ich in Berlin und wär' an das Theater gefesselt: mich würde die nachtheilige Zugluft im Schauspielhause einige Jahre früher zum Grabe fördern!"

413. (S. 239 f.) Val. Teichmanns Literarischer Nachlaß, hsg. v. F. Dingelstedt. Stuttgart 1863, S. 234 f.

414. (S. 240 ff.) Mitgeteilt von C. Schüddekopf, Goethe-Jahrbuch XX (1899), S. 96 f. Als Goethe 1829 seinen Briefwechsel mit Schiller dem König Ludwig I. zueignete, sprach er den Gedanken aus, wie sehr für Schiller das Glück, einem solchen Fürsten anzugehören, wäre zu wünschen gewesen: „Durch allerhöchste Gunst wäre sein Daseyn durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, seine Umgebung erweitert, derselbe auch wohl in ein heilsameres besseres Klima versetzt worden, seine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beschleunigt gesehen, dem höchsten Gönner selbst zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung." Durch diese Äußerung, in der er einen Vor-

wurf gegen die Fürsten Deutschlands erblickte, wurde Beyme zum Widerspruch und zur Mitteilung der Berliner Berufungsangelegenheit im Intelligenzblatt Nr. 29 der Hallischen Literaturzeitung vom April 1830 herausgefordert. Vgl. dazu Adolf Stölzel, Die Verhandlungen über Schillers Berufung nach Berlin. Berlin 1905 und Goethe-Jahrbuch XXX (1909), S. 187 ff. — Noch im September 1809 schreibt Königin Luise: „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? warum mußte er sterben?"

415. (S. 242.) A. Pick, Schillers Reise nach Berlin im Jahre 1804. Berlin 1905 (Schriften des Vereins für die Gesch. Berlins, 40. Heft), S. 32.

416. (S. 242—44.) Aus dem Briefwechsel von Wilhelm u. Caroline v. Humboldt. Bd. 2, S. 167, 175, 219, 240 f.

417. (S. 244—48.) Aus Briefen von Heinr. Voß d. J.

An Solger: Archiv 11, 110. An Frau Griesbach: Mittheilungen über Goethe u. Schiller, hsg. v. Abr. Voß. Heidelb. 1834, S. 67 f. An Abeken: Gräf S. 49, 53 f. An Hellwag: Progr. d. Gymn. Eutin 1864, S. 7 f. An Boie: Mittheil. S. 20 f.

418. (S. 248—251.) Aus Briefen von Stephan Schütze.

Der Brief an Jariges mitget. v. K. Siegen, Literarischer Merkur. Jahrg. IV, S. 4 ff. (1. Okt. 1883); der an Becker: Goethe-Jahrb. 7, 215 f.

419. (S. 251.) Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit (1855), S. 24. — Von dem Plan des „Attila" schreibt auch Gruber (Nr. 353, S. 160 dieses Bandes); ebenso Oemler (Scenen u. Charakterzüge S. 14). Einige Briefe an Böttiger lassen das Gerücht, das Schiller selbst am 11. Okt. 1804 in einem Brief an Körner widerlegt, verfolgen. Am. 10 Sept. 1804 berichtet Rochlitz: „Sein Zug des Bacchus nach

Indien ist bald fertig, aber der Attila ist indessen bei Seite gelegt"; am 24. Jan. 1805 schreibt Frl. v. Göchhausen: „Schiller denkt an keinen Attila, wohl aber an eine Übersetzung der Pheder des Racine." (Akadem. Blätter 1884, S. 614f.)

420. (S. 251—58.) Aus Briefen von Heinr. Voß.

An Boie: Mittheil. I, 23f.; an Solger: Archiv 11, 116; an Truchseß: Mittheil. II, 75. 101; an Abeken: Gräf, S. 62ff.; an Niemeyer: Mittheil. I, 56; an Jean Paul: Briefwechsel zwischen H. Voß und Jean Paul, hsg. von Abr. Voß, Heidelberg 1833, S. 13f.

421. (S. 258f.) Einzeichnung in das Album des Weimarer Schillerhauses; unterschrieben: „Lengsfeld, den 10. Febr. 1848. Christian Schreiber." Schreiber war als mittelmäßiger Lyriker hervorgetreten. In seiner autobiogr. Skizze (Justi, Grundl. zu e. Hess. Gelehrten-, Schriftsteller- u. Künstler-Geschichte. Marburg 1831. S. 738) erzählt er: „Wenn dennoch große Meister, wie Wieland . . ., Matthisson . . .; und selbst Schiller, den ich nur zweimal sah, und dessen hohe Gestalt und himmlisches Auge ich nie vergessen werde, mich freundlich ermunterten: so mögen einige spätere Leistungen . . . jene günstige Meinung vielleicht rechtfertigen."

422. (S. 259.) Planer u. Reißmann, Joh. Gottfr. Seume. Leipzig 1898. S. 456. Der Chevalier Auguste Du Vau, der als polit. Flüchtling eine Zeitlang in Weimar Sprachstunden gab, veröffentlichte später eine „Notice sur la vie et les ouvrages de J. C. F. Schiller." Vgl. L. Gerhardt, Zeitschr. für Bücherfreunde. 9. Jahrg. I, 68ff.

423. (S. 260.) Aus den Aufzeichnungen von Karl von Schiller.

Eine andere Form dieser Erinnerung bei E. Müller, Schiller. Intimes aus s. Leben. S. 130f.

424. (S. 260f.) Kühnes Europa. 1855. Nr. 26. Sp. 311f.

425. (S. 261 f.) Verfasser: Gustav Kühne, im Gedenkbuch an Friedr. Schiller. Leipzig 1855. S. 17. Vergl. Anm. zu Nr. 187 in Bd. 2.

426. (S. 262—67.) Aus Briefen von Heinrich Voß.

An Niemeyer: Mittheilungen I, 59 f. u. S. 39 ff.; an Eichstädt: Goethe-Jahrbuch VI, 114; an Abeken: Gräf, S. 73. 80; an Göschen: handschriftlich auf der Königl. Öffentl. Bibliothek zu Dresden.

427. (S. 267 f.) Aus den Erinnerungen eines Weimarischen Veteranen von Heinr. Schmidt. S. 223 f.

Etwas anders berichtet dieselbe Geschichte nach der Erzählung seiner Mutter Julius Schwabe in den „Erinnerungen eines alten Weimaraners an die Goethezeit" S. 22: Wenn Schiller in die Stadt ging, pflegte er als den nächsten Weg den sein Haus mit dem Vorderhaus verbindenden Gang zu benutzen, und begegnete hier oft den Hausgenossen des Vorderhauses. Er verfehlte dann selten, ein freundliches Wort an sie zu richten. So traf er auch eines Tages in der Hausflur mit meiner Mutter zusammen, die eben ausgehen wollte.

„Wo wollen Sie denn hingehen, Mamsell Schmidt?" redete Schiller sie an. (Mit Fräulein wurden nur Adelige angeredet.)

„In die Komödie, Herr Hofrat!" (Man sagte damals nicht: ins Theater, sondern in die Komödie, auch wenn eine Tragödie gegeben wurde.)

„Was geben sie denn heute?"

„Wallensteins Tod."

„Ach, da sollten Sie nicht hingehen! Für junge Mädchen paßt etwas Heiteres, keine Trauerspiele!" —

Wallensteins Lager wurde am 11. Februar 1805 gegeben; Wallensteins Tod dagegen zwischen dem 25. August 1804 und 22. Juli 1805 überhaupt nicht.

428. (S. 268—71.) Aus Goethes Annalen. Weimarer Ausgabe I, Bd. 35, S. 188—93.

429. (S. 271 f.) Aus den Aufzeichnungen Karls v. Schiller.
Über den Oberhofmeister v. Stein schreibt Charlotte am 17. Febr. 1801 an Fritz v. Stein (Urlichs I, 460): „Der hiesige Stein ist sehr gut und brav, und mir in seiner Art sehr merkwürdig. Schiller hat auch ein großes Tendre für ihn und behauptet, er erinnere ihn an einen Wilden des Orinoco. Auch fürchtet er, in zwanzig Jahren gebe es diese Race Menschen gar nicht mehr."

430. (S. 272.) Aus Caroline v. Wolzogens Tagebuch. Original im Körner-Museum zu Dresden.

431. (S. 272.) Aufzeichnung von Caroline v. Wolzogen.
Aus Schillers letzten Tagen, Privatdruck von H. G. Gräf, Weimar 1905, mit Facsimile.

432. (S. 273.) Eintrag in das Album des Weimarer Schillerhauses, unterzeichnet: Caroline Fürstin zu Schwarzburg Rudolstadt geb. P. v. Hessen Homburg. Rudolstadt den 24. März 1849.

433. (S. 273—79.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 268—80.
S. 279: Über Schillers Begräbnis gibt es eine eigene Literatur: Ad. Stahrs Entrüstung (1851) wurde durch die aktenmäßige Darstellung von Jul. Schwabe (1852) beschwichtigt. Vgl. auch Genast I, 17 ff., Heinr. Schmidt (Erinn. e. Weimar. Veteranen, S. 221 ff.) und Heinr. Voß (Gräf, S. 84 f.).

434. (S. 279.) Aus Karl Ludw. v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette, hsg. v. Düntzer, Jena 1858, S. 223.

435. (S. 280—84.) Aus Briefen von Charlotte v. Schiller.
An Fried. v. Gleichen: Euphorion XII, 718; an Fritz v. Stein: Briefe von Goethe u. dessen Mutter u. s. w., hsg. von Ebers u. Kahlert 1846, S. 161 f. (Ähnlich an Fischenich: Hennes, Andenken an Barth. Fischenich 1841, S. 108). — Die Briefe an die Schwägerinnen: Urlichs, Charlotte I, 357. 351—54.

436. (S. 284—86.) Aus einem Brief an Gruber.

Friedrich Schiller, Leipzig 1805, S. 56—60. — Dieser Brief, der die Grundlage für die meisten Darstellungen der nächsten Zeit abgibt, ist, wenn auch in manchen Punkten unzuverlässig, doch sicherlich keine Fälschung Grubers, sondern eine Wiedergabe dessen, was man sich in Weimar erzählte.

437. (S. 286 f.) Der Freimüthige. 1805. Nr. 107 (30. May).

Das Sektionsprotokoll von Dr. Huschka ist in Hoffmeisters Schiller, Bd. 5 (1842), S. 329 f. abgedruckt.

438. (S. 287—89.) Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers.

Genast I, 153—56.

439. (S. 289.) Goethe-Jahrbuch VII, 299.

Gerade umgekehrt äußerte sich Friedr. v. Gentz: „Wäre die Frage, was für Deutschlands bestes Interesse ungünstiger gewesen wäre, daß kein Goethe, oder daß kein Schiller — überhaupt gelebt hätten, so entscheide ich für das erste. Wenn ich aber dann zu wählen gehabt hätte, wer jetzt lieber sterben sollte — Gott verzeihe es mir! — ich würde nicht so gewählt haben, als Er. Goethe hat sein Bestes gethan: seine Laufbahn ist im Ganzen vollendet; aber Schiller hatte noch eine ganz neue zu betreten; und in dieser, das weiß ich, hätte er etwas Unendliches gewirkt. Man muß sich unterwerfen; aber einen solchen Geist so auf einmal verstummen und verschwinden zu sehen, ist gräßlich" (Frankls Sonntagsblätter 1846, Nr. 19. Danach Wurzbachs Schillerbuch Marg. 2221). Vgl. auch Voigt an Böttiger 16. Mai 1808: „Unsere deutsche Dichtkunst verliert viel mit einem Manne, dessen Talent immer höher sich aufschwang, statt daß unsere berühmtesten Dichter ausgebeutelt sind. Ich hoffe, daß Herr Merkel in Berlin sorgen wird, diesen Verlust zu ersetzen. Daß Schiller sich nicht überlebt hat, wird seinen Ruhm dauerhafter machen. Hr. von Goethe ist wieder sehr wohl und

munter; ich fürchtete einen fatalen Eindruck von Schillers Tod, aber das contra audentior ito scheint eingetreten zu sein und frischer Muth ist schon Lebensstärke." (Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 72.)

440. (S. 289—91.) Aus Robinsons Erinnerungen.

Nach dem Original mir mitgeteilt von Herrn L. L. Mackall.

441. (S. 291.) Caroline v. Wolzogens Literar. Nachlaß II, 448.

442. (S. 291 f.) Aus Briefen von Johann Dietrich Gries.

An Hufeland: Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit. S. 25; an Charlotte: Urlichs II, 201 f.

443. (S. 292—314.) Aus Briefen von Johann Heinrich Voß d. J.

An Wilh. Voß, Abeken, Dethleffsen und Solger: Archiv 11, S. 121—127; an Friedr. Karl Wolff: Tägliche Rundschau 1905, Nr. 108; an Iden: Archiv 4, S. 244—50; an Hellwag: Progr. des Gymnasiums zu Eutin 1864, S. 8; an Abeken: Gräf, S. 99f.; an Niemeyer: Mittheil. I, 45—60. 69f., vorher ungenau in der Zeitung für die Elegante Welt 1826, Nr. 21 (30. Jan.), Sp. 161 ff.; an Charlotte Schiller: Urlichs III, 218.

S. 296, Z. 6: Dasselbe Wort aus Othello V, 2 wendet Voß auch auf Goethe an. (Mittheil. I, 38.)

S. 299, Z. 21 ff. Vgl. auch S. 255. 294. Von der geplanten Reise nach Cuxhaven erzählt auch eine Bleistiftnotiz aus jener Zeit, in der Voß sich selbst mahnt: „Mit Schiller'n den Plan für Cuxhaven besprechen" (G. A. Müller, Antiquitäten-Rundschau 1903, Nr. 3, S. 34).

S. 308, Z. 8 v. u.: Heinr. Schmidts Kupferstich nach dem Porträt der Ludovika von Symanowicz ist wiedergegeben im Marbacher Schillerbuch III, 198.

S. 315, Z. 13: Vgl. das Gedicht „Die Freundschaft" in den „Philosophischen Briefen". V. 37 ff.

S. 316, Z. 22: Freundin: Christiane Vulpius; vgl. die Mitteilungen aus anderen Briefen bei Gräf, S. 84.

444. (S. 314.) Urlichs, Charl. v. Schiller u. ihre Freunde III, 157. Dieselbe Aufforderung spricht Heinr. Voß am 15. April 1807 aus (Urlichs, Charlotte III, 217).

445. (S. 315—318.) Aufzeichnungen von Charlotte von Schiller.

Urlichs I, 105. 108. 110. Die für die Kinder bestimmten Aufzeichnungen hatte Charlotte schon vor den Anregungen von Graß und Voß (vgl. Nr. 444 u. Anm.) begonnen. Der letzte Abschnitt entstand aus dem Widerspruch gegen Oemler. Vgl. 327 u. 328. Dörings Buch (1822) regte sie aufs neue zum Versuch einer eigenen Schillerbiographie an; „Ich schreibe immer auf, wenn ich Gemütsruhe und Stimmung habe", teilt sie am 14. Januar 1822 dem Sohne Ernst mit (Schmidt, Schillers Sohn Ernst. 2. Aufl. 1905, S. 220).

446. (S. 318.) Notizen für Körner von Charlotte von Schiller. Handschriftlich im Marbacher Schillermuseum.

447. (S. 319.) Aus Briefen von Charlotte v. Schiller.

An Frau Griesbach: Urlichs I, 387; an Cotta: Marbacher Schillerbuch I, 374; an Caroline v. Humboldt: Urlichs I, 405. Ähnlich an Christophine 7. Juli 1809 (Urlichs I, 363).

448. (S. 320 f.) Aus dem Nachlaß Carolinens v. Wolzogen.

Mitgeteilt von P. Schwenke, Zeitschr. f. Bücherfreunde IX (1905/06), Heft 2/3, S. 59.

449. (S. 321—333.) Aus Caroline v. Wolzogens Biographie. II, 282—307.

450. (S. 337 f.) Original undatiert im Marbacher Schillermuseum. Das Datum entnehme ich Schwabs vielfach veränderter Wiedergabe in seiner Biographie S. 752.

451. (S. 338.) Urlichs II, S. 201 f.

452. (S. 339—49.) Aus Briefen von Wilhelm v. Humboldt.

An Mad. de Staël: mitgeteilt von Erich Schmidt, Marbacher

Schillerbuch I (1904), S. 2—4; an Goethe: Goethes Briefwechsel mit den Gebr. v. Humboldt, hsg. v. Bratranek, Leipzig 1876, S. 225—27. Goethe-Jahrbuch VIII, 73f. Geigers Ausgabe des Briefwechsels (1909), S. 191—195. 199f.; an Körner: Briefwechsel zw. Schiller u. Wilh. v. Humboldt, hsg. v. Leitzmann, (Stuttgart 1900), S. 325f. Diezmann, Aus Weimars Glanzzeit, S. 30—33. Wilh. v. Humboldt, Ansichten über Ästhetik und Literatur, hsg. v. F. Jonas (1880), S. 118. Deutsche Rundschau, Nov. 1908, Bd. 35, S. 200ff.; an Wolf: Gesammelte Werke von Wilh. v. Humboldt, Bd. 5, S. 263; an Schweighäuser: Abschrift des Originals durch Professor Leitzmann; an Charlotte Diede: Briefe an eine Freundin, hsg. v. Leitzmann I, 205f., II, 228; an Caroline v. Wolzogen: Lit. Nachlaß II, 61.

453. (S. 349f.) Aus Wilh. v. Humboldts Vorwort zu seinem Briefwechsel mit Schiller.

Leitzmanns Ausgabe. S. 38.

454. (S. 350f.) Aus Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.

Bd. 1. (1835) S. 271—73.

455. (S. 352.) Goethe im Gespräch mit Joh. Dan. Falk.

Falk, Goethe aus näherem persönl. Umgang dargestellt. 1832, S. 161.

456. (S. 352.) Goethe im Gespräch mit Kanzler v. Müller.

Hsg. v. Burkhardt. 3. Aufl. S. 114f.

457. (S. 352f.) Goethe im Gespräch mit Abeken.

Goethe in meinem Leben, hsg. v. Heuermann, S. 178.

458. (S. 353.) Verfasser: R. Abeken. Weimarer Sonntagsblatt III (1857), S. 294. Biedermann, Goethes Gespräche. 2. Aufl. Bd. 1. S. 400.

459. (S. 353—57.) Epilog zu Schillers Glocke.

Goethes Werke, Weim. Ausgabe, Bd. 16, S. 165—68.

Nachträge.

6a. (S. 358f.) Aus Abekens Tagebuch.

Goethe in meinem Leben, hsg. v. Heuermann. S. 117f.

45a. (S. 359—66.) Der Brief, der eine Quelle für Streichers Buch bildet, ist mitgeteilt von Minor im Gedenkblatt der Neuen Freien Presse, Nr. 16241 (vom 7. November 1909). Streichers Fragen, die uns nicht erhalten sind, lagen seinem von Speidel und Wittmann (Bilder aus der Schillerzeit, S. 22f.) veröffentlichten Briefe vom 30. August 1826 bei. Die Familie Schiller war über Christophinens Mitteilungen an Streicher wenig erfreut (Schmidt, Schillers Sohn Ernst, 2. Aufl. S. 312. 344. 346). Streicher plante, seine Aufzeichnungen auch auf Schillers spätere Lebenszeit auszudehnen (vgl. Rollet, Begegnungen Wien 1903, S. 25f.)

121a. (S. 366.) Der Sammler für Kunst und Alterthum in Nürnberg, 1. Heft, 1824, Nr. 13. Danach Weltrich in seiner Schillerrede 1905 (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 1905, Nr. 109).

129a. (S. 367.) Aus der Familientradition mir mitgeteilt von Herrn cand. phil. Wolfgang Götz in Berlin.

132a. (S. 367ff.) Schilleriana.

Schilleriana das ist Leben Characterzüge, Begebenheiten und Schriften. Hamburg [1809]. Bibliothek Aufsehen erregender Männer des ehemaligen Deutschlands I, 3. 69f. 77ff. — Der Verfasser dieser in allen übrigen Teilen unselbständigen und unzuverlässigen Anekdotensammlung muß Schiller in seiner Leipziger und Dresdener Zeit tatsächlich gekannt haben, um so mehr, als die vorausgehenden Biographien vom Dresdener Aufenthalt und Henriette v. Arnim überhaupt nichts wissen. Man hat wohl an Dr. Albrecht als Verfasser zu denken, der Schillers Prosa-

bearbeitung des Don Carlos 1808 im gleichen Hamburger Verlage herausgegeben hatte.

139a. (S. 370.) Aus Ludwig Schubarts Selbstbiographie.

Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler, nebst kurzen Biographien derselben, hsg. v. Christ. Wilh. Bock. Nürnberg 1802. Bd. 1, Heft 11, Nr. 3.

141a. (S. 370f.) Literarischer Nachlaß der Frau Caroline v. Wolzogen. Leipzig 1849. Bd. 2, S. 189. 190f.

Zu Schillers erstem Besuch in Rudolstadt (Nr. 173, Bd. 2, S. 143) wären nachzutragen die Tagebuchaufzeichnungen Wilh. v. Wolzogens, die indessen zu dürftig sind, als daß sie im Text Aufnahme finden könnten. Ich reihe sie deshalb hier ein, nach Schwenkes Kleinen Beiträgen zur Schillerliteratur S. 19:

(Bauerbach) d. 25. (Nov. 1787) Geburtstag — Kirche — Tafel — Bretzel mit Lichterchen, Kinder — Fabrik — Abends 9 Uhr Schiller — mit Schwester u. Reinwald — Tanz der Kleinen.

d. 26. Gesellschaft beysammen — Don Carlos. Juden Present.

d. 28. Mit Schiller nach Meinungen — Abends wieder zurückgeritten — Comoedie — schlecht.

d. 5. (Dez.) Morgens früh 1/2 7 Uhr mit Schiller nach Rudolstadt — Suhl — Gewehrfabrik, einzelne Professionisten — 5 Stunden — Ilmenau — 5 Stunden das. logiert — Eisenbergwerke.

d. 6. Morgens um 1/2 7 fort — Königssee — Rudolstadt um 4 Uhr.

d. 7. Schiller nach Weimar.

Eine Tagebuchaufzeichnung vom 28. April 1781 (Schwenke S. 18) gibt ohne weitere Äußerung über Schillers Persönlichkeit den Eindruck der eben gelesenen „Räuber" wieder: „Man sieht sein junges, feuriges, ungebildete Genie ganz und gar darinn; er kann noch einer von den schönen Geistern Deutschlands werden, wenn er es nicht schon ist.

145a. (S. 371.) Literar. Nachlaß. Bd. 2, S. 157f.

151a. b. (S. 371f.) Aus Friedrich Gedikes Tagebuch. Aus Gedikes Bericht.

Horn, Friedr. Gedike. Berlin 1808. S. 185ff. Danach Rich. Fester, Archiv f. Kunstgesch. 1. Ergänzungsh. (1905). S. 1. 84. Einen weiteren Bericht über Schillers Vorlesungen im Winter 1792 enthält der kürzlich als Gabe der Berliner Bibliophilen facsimilierte Brief des Studenten Karl Rechlin an Karl Georg Curtius aus Lübeck: „Eben komme ich aus einem Collegium von Schiller. Ich will Dir deine Vorstellung nicht rauben, die du Dir von dem Manne machst. Doch ist es weit besser: Ihn zu lesen, als zu hören. Ein feiner, wohlgebildeter Mann. Was er ließt ist vortrefl: doch wie er ließt — Ein unausstehlicher Dialect, eine oft überaus falsche Declamation, eine unangenehme Ausrede. Lies seine Talia. Ein vortrefliches Journal. Ich lese es izt. Er wird hier wol nicht lange bleiben. Zu seinen Vorlesungen haben sich nur 29 unterschrieben, nnd neulich hat man ihm sogar d. Lichtscheere entwandt."

152a. (S. 372.) Literar. Nachlaß. Bd. 2, S. 193f.

154a. (S. 373.) Aus Friedrich Försters „Kunst und Leben", hsg. v. Kletke. S. 22.

Die Notiz ist schwer zu datieren und deshalb aus Bd. 2 fortgeblieben. Försters Vater war von 1787—1800 Prediger in Münchengosserstädt in der Nähe von Jena; er hatte von dort aus Schillers Vorlesungen besucht und seine Bekanntschaft gemacht. Am 5. Januar 1798 erhielt Schiller durch Cotta ein neues Exemplar der ersten Räuber-Ausgabe.

162a. (S. 373.) Charlotte v. Schiller. Bd. 2, S. 162.

164a. (S. 374.) Literar. Nachlaß. Bd. 2, S. 196f.

166a. (S. 374f.) Aus dem Tagebuch von Karl Graß (1791). Baltische Monatsschrift. 41. Jahrg. Heft 11, S. 299f.

175a. (S. 315f.) Schiller in Franzensbad.

Mitteilung von D. Reichl, Allg. Zeit. 1893, Nr. 158 (Beil. Nr. 131) — Lorenz Schaffer (geb. 1772) studierte damals in Prag.

186a. (S. 376—78.) Aus Briefen von Friedr. Schlegel an seinen Bruder August Wilhelm.

Hsg. v. Walzel. Berlin 1890. S. 43. 45f. 152. 234. 274. 509. — In zwei weiteren Briefen vom Oktober und vom 17. November 1793 verteidigt Friedrich noch einmal Schillers Anspruch auf den Titel eines großen Mannes (Walzel, S. 128).

192a. (S. 378—80.) Aus Johannes Falks Bericht über seine erste Reise nach Jena und Weimar.

Gedruckt zuerst durch Rosalia Falk in Kühnes „Europa" 1851, Nr. 25 u. 27, S. 193 u. 209. Unabhängig davon nochmals durch Heinr. Döring, Weimarisches Jahrbuch VI (1857), S. 12f. — Der Brief ist fälschlich auf 28. Dezember 1794 datiert und deshalb zunächst für den 3. Bd. dieser Sammlung bestimmt worden. Möglicherweise ist er am 28. Dez. 1793 geschrieben; die Reise fand, wie A. Leitzmann (Euphorion X, 550ff.) nachwies, im Sommer 1792 statt; der Besuch bei Schiller am 16. Juli, der bei Goethe am folgenden Tage. Daß Goethe sich damals bereits in dem Maße für Schiller interessierte, ist angezweifelt worden; Leitzmann ist der Ansicht, daß Falk manches von Schütz Gehörte Goethe in den Mund legt.

S. 379 Z. 3. Die Worte „und nachher Schauspieler" sind wegen ihrer Unrichtigkeit in Dörings Abdruck weggelassen.

201a. (S. 380.) Aus Fernows Tagebuch (1793).

L. Gerhardt, Carl Ludwig Fernow. Leipzig 1908. S. 35.

207a. (S. 381f.) Einzeichnung in das Album des Weimarer Schillerhauses. Unterschrieben: „Gotha d. 18ten Mrz 1849. Joh. Christ. Friedrich Mayer im 70ten Jahre. Fürstl. Reuß. G. Landes Dir. Rath. Eine Abschrift nach dem Original erhielt ich durch die Freundlichkeit von Prof.

Ed. Scheidemantel. — Auch A. v. Keller (Beiträge S. 33) kannte noch das Mansardenzimmer, in dem Schiller die „Räuber“ geschrieben haben soll.

209a. (S. 382f.) Original in Danneckers Nachlaß auf der Königl. Öffentl. Bibliothek zu Stuttgart. Die Fortsetzung des Briefes fehlt.

214a. (S. 383.) Handschriftl. Einzeichnung im Album des Weimarer Schillerhauses, unterzeichnet: „Günther von Ziegeler. Fürstlich-Schwarzenberg-Sondershausener wirklicher Geheimrath a. D.“ — Nach Abschrift von Professor E. Scheidemantel.

260a. (S. 383f.) Aus den Erinnerungen von Amalie v. Helvig geb. v. Imhoff.

v. Bissing, Leben der Dichterin Amalie v. Helvig. Berlin 1889. S. 18f.

295a. (S. 384f.) Der vom Jahre 1848 aus München datierte Brief ist ohne Angabe des Verfassers und des Adressaten veröffentlicht in den „Kieler Neuesten Nachrichten“ und danach in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 13. Nov. 1909 (Nr. 531; vgl. auch Nr. 535. 538). Als Komponist des Reiterliedes wird trotzdem nach wie vor Zahn gelten müssen (vgl. Nr. 295, S. 81f.), unter dessen Namen die Melodie auch im Musenalmanach für das Jahr 1799 erschien; doch könnte Destouches sie für die Weimarer Aufführung instrumentiert und vorher bereits in Schillers Auftrag eine eigene Komposition versucht haben, zu der ihm Herders Fenstertrommeln die Anregung gab.

321a. (S. 385.) Schillers Waidspruch.

Sylvana, Taschenbuch f. Forstmänner, Jäger u. Jagdfreunde auf d. J. 1814, hsg. v. Laurop u. Fischer. Marburg u. Cassel. S. 153. Danach Reinh. Steig, Euphorion IX, 121. Der Artikel ist unterzeichnet: G. König, Oberförster zu Ruhla. — Schillers

längerer Aufenthalt in Ilmenau ist nicht zu datieren; allenfalls wäre an eine Verwechslung mit Ettersburg zu denken, wo Schiller im Mai 1800 große Waldspaziergänge machte. Er wohnte dort beim Oberförster und hat auch einmal in einem größeren Kreise von Forstleuten und Jägern zu Mittag gegessen (Jonas VI, 157).

346a. (S. 386—88.) Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans aus Schillers Munde.

Original im Nachlaß Böttigers auf d. Königl. Bibliothek zu Dresden. Gedruckt: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Leipzig 1838. I, 135ff.; Fielitz, Studien zu Schillers Dramen. 1876. S. 84—86. — Wenn das Datum zutrifft, so sind die Äußerungen Schillers auf der Gesellschaft bei Kotzebue gefallen, an der Böttiger teilnahm (vgl. den folgenden Bericht von Gentz Nr. 254a S. 388).

S. 388 Z. 2: Die Seitenzahl entspricht der im Oktober erschienenen Erstausgabe (Kalender auf das Jahr 1802).

354a. (S. 388f.) Aus dem Tagebuch von Friedr. v. Gentz. Hsg. v. Ludmilla Assing. Bd. 1. S. 9. 11. 14. — Auch am 20. u. 23. vermerkt Gentz sein Zusammensein mit Schiller ohne nähere Angaben über die Unterhaltung. In Schillers Kalender ist am 18. November „Besuch von Gentz" verzeichnet.

366a. (S. 389.) Aus dem Tagebuch Amaliens v. Imhoff. Bissing, S. 68. 118.

370a. (S. 389f.) Bissing, S. 116. — Zur Benutzung des Adelungschen Wörterbuches vgl. Schillers Briefe an Cotta vom 18. Sept. 1795 und an Goethe vom 26. Jan. 1804 (Jonas IV, 271. VII, 118).

Bd. I, Nr. 33, S. 306: lies Harttmann.

Bd. I, Nr. 37, S. 306: Als Verfasser der „Fragmente“ im „Freimüthigen“ vermutet Leitzmann (Euphorion XV, 585) Massenbach. Vgl. auch Bd. 2, Nr. 53, S. 303f.

Bd. II, Nr. 97, S. 318: Eine Abschrift des ersten Briefes der Luise Pistorius befindet sich im Marbacher Schillermuseum. Die Schlußworte: „Viele Grüße an Gaab [den Mann der Tochter Emilie] von Deiner tr. Mutter“ bestätigen nochmals, daß nicht Emilie v. Gleichen die Empfängerin war.

Bd. II, Nr. 112, S. 323: Die Anekdote ist zuerst in Falks „Elysium und Tartarus“ (1806), Nr. 39, S. 160 mitgeteilt.

Bd. II, Nr. 127, S. 130: Die Kunstgespräche können nicht in Dresden stattgefunden haben, da Ferdinand Hartmann (geb. 1771) erst 1803 dorthin kam. Vorher hatte er indessen Weimar besucht, wo er bereits 1801 mit einem Kunstpreis gekrönt worden war.

Bd. II, Nr. 181, S. 229, Z. 1: lies „Batsch“.

Bd. II, Nr. 192, S. 345: Der Brief ist zuerst mitgeteilt im Gesellschafter von Gubitz 1821, S. 467. Unterzeichnet Lütkemüller. Dies ist aber schwerlich, wie Alb. Ludwig (Schiller und die deutsche Nachwelt S. 100) annimmt, der Verfasser, sondern wahrscheinlicher der Herausgeber. Wielands langjähriger Hausfreund hätte sich schwerlich diese Blöße gegeben.

Bd. II, Nr. 206, S. 348: Nach Mitteilung von Jul. v. Hartmann ist nicht Karl Mayer, sondern Gustav Schwab Verfasser der Gedächtnisschrift.

Register.

Die eingeklammerten arabischen Zahlen beziehen sich auf die Nummern der Berichte, die andern auf die Seiten; die römischen bedeuten die Bandzahl.

I. Verfasser der Berichte.

Anonyme Berichte.

II. Persönliche Beziehungen.

A. Jugendzeit bis zur Flucht aus Stuttgart.

B. Nach der Flucht von Stuttgart.

III. Aufenthaltsorte.

IV. Anlagen, Charakter, Neigungen, äußere Erscheinung.

A. Anlagen und Charakterzüge.

B. Neigungen u. Liebhabereien.

C. Äußere Erscheinung und Umgangsformen.

V. Lektüre u. Bildungsgang.

A. Lektüre.

B. Andere Bildungsquellen und Bildungsbestrebungen.

VI. Gesprächsthemen.

VII. Erlebnisse.

VIII. Werke und Entwürfe.

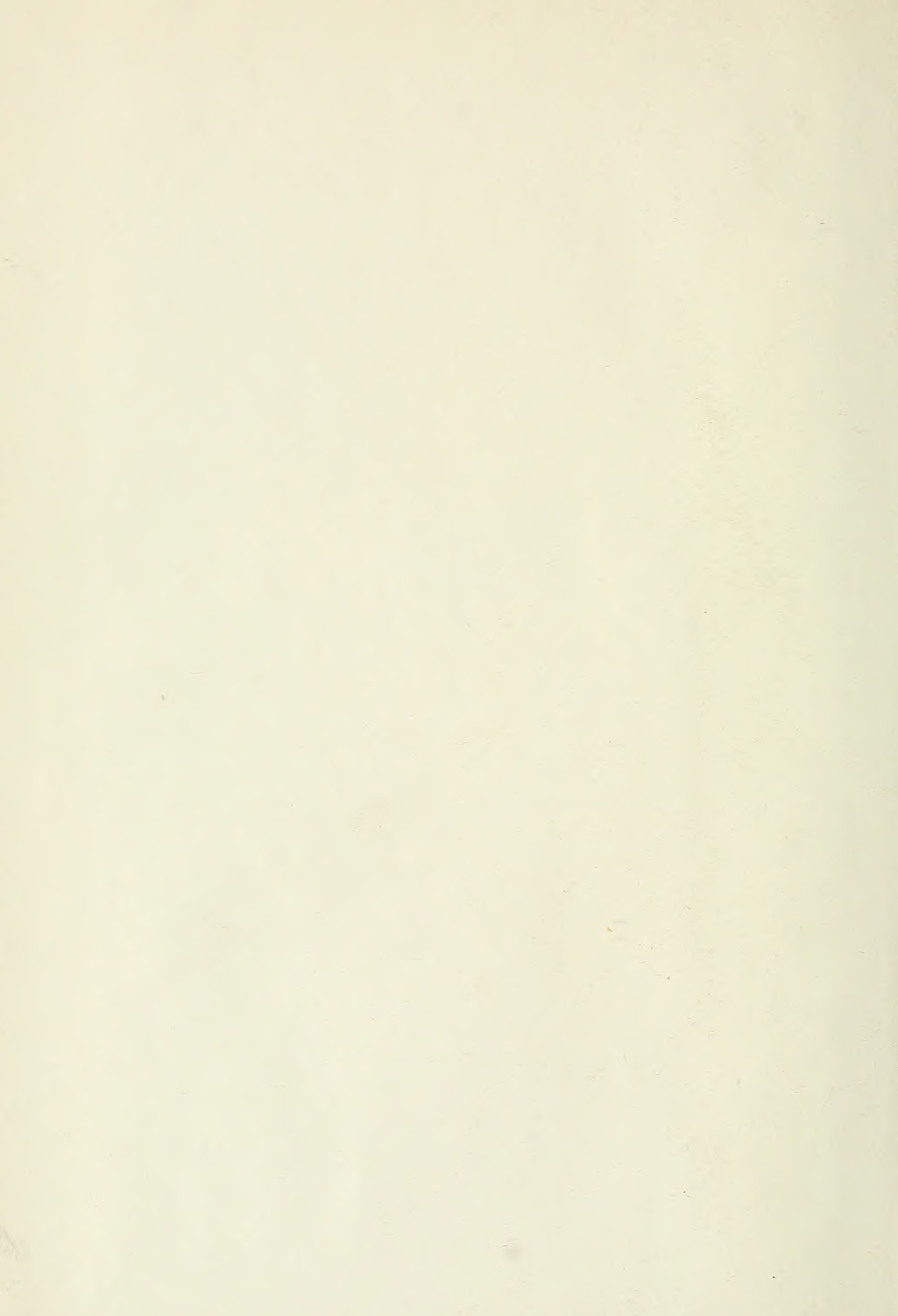


Gedruckt in Leipzig
bei Poeschel & Trepte.









LG
S334
.Yhe

Hecker & Petersen.
Schillers Persönlichkeit
v.3.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

